



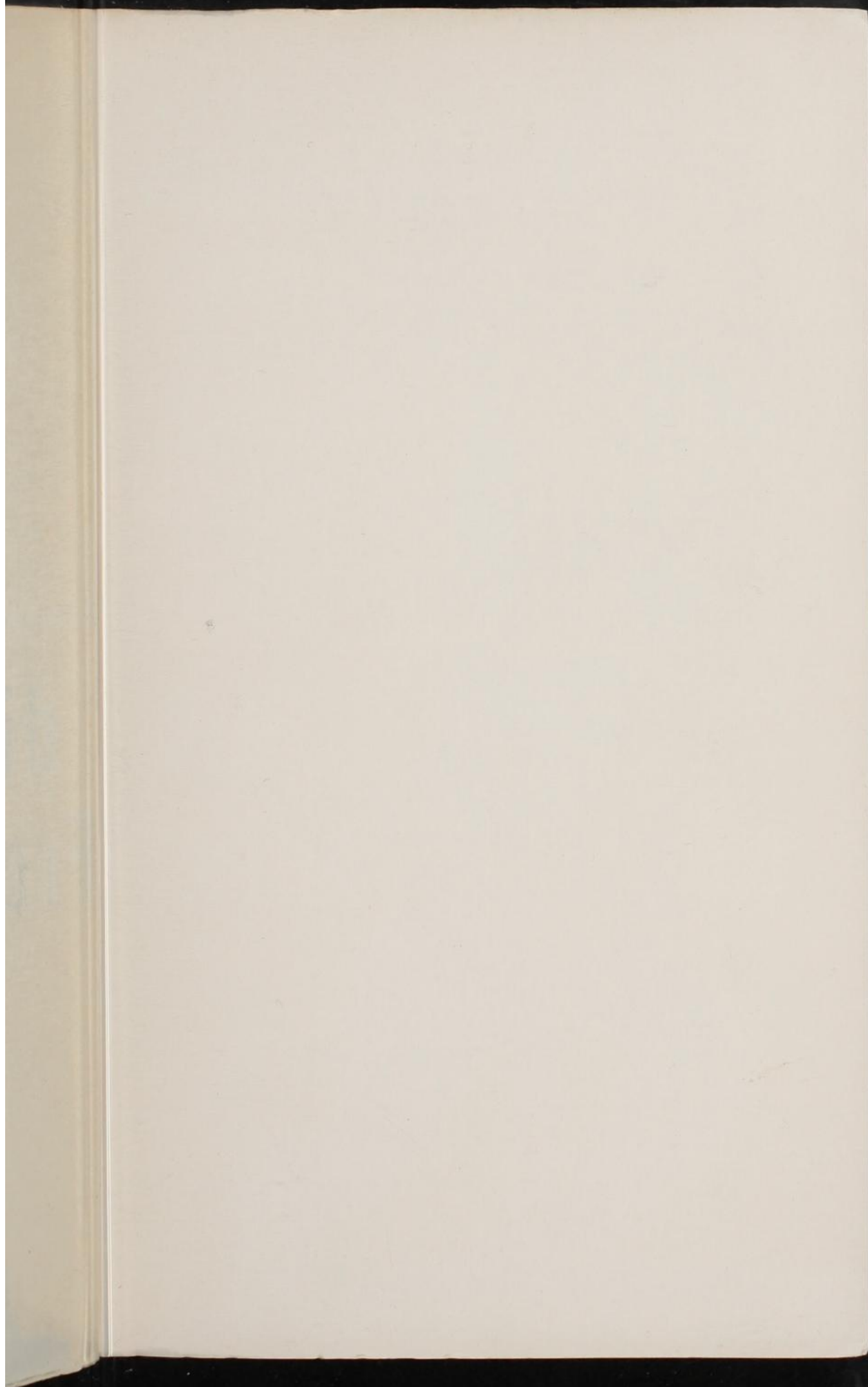
Edmond Michelet

**die  
Freiheitsstraße**

Im Namen aller Deutschen ist 12 Jahre lang die staatliche Macht maßlos mißbraucht worden. Rohe Gewalt, Menschenverachtung und organisierter Antisemitismus haben die Worte deutsch und Deutschland mit einem Stigma versehen, von dem wir nicht wissen, wie lange es ihnen noch anhaften wird. In den fünfzehn Jahren seit dem Kriege hat die Erforschung des Terrorapparates des Dritten Reiches die Unhaltbarkeit der These von der Kollektivschuld aller Deutschen erwiesen. Die uns damit gegebene Chance dürfen wir jedoch nicht in der Weise mißverstehen, daß wir uns der Kollektivhaftung entziehen, der Verpflichtung also, Unrecht, das in unserem Namen begangen worden ist, gutzumachen, soweit dies nach der Art des Unrechts und der Kraft des Einzelnen überhaupt möglich ist.

Das mindeste, was wir tun können, ist, daß wir vor dem Geschehenen nicht die Augen verschließen, sondern es zur Kenntnis nehmen. Wenn das Schlagwort von der Bewältigung unserer Vergangenheit überhaupt einen Sinn haben kann, dann nur diesen, daß wir zur Kenntnis nehmen und nachdenken, nicht aber wegschauen und „verdrängen“. Wenn die andern bereit sind, zu vergessen, so können wir das dankbar annehmen, wir aber dürfen nicht als erste vergessen wollen!

Edmond Michelet, ein enger Mitarbeiter des französischen Staatspräsidenten General de Gaulle, jetzt Siegelbewahrer und Justizminister, hat in diesem Buch seine Erlebnisse in der Hölle von Dachau be-



OSR 747

UB GIESSEN



27 014 810

151-

EDMOND MICHELET

---

DIE FREIHEITSSTRASSE

Die Freiheitsstrasse

DACHAU 1841-1842

1841-1842

1841-1842

1841-1842

1841-1842

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

Di

FU

EDMOND MICHELET

# Die Freiheitsstraße

DACHAU 1943 - 1945

Heike Duill  
Marianne Groß  
Breidensteiner Weg 74  
6000 Frankfurt/M. 90  
Telefon 069/7893368

EUROPA-CONTACT-GESELLSCHAFT  
FÜR INTEREUROPÄISCHE BEZIEHUNGEN

Deutsche Übertragung von Dr. Georg Graf Henckel von Donnersmarck  
Titel der französischen Originalausgabe «Rue de la Liberté»  
Erschienen bei Editions du Seuil, Paris 1955.

Alle deutschen Rechte bei Europa-Contact-Gesellschaft für intereuropäische  
Beziehungen m.b.H., Stuttgart.

Bei der Umschlaggestaltung wurde die Plastik von O. Zadkine  
«Zerstörte Stadt» verwendet (Rotterdam).

Das Buch wurde in der Korpus Trump-Mediäval gesetzt.

Satz und Druck: Belser-Druck, Stuttgart.

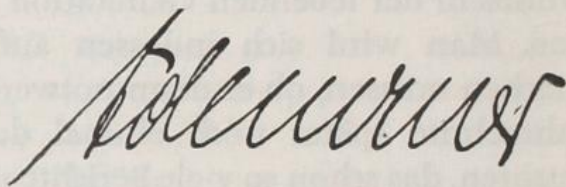
Bindarbeiten: H. Wennberg, Stuttgart

Dieses B  
Rang un  
zentric  
gangenh  
Deutsche  
derer V  
wußtsei  
den. Ma  
machen  
Jahrzeh  
zurufen,  
den „Ur  
erregt h  
uns möc  
Konzent  
damit fe  
an diese  
binden.  
die bere  
Opfer d  
nisse ur  
damit e  
unglück  
allen Be  
der unbe  
nungen  
Widerst  
gegen d  
gen ihre  
Freiheit  
Erschüt  
diesen  
und Tie

## Geleitwort

Dieses Buch eines französischen Politikers von hohem Rang und Ansehen, der als Deportierter durch die Konzentrationslager gegangen ist, führt zurück in eine Vergangenheit voll grauenhafter Geschehnisse, die, von Deutschen an Deutschen wie an den Angehörigen anderer Völker Europas begangen, niemals aus dem Bewußtsein der lebenden Generation verschwinden werden. Man wird sich indessen auf die Frage gefaßt machen müssen, ob es denn notwendig sei, anderthalb Jahrzehnte später noch einmal das Entsetzen wachzurufen, das schon so viele Berichte über den „SS-Staat“, den „Univers concentrationnaire“, in der ganzen Welt erregt haben und heute noch erregen. Manche unter uns möchten der Menschheit anraten, die Greuel der Konzentrationslager zu vergessen, weil sie selbst nicht damit fertig werden können, daß sich die Erinnerungen an diese Schrecknisse mit dem deutschen Namen verbinden. Dennoch wird das Buch von Edmond Michelet die bereits vorhandene KZ-Literatur bereichern. Ein Opfer des Terrors schildert seinen Weg durch Gefängnisse und Lager aus persönlicher Erfahrung und gibt damit einen Einblick in das innerste Erleben seiner unglücklichen Gefährten aus allen Teilen Europas, allen Berufen und sozialen Schichten, der bekannten und der unbekanntenen KZ-Häftlinge; und gerade diese Begegnungen mit namhaften Vertretern des französischen Widerstandes, aber auch der deutschen Auflehnung gegen das Hitlerregime verleihen diesen Aufzeichnungen ihren hohen menschlichen Wert. „Die Straße der Freiheit“ führt durch ein Pandaimonion, das tiefste Erschütterung beim Leser hinterlassen muß, der mit diesen von schwerem Leid Gezeichneten alle Höhen und Tiefen menschlicher Möglichkeiten durchmißt.

Man wird die Lektüre aber auch mit dem Gefühl hoher Achtung vor dem Verfasser beenden, der nach seinen eigenen Worten „nicht daran denkt, Deutschland aus seiner Herzensgeographie auszuschalten“ und der noch an der äußersten Grenze menschlicher Entwürdigung durch Menschen von dem Tage zu sprechen imstande ist, „an dem Frankreich und Deutschland sich endlich versöhnt haben werden“.



Adenauer

Krematorium



Block 2  
mit Kapel

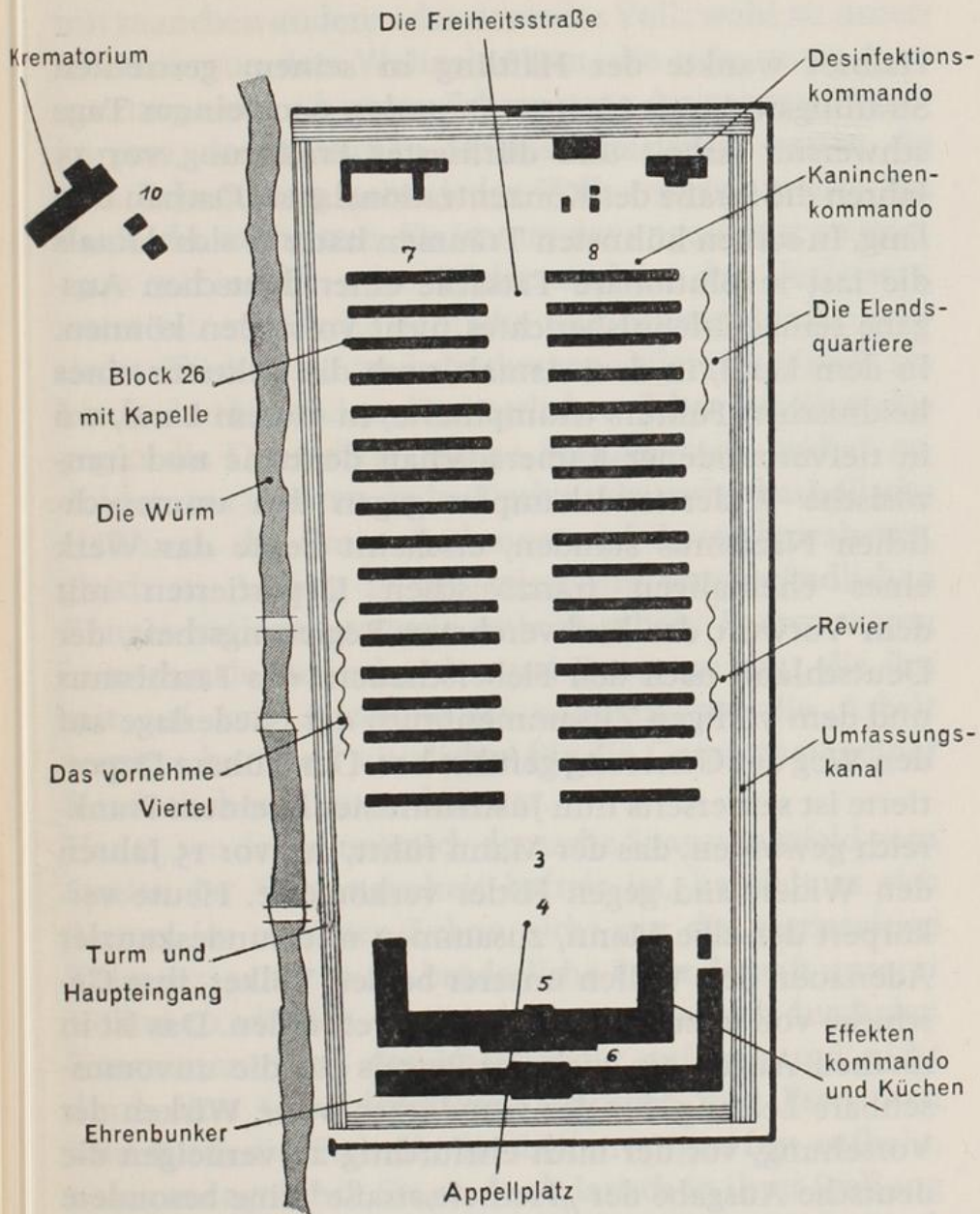
Die Wür

Das vornehm  
Viert

Turm un  
Haupteinga

Ehrenbun

l hoher  
 seinen  
 nd aus  
 er noch  
 digung  
 stande  
 endlich



## Vorwort zur deutschen Ausgabe

Halbtot wankte der Häftling in seinem gestreiften Sträflingsrock mit einigen Freunden nach einem Tage schwerster Arbeit und dürftigster Ernährung vor 15 Jahren die Straße des Konzentrationslagers Dachau entlang. In seinen kühnsten Träumen hätte er sich damals die fast revolutionäre Tatsache einer deutschen Ausgabe seines Erlebnisberichtes nicht vorstellen können. In dem Land, in dem damals noch die Diktatur eines heidnischen Führers triumphierte, in diesem Land, wo in tiefverbundener Kameradschaft deutsche und französische Widerstandskämpfer gegen den unmenschlichen Nazismus standen, erscheint heute das Werk eines ehemaligen französischen Deportierten mit dem Vorwort des hochverehrten Regierungschefs, der Deutschland nach den Fieberschauern des Faschismus und dem völligen Zusammenbruch der Niederlage auf den Weg der Genesung geführt hat. Der frühere Deportierte ist seinerseits nun Justizminister in einem Frankreich geworden, das der Mann führt, der vor 15 Jahren den Widerstand gegen Hitler verkörperte. Heute verkörpert derselbe Mann, zusammen mit Bundeskanzler Adenauer, den Willen unserer beiden Völker, ihre Geschichte von jetzt an brüderlich zu verbinden. Das ist in meinen Augen ein weiterer Beweis für die unvor-sehbare Leitung, für das wunderbar weise Wirken der Vorsehung, vor der mich ehrfürchtig zu verneigen die deutsche Ausgabe der „Freiheitsstraße“ eine besondere Gelegenheit gibt.

Die deutschen Leser dieses Buches werden, das hoffe ich zuversichtlich, darin keinen Anlaß finden, sich verletzt oder in ihrer echten Vaterlandsliebe getroffen zu fühlen. Vor 1933 war der Verfasser einer derjenigen, die als noch junge Leute für eine Versöhnung der beiden

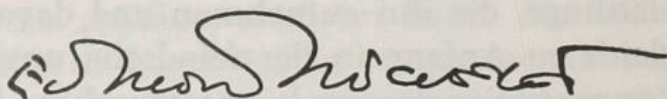
Mutterv  
Nach 19  
mit man  
scheiden  
nutzung  
körpers,  
eine Erk  
das Rech  
1940 wa  
unter se  
tische Fl  
Laufe d  
gegen d  
duldet.  
Häftling  
gleich z  
Konzent  
es noch  
mit auf  
weniger  
französi  
Heute, v  
Streite  
darum,  
Toleran  
Völker:  
Zusamm  
durch i  
sind du  
zusamm  
zu den  
gabe, ik  
Europa  
materie  
werden  
aufhöre

Muttervölker des modernen Europas wirken wollten. Nach 1933 und während des ganzen Krieges wußte er mit manchen anderen das deutsche Volk wohl zu unterscheiden von den Wahnsinnigen, die sich, unter Ausnutzung einer schweren Erkrankung des ganzen Sozialkörpers, des deutschen Staates bemächtigt hatten. So eine Erkrankung kann jedes Volk treffen; keines hat das Recht zu meinen, für immer davor gesichert zu sein. 1940 war es die erste Widerstandstat des Verfassers, unter seinem Dache deutsche und österreichische politische Flüchtlinge zu beherbergen. Niemals wurde im Laufe der folgenden fürchterlichen Jahre bei ihm das gegen die Deutschen übliche Schmähwort „boche“ geduldet. 1943 waren es in Dachau deutsche katholische Häftlinge, die ihn aufnahmen und davor bewahrten, gleich zu Anfang in der feindselig unverständlichen Konzentrationslagerwelt unterzugehen. Später waren es nochmals Deutsche, diesmal Kommunisten, die ihn mit auf ein „Kommando“ nahmen, wo die Arbeit weniger hart und nützlicher für die Gesamtheit seiner französischen Kameraden war.

Heute, wo das französisch-deutsche Spannungsfeld vom Streite der Vergangenheit befreit ist, handelt es sich darum, im täglichen Leben nicht nur die gegenseitige Toleranz, sondern die brüderliche Freundschaft unserer Völker zu schaffen, in einem Europa, das sich durch den Zusammenschluß der Vaterländer aufbaut und nicht durch ihre Unterdrückung. Deutsche und Franzosen sind durch die Technik, die Entfernungen fast aufhebt, zusammengeführt. Sie sind solidarisch in ihrer Stellung zu den großen Fragen der Welt. Sie stehen vor der Aufgabe, ihre Einzelheime im großen gemeinsamen Haus Europa zusammenzufassen, wo so viele berechnete materielle und moralische Interessen besser befriedigt werden können. Deutsche und Franzosen müssen also aufhören fern voneinander zu leben. Sie müssen ihre

tatsächliche Gemeinschaft durch Begegnung und aktiven Austausch verwirklichen.

Dieses kleine Buch ist der Freiheit gewidmet und dem Gedächtnis von so manchem, der dafür gestorben ist. Möge es sich einreihen in diesen Strom deutsch-französischer Gemeinschaft und ein bescheidener Beitrag werden zur endgültigen Vereinigung von Deutschland und Frankreich. Diese Vereinigung wird, des bin ich sicher, von kommenden Geschlechtern als das größte Werk der Deutschen und Franzosen unseres Zeitalters anerkannt werden. Es ist das Werk, das Fehler und Verbrechen sühnt und so Leid und Tränen rechtfertigt, an denen jeder von uns so ausgiebig teilgehabt hat.



Edmond Michelet

„So, das  
Tür des  
geschlossen  
wundere  
aber nicht  
sem lang  
hetzter M  
rung.  
Feigkeit?  
kommt r  
das Gefi  
Emanzip  
stark ges  
was man  
worden i  
Fast bes  
mit der U  
auf. Dur  
Schritten  
Nachricht  
muß an  
Exupéry  
Meine C  
ein. Ich  
gegeben  
haben:  
mich als  
wollen,  
schlager  
verschw  
\*) Deckn:

*Um die Bäckerjungenstunde*

„So, das wäre geschafft!“ Nun hat sich hinter mir die Tür des schäbigen Zimmers im Hotel Terminus geschlossen, in das mich der Feldwebel geführt hat. Ich wundere mich, von mir dieses Wort zu hören. Es ist aber nicht zu leugnen: meine erste Reaktion nach diesem langen erschöpfenden Dasein als gejagter, gehetzter Mensch ist schon dieser Seufzer der Erleichterung.

Feigheit? Vielleicht, alles in allem gesehen. Aber es kommt noch etwas anderes dazu. Noch nie hatte ich das Gefühl der eigenen Entschlußmöglichkeit der Emanzipation, mit einem Wort: der vollen Freiheit, so stark gespürt wie gerade in diesem Augenblick, wo das, was man gemeinhin die Freiheit nennt, mir entzogen worden ist.

Fast beschämt auf der Bettkante sitzend, halte ich mich mit der Untersuchung dieses Widerspruchs nicht lange auf. Durch das Fenster vor mir sehe ich mit sicheren Schritten eine liebe Gestalt gehen — unvorsichtig auf Nachrichten ausgehend —, die liebste von allen! Ich muß an die Gefährtin von Fabien denken, die Saint-Exupéry im „Nachtflug“ schildert.

Meine Gedanken schlagen nun eine andere Richtung ein. Ich mache mir Vorwürfe, den doch ganz klar gegebenen Befehl von Henri Frenay nicht befolgt zu haben: nach dem Alarm des letzten Monats hatte er mich als Ersatz für Tristan \*) nach Montpellier schicken wollen, der selber gezwungen war, sich ins Maquis zu schlagen. Aber wie soll man aus dem täglichen Leben verschwinden, wenn man sieben Bälger am Halse hat?

\*) Deckname für P. H. Teitgen in der Untergrundarbeit.

War es nicht das beste Mittel, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, einfach weiterhin zu kommen und zu gehen, seinen Beruf auszuüben und die Tätigkeit im Secours National zu verstärken, die eine so leichte Tarnung für das andere war?

Doch wozu jetzt, hinterher, solche Überlegungen? — In Deine Hände, Herr . . . ! — Das Wort kommt mir von selbst auf die Lippen, ganz selbstverständlich, ohne jede Dreistigkeit und Anmaßung.

— — „Raus!“

Die Tür wird mit Gewalt aufgerissen. Ehe ich mir Rechenschaft geben kann, reißt mich eine mächtige Mauschelle aus meinen Gedanken, begleitet von einer Sturzflut rauher Laute und krachender Töne, unter denen ich schließlich an mich persönlich gerichtete Flüche und Verwünschungen zu erkennen glaube.

Es ist mein Feldwebel von vorhin im Zustand sinnlos übersteigter Wut. Meine Ungeniertheit hatte ihn völlig aus der Fassung gebracht. Ich hatte nämlich vergessen, aufzustehen, als er eintrat.

Er kommt in Begleitung eines neuen Fanges: es ist ein großgewachsener Mann mit dem glattrasierten Gesicht eines anglikanischen Erzbischofs, Ehrenlegion, etwa 50 Jahre alt.

„Diese boches müssen brüllen wie Eselhengste, wenn sie sich aussprechen wollen“, bemerkt der Neuankommene ruhig, während wir dem sich entfernenden Schall der Stiefel des reizbaren Wächters auf dem Flur lauschen.

Soll ich es eingestehen? Es hat mich immer verdrossen, diesen Ausdruck „boches“ zu hören. Ich habe mich immer bemüht, ihn zu Haus zu verbieten, aber heute morgen muß ich so vieles hinnehmen, daß ich diese Feinheiten der Ausdrucksweise nicht mehr beachte.

Mit einer müden Bewegung hat der Neuankömmling seine dicke Aktentasche aus weichem Leder, die er

unter dem  
fen. Mit v  
zu: „Geor  
Stimme is  
ber vor. E  
erfüllt, fo  
zuteilte  
„Welche S  
Klang tie  
dieser sel  
nicht den  
scheint si  
Betonung  
Da wird r  
Georges C  
rei, verb  
rikergesic  
anno 48, j  
die aus  
1789 kom  
Ich bewu  
höre: „Di  
frei und  
angeklag  
außer in  
Wahrung  
Dieser A  
bensbeke  
Winterm  
gleich rü  
aber nich  
kung zu  
Er wußte  
vergan  
gung dez  
trauliche

unter dem Arm mitgebracht hatte, auf das Bett geworfen. Mit weit ausgestreckter Hand kommt er auf mich zu: „Georges Chadirat, Anwalt beim Obergericht.“ Die Stimme ist ernst, der Ton feierlich. Ich stelle mich selber vor. Ein kurzes Schweigen, von tausend Gedanken erfüllt, folgt diesem knappen Zwiegespräch. Der mir zugeteilte Gefährte bricht es:

„Welche Schande“, sagte er gravitatisch ernst mit einem Klang tiefster Überzeugung. Ich verstehe das Warum dieser seltsamen Überlegung nicht gleich und auch nicht den Ton, mit dem sie vorgetragen wird. Zunächst scheint sie mir unangebracht. Doch mit verstärkter Betonung wiederholte Chadirat: „Welche Schande!“ Da wird mir das Groteske der Lage klar.

Georges Chadirat, hoher Würdenträger der Freimaurei, verbirgt nämlich hinter seinem glattrasierten Klerikergesicht einen alten Bart, den der Republikaner von anno 48, ja noch mehr, er ist im Geiste einer von denen, die aus der verfassunggebenden Versammlung von 1789 kommen.

Ich bewundere sein Gedächtnis, als ich ihn zitieren höre: „Die Menschen werden frei geboren und bleiben frei und gleich in allen Rechten. Kein Mensch kann angeklagt, verhaftet oder gefangengehalten werden, außer in den vom Gesetz bestimmten Fällen unter Wahrung der gesetzlich vorgeschriebenen Formen.“

Dieser Anachronismus, die Erinnerung an das Glaubensbekenntnis der großen Ahnen an diesem grauen Wintermorgen 1943 war unter solchen Umständen zugleich rührend, drollig und unwiderstehlich. Ich hatte aber nicht den Schneid, Chadirat darüber eine Bemerkung zu machen.

Er wußte natürlich über die Verhaftungen Bescheid, die vergangenen Monat in Brive unsere Combat-Bewegung dezimiert hatten. Er selber hatte auch gewisse vertrauliche Verbindungen zu uns. Aber jetzt im Augen-

blick fragte er sich, was wohl der genaue Grund gewesen sein mochte für diesen Morgenbesuch der Gestapo-Leute<sup>1)</sup>, gefolgt von der Einladung, sie zu begleiten, die keinerlei Zweifel über die ihm gegenüber gehegten Absichten erlaubte. Er empfand eine Art Befriedigung bei dem Gedanken, daß nur seine Zugehörigkeit zur großen Loge von Frankreich ihm diesen schmeichelhaften Beweis der Aufmerksamkeit von ihrer Seite verschafft haben konnte.

Selbstverständlich fanden sich unsere Sympathien, und dies um so mehr, als unsere jeweiligen geistigen Familien, um es landläufig auszudrücken, voneinander sehr weit entfernt waren. Was uns aufregte, das war die Aussicht, daß das große Abenteuer, dem wir beide uns mit Haut und Haar verschrieben hatten, sich ohne uns vollenden würde.

Ruhig und in schnell sehr vertraulich gewordenem Ton setzten wir das Zwiegespräch unserer gegenseitigen Mitteilungen fort, als wir jäh unterbrochen wurden. Eine Art Wurfgeschloß drang wie ein Wirbelwind ein, wütend hereingeschleudert durch die Tür, die sofort ebenso heftig zugeschlagen wurde wie sie aufgerissen worden war. Ein blutiger Haufen Mensch war unter der Wucht des Stoßes mit einem langen Jammerlaut am anderen Ende des Zimmers zusammengebrochen. Chadirat wiederholte natürlich seine Verwünschungen: „Welche Schande“, sagte er zum fünften oder sechsten Male mit der gleichen Überzeugung.

Als diese neue morgendliche Jagdbeute der Gestapo ihre Gedanken wieder etwas gesammelt hatte, erfuhren wir, daß es sich um einen kleinen Handwerker aus unserer Stadt namens Pradaud handelte.

„Wie haben sie mich doch zusammengeschlagen, die

<sup>1)</sup> Wir haben später erfahren, daß es nicht genau die Gestapo war, sondern eine Organisation anderen Namens. Für uns Widerstandskämpfer wird der Name Gestapo für ewige Zeiten die in Frage stehende Einrichtung kennzeichnen.

Schweinek  
genug.  
Da erinne  
Combat-F  
haftet wor  
Hinweis,  
In Wirkli  
Pradaud  
hatte. Er  
ten. Aus  
und Kam  
nerlei Ker  
Im Laufe  
Glück der  
diejeniger  
oft mißbr  
gemachte  
„resistant  
Diesen ar  
tergingen  
noch diej  
sich flüste  
„Die Schä  
durch die  
berühren,  
dirat zu r  
und hielt  
für vergl  
den Tiere  
hergefall  
„Ich muß  
merkte P  
gerade ir  
nicht ein  
er war t  
gung ma

Schweinekerle“, sagte er tonlos. Man sah es deutlich genug.

Da erinnerte ich mich, daß Delon, mein Chef bei den Combat-Freikorpseinheiten, der vorigen Monat verhaftet worden war, mir von ihm erzählt hatte mit dem Hinweis, daß er sich wohl uns anschließen könnte. In Wirklichkeit war es schon einige Monate her, daß Pradaud sich dem Netz „Alliance“ angeschlossen hatte. Er hatte nicht auf uns gewartet, um zu arbeiten. Aus Sicherheitsgründen waren Nachrichtennetz und Kampfbewegung angewiesen, voneinander keinerlei Kenntnis zu nehmen.

Im Laufe der Jahre 1941 und 1942 fanden sich, auf gut Glück dem ersten besten Werbe-Sergeanten folgend, diejenigen zusammen, die man seitdem mit dem allzu oft mißbrauchten, mehr noch karikierten, lächerlich gemachten, beschmutzten oder entstellten Namen „resistants“, Widerstandskämpfer, bezeichnet hat.

Diesen armen Namen würden, wenn die Dinge so weitergingen, und sich nicht wieder einfingen, bald nur noch diejenigen leise mit zärtlichem Erinnern unter sich flüstern, die dabeigewesen waren.

„Die Schändlichkeit dieser boches tritt klar zutage auch durch die Tatsache, daß sie nicht gewagt haben, uns zu berühren, Sie und mich, die Bürgerlichen“, sagte Chadirat zu mir, — er verfolgte stur seinen Gedankengang und hielt die Ohrfeige, die ich vorhin bezogen hatte, für vergleichsweise unbedeutend — „aber wie die wilden Tiere sind sie über diesen unglücklichen Arbeiter hergefallen.“

„Ich muß gestehen, daß ich mich verteidigt habe“, bemerkte Pradaud. „Als sie mich holen kamen, war ich gerade in der Küche beim Anziehen. Sie haben mir nicht einmal Zeit gelassen, mich fertig zu machen“ — er war tatsächlich halb nackt — „Als ich eine Bewegung machte, um den Gashahn unter der Milch abzu-

drehen, haben sie sich irgendetwas eingebildet und sind über mich hergefallen.“ Er zwinkerte verständnisinnig mit dem Auge. Wir taten, als ob wir verstünden.

„Schließlich, im Wandschrank haben sie nichts gefunden. Das ist die Hauptsache. Trotzdem: ich habe ihnen ohne Frühstück folgen müssen. Ich vermissе doch sehr meinen Milchkaffee.“

Das war nun bei uns allen dreien der Fall. Wir sollten allerdings bald Gründe zum Bedauern haben, die sich auf weniger prosaische Dinge bezogen.

## II

### *Die Späße der Schwadron*

„Besiegte Erde schenkt uns die Sterne.“

(Ernst Jünger, „Strahlungen“)

Der Planenwagen, der unser melancholisches Trio von Brive nach Limoges befördert hatte, hält einen Augenblick, biegt dann nach rechts ein und kommt endlich ganz zum Stehen. Das Gebäude, vor dem wir uns befinden, trägt alle Kennzeichen der anständigen Hafträume einer guten alten französischen Kaserne. Wir sollten tatsächlich in Erwartung von Besserem in den „Kasten“ gepackt werden, wo der Schatten von Courteline<sup>1)</sup> uns empfangen sollte.

In dem Polizeiraum, in den uns ein gutmütiger feldgrauer Posten hineinführte, waren schon vor uns vier Leute angekommen. Der Empfang schien uns auf den ersten Anhieb sehr kühl. Wir müssen tatsächlich alle drei einen merkwürdig zweideutigen Eindruck gemacht haben. Derjenige von den Anwesenden, der das erschrockene Schweigen zuerst brach, erklärte uns später ganz einfach, er habe uns für Gestapo-Spitzel gehalten.

<sup>1)</sup> Französischer Militärhumorist 1860–1929.

Nach Beseitigung dieses Mißverständnisses machten wir nähere Bekanntschaft. Der Rahmen eignete sich gut dazu, einander sein Herz auszuschütten. Die vier weißgetünchten Wände zeigen noch die Spuren des Trotzes einer uns vorgeschichtlich anmutenden Zeit: „Es lebe die Klasse!“, „Tod den Greifern!“ und andere Aufschreie des Herzens, eingegeben von kleineren, aber manchmal dramatischen Konflikten, die in der Vergangenheit alle Schützen Croquebol und La Guillaumette in Gegensatz zu den Feldwebeln Flick und den Hauptleuten Hurlurett brachten. Dieser Wandschmuck erschien mir plötzlich als Zeugnis einer großen Zeit, die unsere Armee erlebt hatte. Dieser Gedanke unterstrich bitter unsere erbärmlich lächerliche Lage von heute. Im französischen Mutterlande waren seit einigen Wochen die letzten Reste der französischen Armee verschwunden. Nur eine Handvoll Franzosen hielt noch die militärische Hoffnung aufrecht, eine kleine zitternde Flamme in der Wüste, die durch die Namen Murzuk, Kufra und Bir Hakeim gekennzeichnet war.

In diesem Anfang des Jahres 1943 geben die neuen Insassen des Polizeiraumes des 6. Kürassierregiments von Limoges eine ziemlich getreue Übersicht über das, was einst die Kämpfer der „Resistance Metropolitaine“ sein werden, um eine Bezeichnung zu gebrauchen, die erst hinterher bekannt geworden ist und die für die Londoner Büros die immer zahlreicher und leidenschaftlicher werdende Armee derjenigen kennzeichnete, deren Herz mit den Soldaten von Leclerc oder Koenig zusammenschlug: die Gaullisten des Innern.

Neben den drei Ankömmlingen aus Brive, von denen man schwerlich hätte behaupten können, daß ihre Vorkriegsgedanken die gleichen gewesen seien, zeigten die vier anderen Franzosen, die am gleichen Morgen in la Creuse verhaftet worden waren, unter sich nicht weniger deutliche Gegensätze.

Da war zunächst unser Alterspräsident, der aus diesem Grunde das Recht gehabt hatte, sich seinen Platz auf der Pritsche auszusuchen. Es war ein Arzt aus Burganeuf mit grauen Schläfen, der Dr. Bonnet, der in jeder Beziehung der Vorstellung entsprach, die man sich von so vielen praktischen Ärzten aus unseren kleinen Provinzstädten machen kann: kultiviert, geistreich, ironisch. Er hatte sich aus seiner Pariser Universitätszeit den Spaß an Studentenscherzen aus den medizinischen Hörsälen erhalten. Unser Gefährte war während seiner Quartier-Latin-Jahre François Mauriac begegnet und öfter mit ihm zusammen gewesen. Er tat, als messe er dem weiter keine Bedeutung bei, aber das war nicht echt: in Wirklichkeit war er auf diese Jugendkameradschaft sehr stolz.

Damals war das Cahier noir noch nicht veröffentlicht, aber ich wußte, daß es in Arbeit war. Ich sprach verschleiert darüber mit Dr. Bonnet. Er tat, als ob er mich nicht verstünde. Ehrlich gesagt, wir hatten alle einen Kloß im Hals stecken. Wir wollten um keinen Preis den Eindruck erwecken, worüber auch immer es sei, etwas zu wissen. Wir waren klug wie die Schlangen, allerdings etwas spät.

Links vom Großmeister Chadirat hatte sich ein jovialer Vierziger niedergelassen: Tessier. Dieser erklärte uns, er käme von Gueret, einem ziemlich öden Nest, wo er, wenn ich mich recht erinnere, mit Kohlen und Kartoffeln handelte.

Dann, um bei der Sitzordnung auf dem gemeinsamen Lager dieses repräsentativen Raumes zu bleiben, kam Dayras, Rechtsanwalt in Aubusson. Er war im Jagdanzug, was auffallen konnte, da die Jagd bekanntlich während der Besatzungszeit verboten war. Seelenruhig trug er im Knopfloch ein Zeichen der französischen Frontkämpferlegion, was mich ein wenig aus der Fassung brachte. Dieses kleine Bügeleisen, wie wir damals

sagten,  
mismu:  
all dem  
Tatsäch  
damals  
schiede  
zur Arl  
werden  
Freiwil  
Opferb  
arbeite  
lagen, l  
Ungere  
chen.

Der let  
mir an  
denn a  
Träger  
Zweife  
wie sei  
Butter,  
wäre r:  
währen  
liche A  
das Ge

Die ge  
als ur  
mann  
Die Be  
gemac  
vorkat  
lichkei  
ken D  
eine B  
Es wa

sagten, erschien mir als das Symbol des Vichy-Konformismus, infolgedessen des absoluten Gegensatzes zu all dem, weswegen wir uns hier befanden.

Tatsächlich lagen die Dinge weniger einfach, als sie uns damals erscheinen konnten. Wie im Evangelium verschiedene Gruppen von Arbeitern sich beim Hausvater zur Arbeit im Weinberg melden, so muß anerkannt werden, daß es nacheinander verschiedene Schübe von Freiwilligen gegeben hat, die ihre Leistung und ihre Opferbereitschaft dem Unternehmen der Widerstandsarbeiter der ersten Stunde zubrachten. So, wie die Dinge lagen, konnte man damals — Anfang 1943 — nicht ohne Ungerechtigkeit von Arbeitern der elften Stunde sprechen.

Der letzte dieser Siebener-Gruppe war Dissoubray, der mir am meisten besorgt erschien. Er hatte Gründe dazu, denn als aktiver Agent des Alliance-Netzes war er als Träger von Dokumenten gefaßt worden, die keinerlei Zweifel über ihren Ursprung zuließen. Aus der Marche wie seine drei Komplizen, war er von Beruf Händler in Butter, Eiern und Käse im Bezirk Saint Sebastien. Er wäre rascher und sicherer zu Geld gekommen, wenn er während der Kriegszeit seine Tätigkeit auf seine berufliche Arbeit beschränkt hätte: Gott sei Dank, ist es nicht das Geldinteresse allein, das die Welt regiert.

Die gegenseitigen Vorstellungen waren kaum zu Ende, als unser friedlicher Wächter, ein alter Landsturmann der Wehrmacht, uns das Frühstück brachte.

Die Bewegungen des Morgens hatten uns alle hungrig gemacht. Wir taten dem Mahl, das uns recht anständig vorkam, alle Ehre an. Mit bester weltgewandter Höflichkeit wollten Chadirat und Dayras, die einige Brocken Deutsch konnten, unserem Kerkerhaushofmeister eine Bemerkung machen.

Es war einer von den Deutschen, wie alle Franzosen

einmal einen kennengelernt haben, der sich gerne auf eine Unterhaltung einließ, der nur sehr entfernte Beziehungen zu Kant, Schopenhauer oder Nietzsche hatte und für den Dienst am Dritten Reich nur begrenzte Begeisterung aufbrachte. Er hatte den anderen Krieg mitgemacht und hätte auf diesen gerne verzichtet, sagte er uns. Er war mit einem Wort einer von den guten Deutschen, von denen mein Großvater, der 1871 in der Loire-Armee mitgekämpft hatte, mit Überzeugung sagte, daß man sie sorgsam von den Stockpreußen unterscheiden müsse.

Die Unterhaltung ging schon zu Ende, als Chadirat neugierig und zugleich von ihm eingenommen, auf den Gedanken kam, ihn aus Höflichkeit nach seinem Namen zu fragen. Bescheiden die Augen senkend, antwortete er ganz harmlos: „Kalbfleisch.“ Chadirat und Dayras übersetzten das sofort auf französisch: „Fleisch vom Kalb“.

Kaum hatte sich das riesige Schloß hinter Kalbfleisch geschlossen, gingen die Kommentare los. Wir waren so richtig bei Courteline. Der Optimismus herrschte vor, man fühlte sich ganz sicher. Es war doch klar, daß der Krieg sich bereits dem Ende zuneigen mußte, wenn Hitler, um uns Terroristen zu bewachen, gezwungen war, solche Ladenhüter aufzubieten, alte Recken mit Verdauungsbeschwerden, deren kämpferischer Eifer sich symbolisch in dem Namen unseres Sträflingswächters Kalbfleisch darstellte.

Der Nachmittag verging, ohne daß etwas geschah. Um unsere verschiedenen Sorgen zu vergessen, berauschten wir uns mit Worten. Dayras hielt einen Vortrag über die Herkunft der Teppiche von Aubusson, während Chadirat über die wesentlichen Unterschiede zwischen dem „Großen Orient“ und der „Großen Loge von Frankreich“ sprach. Er betonte für die, die es noch nicht wußten, daß er dieser letzten angehöre und einen ge-

hoben  
zu geg  
Insass  
zahlre  
dieser  
klagte  
gekon  
Gebet  
sagt n  
der Fr  
tasche  
reicht  
beach  
von c  
könnt  
gelese  
Zur I  
von K  
Masch  
im H  
Der A  
fremc  
freun  
einig  
kenn  
uns z  
am I  
freur  
mach  
auf d  
Chac  
  
Dies  
Mild  
nien  
) Sol

hobenen Rang bekleide. Ich erinnere mich gut, daß er zu gegebener Zeit, mit einem Blick den Raum und seine Insassen abschätzend, bemerkte, wir wären eigentlich zahlreich genug, um einen Konvent abzuhalten. Aber dieser Appell blieb ohne Antwort. Ein wenig später klagte sich jemand laut an, nicht auf den Gedanken gekommen zu sein, ein Missale oder irgendein anderes Gebetbuch mitzunehmen. „Wenn es weiter nichts ist“, sagt mit seiner ernsten Stimme der hohe Würdenträger der Freimaurerei und kramte in seiner dicken Aktentasche, „ich glaube, ich habe, was Sie brauchen“; und er reichte dem anderen die Nachfolge Christi. „Wollen Sie beachten“, sagte der Großmeister, „daß ich wie Aiglon<sup>1)</sup> von diesem Gefährten, der mich nie verläßt, sagen könnte: das Buch öffnet sich von selbst auf den oft gelesenen Seiten.“

Zur Dämmerstunde wurde uns unter der Bewachung von Kalbfleisch und zwei oder drei anderen „Fritz“ mit Maschinenpistolen unterm Arm ein kleiner Rundgang im Hof zugebilligt. Er schien uns riesig und trostlos. Der Anblick der verlassenen Kaserne, eines zweckentfremdeten Tempels, bedrückte uns das Herz. Die freundliche Stimmung unseres Führers aber benutzten einige, die sich schmeichelten, die Sprache Goethes zu kennen, zu einem Gespräch mit Kalbfleisch. Einer von uns zeigte mit dem Finger fragend auf die Venus, die am Himmel erschienen war. Kalbfleisch antwortete freundlich: „Stern.“ Um sich besser verständlich zu machen, schrieb er das Wort mit dem Finger in den Sand auf den Boden. „Das heißt auf französisch“, übersetzte Chadirat: „étoile.“

Dieser Spaziergang in der frischen Luft, die unglaubliche Milde eines zeitigen Frühjahrs, die Knospen der Kastanien, die schon vorlaut aufplatzten, all das hatte uns

<sup>1)</sup> Sohn Napoleons I. im gleichnamigen Schauspiel von E. Rostand.

trübe gestimmt. Im Gänsemarsch zogen wir, freudlose Gedanken wälzend, wieder in unseren Polizeiraum. Er schien uns weniger einladend als nachmittags.

Die Nacht war gekommen. Tastend hatten wir uns auf die Bettstelle gelegt. Aber uns floh der Schlaf. Durch den Luftschacht rechts drangen die Geräusche von draußen zu uns herein. (In Soupirail [Luftschacht] ist Soupir [Seufzer], hätte Victor Hugo gesagt.)

Plötzlich klang die reine Kinderstimme irgendeines verspäteten Pfadfinders von der Straße zu uns.

Ich bin der König von Spa-a-aniën,

ich liebe die Mädels mit schwarzen A-a-angien . . .

So ein Elend! Das war der Vers, den gestern abend mit innerster Überzeugung mein Jüngster mit seinen vier Jahren gesungen hatte. Darüber hatten wir zu Hause um den Familientisch herzlich gelacht. Gestern: das ist hundert Jahre her. Zu Hause: wie weit scheint doch das Haus entfernt.

Gefährliche Macht einer Melodie. Die Musik reißt in Stunden der Verzweiflung die Schleusen für Ströme von Bildern auf, die Augenblicke des Glücks. Sie zeigt uns, eins nach dem anderen, alle die lieben Gesichter. Das ist der Augenblick, wo man Würde und Haltung nicht verlieren darf. Zähne zusammenbeißen, Augen zu, das wird besser sein.

Ich bin kaum in einen leichten Schlaf gefallen, als ein anderes Lied zu uns dringt. Es kommt diesmal vom Hof her aus den Einzelzellen, in denen einstmals die mit Gefängnis bestrafte Soldaten, die Kandidaten für das Kriegsgericht, eingesperrt waren. Es gibt also Kameraden in Einzelhaft, die nicht so begünstigt sind wie wir, die wir wenigstens unsere Gedanken austauschen können. Kein Irrtum: man hört es jetzt ganz klar. Der Klang wird stärker. Er füllt unser ganzes Gefängnis. Er beherrscht es. Er rüttelt die auf, die einschlafen wollten.

Ave Maris Stella, Dei mater alma . . .

„Ich k  
Dunke

Die M  
Leute  
Mann  
hatten  
die in  
durchg  
unser  
der Ve  
letzte  
bei. D  
uns s  
einige  
einer  
zu Er  
21 M  
Der A  
Tulle  
word  
haftu  
arbei  
sollte  
einer  
richt  
') Fra  
währ

„Ich kenne doch diese Stimme“, sagte einer in der Dunkelheit, „das ist doch der Abbé Lair.“

### III

#### *Ein französischer Priester*

„Und Trochu<sup>1)</sup> mit all seinen Kapuzinerreden ist bei diesen nicht dabei.“

(Charles Peguy, „L'Argent, suite“)

Die Männer im Zimmer waren aufgewacht, als die Leute aus der Landschaft la Creuze die Stimme des Mannes erkannten, mit dem sie zusammen gearbeitet hatten. Es war tatsächlich die Stimme von Abbé Lair, die in der Hymne an den Meeresstern bis zu uns durchgedrungen war. Das hatte die Zungen gelöst. Als unsere Kameraden erfuhren, daß wir die Umstände der Verhaftung ihres Gruppenchefs kannten, fielen die letzten Hemmungen. Kein Zweifel, die waren auch dabei. Die Geschichte, in die sie verwickelt waren, schien uns sehr schlecht eingefädelt. Tatsächlich sollte sie einige Monate später für Abbé Lair eines Morgens mit einer Salve in den Wallgräben einer deutschen Festung zu Ende gehen und für seine vier Kameraden mit 21 Monaten Zwangsverschleppung.

Der Abbé Charles Lair war am vergangenen Samstag in Tulle unter recht dramatischen Umständen verhaftet worden. Er hatte sich kühn und kaltblütig der Verhaftung eines Familienvaters widersetzt, der sein Mitarbeiter war und an seiner Stelle festgenommen werden sollte. Wie viele andere Franzosen war er zuerst bei einem dem Intelligence Service unterstellten Nachrichtendienst eingetreten.

<sup>1)</sup> Französ. General, 1815–1896, 1870 Mil.-Gouv. von Paris trat aber während der Belagerung zurück.

Aus einem sehr verständlichen Sicherheitsbedürfnis arbeiteten die Leute vom Nachrichtendienst der Widerstandsbewegung nicht mit denen der Kampfbewegung zusammen. Aber ich kannte Charles Lair schon seit langem. Ich war ihm öfters begegnet und hatte nicht lange gebraucht, um seine geheime Tätigkeit zu erraten. Außerdem war sein erster Lehrer und bester Freund Abbé Alvitre, Pfarrer einer Arbeiterpfarrei von Brive, ebenfalls mein Freund. Er arbeitete mit uns im Combat zusammen. Abbé Alvitre, ein alter Sillon<sup>1)</sup>-Mann, gehörte zu jener Generation von roten Christen, wie ihre Gegner verächtlich sagten, die sich ganz natürlich in den Vortrupp von dem zusammengefunden hatten, was man sehr bald die Resistance genannt hat. Noch ehe ich wußte, daß es einen Aufruf von London gab, war Alvitre am Tage nach dem 18. Juni zu mir gekommen und hatte erklärt:

„Ich bin Gaullist.“

Von diesem demokratischen Pfarrer habe ich dieses Wort zum erstenmal gehört.

Abbé Charles Lair war ebenfalls Gaullist. Wir hatten nicht lange gebraucht, um unsere gegenseitigen und parallel laufenden Tätigkeiten kennenzulernen. Am Sonntag vor seiner Verhaftung hatte ich ihm meine Befürchtungen mitgeteilt. Durch Nachrichten, die mir über Combat zugegangen waren, hatte ich an jenem Morgen erfahren, daß ein Fahrzeug der Gestapo unsere Sender suchte. Nun wußte ich, daß einer dieser Sender unter der Leitung von Abbé Lair im Glockenturm der Kathedrale arbeitete.

Der liebe Abbé Lair war, wie die meisten von uns, keineswegs vorsichtig und außerdem ohne jede Erfahrung in Sachen des Geheimdienstes. Eine der zweifellos wenigsten schlechten Begründungen, die ich später einmal von einem Franzosen dafür gehört habe, daß er

<sup>1)</sup> Katholische Sozialbewegung in Frankreich.

de Gat  
folgte,  
es ents  
„Die F  
same,  
langte  
lich. E  
Es war  
Hekat  
Aber  
dernsv  
im Ge  
hin al  
lend v  
der U  
an de  
kämpf  
eine I  
neinu  
was le  
alle d  
Elend  
Gefüh  
oder J  
fanter  
her in  
Roche  
muß  
Der F  
sagen  
Schla  
deckt  
war e  
die b  
Hake  
diese

de Gaulle auf dem „Dissidence“ genannten Wege nicht folgte, steckte in nachstehender Überlegung, mit der er es entschuldigen wollte:

„Die Franzosen sind weder Iren noch Polen. Die schweigsame, diskrete, versteckte Arbeit, die der von ihnen verlangte Kampf braucht, ist unseren Landsleuten unmöglich. Es fehlt ihnen allzusehr die Übung darin.“

Es war schon ein gut Teil Wahrheit in diesem Alibi. Die Hekatomben unserer besten Leute sollten es beweisen. Aber das vermindert nicht im geringsten die bewundernswerte Haltung von Männern wie Abbé Lair, ganz im Gegenteil. Tatsächlich betrachtete er sich 1943 weiterhin als Soldat. Er kämpfte im Priesterrock — ganz strahlend von innerem Leben — denselben Kampf, den er in der Uniform eines Infanterieleutnants drei Jahre früher an den Ufern der Lauter oder im Argonnen-Wald gekämpft hatte, weniger gegen einen Erbfeind als gegen eine Form der Zivilisation, die ihm als direkte Verneinung des Christentums erschien. Das ist wohl das, was leider die Realisten, von denen Bernanos spricht, alle die, die uns in diesen Jahren der Schmach und des Elends verspotteten, niemals verstanden haben: dieses Gefühl für die Ehre, weit entfernt von Chauvinismus oder Revanchegefühl, diese Treue zur Haltung des Infanterieleutnants, der im roten Képi dreißig Jahre vorher in einem Rübenacker von Villeroy gefallen war. Rochereau in BÉfort und Masséna in Gênes . . . Man muß immer wieder auf Péguy zurückkommen.

Der Kämpfer Charles Lair hatte, wie die guten Leute sagen, noch nicht „genug“. Das ist alles. Sein Bedarf an Schlachten, an Lorbeer, an Siegen war noch nicht gedeckt. Er wollte „das in Ordnung bringen.“ Tatsächlich war er ein Draufgänger bis ans Ende, einer dieser Pilger, die bis zum bitteren Ende gehen, in Chartres wie in Bir Hakeim, in Compostella wie in Kufra, so wie es alle diese Pilger zu absoluten Werten tun.

Unser Aufenthalt in Limoges war nur kurz und gekennzeichnet durch ziemlich unangenehme Unterhaltungen mit einem Gestapo-Offizier, groß und breit wie ein Kleiderschrank. Über alle Maßen neugierig, wollte er unbedingt jeden einzelnen von uns dazu bringen, Dinge zuzugeben, für die wir uns unter keinen Umständen für zuständig erklären wollten. Die meist heftigen Gespräche fanden im Privathaus eines reichen Industriellen von Limoges statt, das nahe bei dem Platz Champ-de-Juillet stand. Unser Transport dorthin war sehr eindrucksvoll: offenbar, um die Fluchtgefahr zu vermindern, wurden wir mit Handschellen gefesselt.

Mir selber war der Gedanke, meinen Leibwächter im Stich zu lassen, noch nicht gekommen. Weshalb sollte ich versuchen zu fliehen, wenn ich eine Frau und sieben Kinder als Bürgen zurücklassen mußte? Es war besser, zu warten, bis das kleine Volk in Sicherheit war, um, wenn sich die Gelegenheit später bieten sollte, dieses Risiko in Kauf zu nehmen. Aber unter den gegenwärtigen Umständen wäre das einfach ein Schuldbekennntnis gewesen. Ich beteuerte meine Unschuld. Ich hatte nichts zu tun mit dem Duval, den man suchte und der ich sein sollte. In der ruhigen Sicherheit, daß keiner meiner in den vorigen Monaten verhafteten Freunde mich preisgeben würde, behauptete ich energisch, daß ein Irrtum über die Person vorliege.

Abbé Lair konnte sich unglücklicherweise nicht so verteidigen. Wir hatten ihn beim Kommen und Gehen von der Kaserne zum Sitz der Gestapo einmal getroffen. Er gab uns Bescheid, daß er die umfangreichen Dokumente, die er bei der Verhaftung bei sich trug, nicht habe vernichten können. Seine Sache stand tatsächlich so schlecht wie möglich. Das sah man schon nach den Vernehmungen. Aber seine gute Laune blieb unberührt. Sein klares Lächeln war nicht getrübt, obschon die wütenden Faustschläge tiefe Risse in sein feines Gesicht

gezoge  
Abend  
daß w  
Stunde  
selbst  
heit ü  
sten F  
das ba  
Wir v  
nicht.  
Würd  
Abbé  
hin w  
ärgste  
Gedar  
Die G  
und c  
Freim  
Ernst:  
„Es m  
gen, c  
es für  
Folgs  
Franç  
„Ang  
„Et c  
liche  
der W  
in kl  
  
Der V  
bring  
angel  
Lair,  
serer  
Limc

gezogen und seine Brille zerschlagen hatten. Eines Abends, es war schon Nacht, kam Kalbfleisch und sagte, daß wir unsere Sachen zurechtmachen sollten. Die Stunde der Abfahrt war gekommen. Wohin, das war selbstverständlich unbekannt. Die dauernde Ungewißheit über unser Schicksal war eine der beschwerlichsten Prüfungen, die uns bevorstanden. Wir lernten das bald.

Wir waren schnell fertig; viel Gepäck hatten wir ja nicht. Wir warteten unbeweglich, nervös und unruhig. Würden wir alle zusammen wegkommen, würden wir Abbé Lair allein in seiner Zelle lassen, vor allem: wohin würde man uns bringen? Die ausgefallensten und ärgsten Vermutungen hatten freien Lauf. Wir wälzten Gedanken, so dunkel, wie die uns umgebende Nacht.

Die Glocke irgendeines nahe gelegenen Klosters ertönte, und die majestätische Stimme des Großmeisters der Freimaurerei bemerkte mit stets unerschütterlichem Ernst:

„Es muß die Stunde des Engel des Herrn sein. Diejenigen, die das Gebet kennen, täten nicht schlecht daran, es für alle zu verrichten.“

Folgsam antwortete Dr. Bonnet, der Mitschüler von François Mauriac, wie er in hymnis et canticis erzogen:

„Angelus Domini nuntiavit Mariae.“

„Et concepit de Spiritu Sancto“, fiel darauf der kirchliche Teil der Versammlung ein. So verließen wir, dank der Wachsamkeit von Chadirat, unser erstes Gefängnis in klösterlicher Stimmung.

Der Waggon, der uns einem dunklen Schicksal entgegenbringen sollte, war an den Nachtschnellzug nach Paris angehängt worden. Im letzten Augenblick war Abbé Lair, endlich aus seiner Zelle herauskommend, zu unserer kleinen Gruppe gestoßen. Auf dem Bahnhof von Limoges hatte eine Gruppe anderer Verhafteter, aus

Périgueux kommend und ebenso verwirrt wie wir, uns mit Befriedigung empfangen.

In dem Abteil, in das man uns mit kräftigen Kolbenstößen hineinbrachte, kam ich zu meiner Freude neben Abbé Lair zu sitzen. Uns gegenüber rechts saß ein junger Kamerad, groß, munter, vornehm, mit dem Habitus eines Leutnants. Durch seinen Namen, den mir Delon gesagt hatte, stellte ich fest, daß er der Chef unserer Freikorpsgruppe aus Dordogne war: Villot, seines Zeichens Kolonialwarenhändler.

Dieser junge Mann hatte drei Jahre früher als Halbzugführer in der Einheit von Abbé Lair gedient, und auch er fühlte seinen Bedarf an Krieg noch nicht gedeckt. Sie waren einander seit dem großen Auseinandergehen, das dem Zusammenbruch folgte, nicht mehr begegnet und wußten nichts vom Leben des anderen. Aber sie hielten es nichtsdestoweniger für völlig normal, sich hier, zu dieser Stunde einander gegenüber sitzend, wiederzufinden. Auch für sie hatte Frankreich im Juni 1940 nur eine Schlacht verloren; der Krieg ging weiter.

Auf der gegenüberliegenden Bank links saß untersetzt, von unbestimmt arabischem Typ, dunkel und schweigsam, ausgesprochen gelangweilt und anscheinend ohne jedes Verständnis für das, was um ihn herum vorging, der Gefährte von Villot: Jacques Perrier. So ganz allmählich mischte er sich auch in das Gespräch. Er war der einzige Sohn von zwei alten Eltern, zu denen seine Gedanken dauernd gingen. Das Leben war ihm bisher sehr einfach vorgekommen. Er kannte alle netten Ecken auf zwanzig Meilen in der Runde um Périgueux: die Gastwirtschaft an der Vézère, wo die Buttersauce zur Lachsforelle besonders fett ist, die Sarlater-Schenke, wo das Trüffel-Omelett die Laube wunderbar mit Duft erfüllt, ehe es den Gaumen erfreut. Perrier, der junge genießerische Bürger, war aus Freundschaft für Villot in den Kampf gegangen. Seine Bewunderung für ihn war

so groß  
nahm,  
einge  
Villot  
im Ra  
der Di  
Gar m  
Am he

Vor de  
vor de  
Warte  
lich dr  
„Ihr v  
Anred  
Ende  
hatte,  
gelege  
Wir s  
drück  
dann  
port s  
bereit  
die Sc  
Keine  
daran  
sein  
obwe  
wech  
weni  
grau  
etwa  
einer  
Text  
habe  
gehe

so groß, daß er es offenbar nicht im mindesten übelnahm, ihn in sein außergewöhnliches Abenteuer hineingezogen zu haben.

Villot und Perrier, zwei Gesichter unter Hunderten, die im Rauch des Krematoriums vergangen sind, um die der Dichter klagt:

Gar mancher wird nicht mehr kosten das würzige Mahl  
Am heimischen Herd, abends bei der Geliebten.

Vor der Ankunft in Vierzon bleibt der Zug im Tunnel vor dem Bahnhof stehen. Die Lichter gehen aus. Lange Warterei. Eine kräftige, ärgerliche Stimme brüllt plötzlich draußen in das Schweigen und in die Dunkelheit: „Ihr versteht wohl nicht, was? He, Idiotenvolk!“ (die Anrede war noch energischer gewesen), während vom Ende des Waggon eine andere Stimme, die verstanden hatte, daß unbekannte Kameraden uns diese Fluchtgelegenheit bieten wollten, rief: „Die Schweinekerle! Wir sind ja zu zweit gefesselt, unmöglich, sich zu drücken!“ Ein Feuerstoß aus einer Maschinenpistole; dann kommt alles wieder zur Ordnung, und der Transport setzt seine Reise fort. Das war eine kleine vorbereitende Episode von dem, was bald die Schlacht um die Schiene werden sollte.

Keiner von uns dachte gegen Ende dieses Winters 42/43 daran, daß mehr als zwei endlose Jahre noch notwendig sein würden, um des Feindes Herr zu werden. Aber obwohl Hoffnung und Mutlosigkeit immer wieder wechselten, zweifelte keiner an dem Enderfolg, am wenigsten Abbé Lair, der uns, als wir beim Morgenrauen über die Loire kamen, mit seiner guten, rauhen, etwas dumpfen Stimme gebeten hatte, unsere Gespräche einen Augenblick zu unterbrechen. Er wolle uns einen Text übersetzen, den er in seinem Brevier gefunden habe, die Epistel des heiligen Paulus, vom vorhergehenden Sonntag:

„Ihr leidet darunter, daß man euch unterdrückt, daß man euch mit Verachtung behandelt und ins Gesicht schlägt . . .“ (Ich sehe sein armes, mißhandeltes Antlitz.) „Ich habe mehr Mühsal ertragen, mehr Gefängnisse und Schläge ohne Maß.“ — Den folgenden Absatz trug er langsam vor. Dachte er vielleicht an seinen eigenen Fall? Wußte er nicht, wer ihn angezeigt hatte? — „Ich war oft in Gefahren durch falsche Brüder.“ — Und dann mit leiser Stimme, wie nur für sich selbst und seinen nächsten Nachbarn, schloß er das Zitat: „Meine Gnade genügt dir. Die Stärke vollendet sich in der Schwäche.“

Zwischen Juvisy und Paris bemerkte uns der Lokomotivführer eines Vorortzuges, der auf einem Parallelgleise neben uns rollte; er sah uns hinter den Scheiben, umgeben von unseren Schupos. Offenbar absichtlich beschleunigte und verlangsamte er seinen Zug, um allen seinen Reisenden die Möglichkeit zu geben, diesen Anblick wahrzunehmen.

Schließlich stiegen wir auf dem Austerlitz-Bahnhof aus, immer zu zweien durch ein Paar Handschellen aneinandergefesselt, ich zusammen mit Abbé Lair. Von unseren beiden so verbundenen Händen ist eine heute bewegungslos.

#### IV

##### *Ein deutscher Seelsorger*

Ein langer Monat ist verstrichen, seit die Anfangsgruppe bei ihrer Ankunft im Gefängnis von Fresnes, wohin sie nach Verlassen des Austerlitz-Bahnhofes schließlich gebracht worden war, völlig aufgeteilt wurde. Ich hatte eine Einzelzelle zugewiesen bekommen, in der

es dan  
war, ei  
Dieser  
die N  
riesige  
war d  
schen  
Nun i  
etwas  
Ecke  
kleine  
Rücke  
gefühl  
trieb,  
ßen, v  
täten  
Dreir  
Mona  
Herze  
Feldw  
mußt  
Trans  
nann  
wurd  
beför  
Frühl  
am A  
hatte  
und  
natür  
trotz  
Dure  
Aver  
fand  
mals  
mels

es dank der Gerissenheit meines Vorgängers möglich war, eine der trüben Scheiben des Fensters auszuheben. Dieser Vorteil gestattete es mir, in den ersten Tagen die Namen meiner Kameraden in die öde Leere des riesigen Innenhofes zu rufen, aber tiefstes Schweigen war die Antwort. Verzweiflung und Elend des Menschen allein! Siehe den Ecclesiastes!

Nun ist auch ein Monat vergangen, seit ich die hohe, etwas gebeugte Gestalt des guten Chadirat um die letzte Ecke des Ganges habe verschwinden sehen und die kleinere gedrungene von Pradaud und den runden Rücken von Perrier und alle anderen. Welches Vorgefühl mag es wohl gewesen sein, das Abbé Lair dazu trieb, jeden einzelnen von uns in die Arme zu schließen, während der Wächter bei den Eintragungsförmlichkeiten schon ungeduldig wurde.

Dreimal habe ich während dieses nicht endenden Monats früh am Morgen mit jedesmal erstarrendem Herzen einen Schlüssel im Schloß gehört. Dann hat der Feldweibel gebrüllt: „Los, los! Tribunal!“ Das erste Mal mußte ich mich in der Avenue Foch 84 erklären. Der Transport hatte in einem von den „Salatkörbe“ genannten Fahrzeugen stattgefunden. In diesen Käfigen wurden gewöhnlich die Verhafteten zur Vernehmung befördert. Durch die Gitter schien ein bezaubernder Frühling in unbeschreiblichem Licht. Beim Vorbeifahren am Arc de Triomphe, wo der unbekannte Soldat ruht, hatten wir spontan die Kopfbedeckung abgenommen und die Frauen das Kreuzzeichen gemacht. Das hatte natürlich zusätzlichen Ärger zur Folge, aber wir waren trotzdem zufrieden. Wir hatten Stellung bezogen.

Durch das halbgeöffnete Fenster des Raumes in der Avenue Foch, wo das unangenehme Zwiesgespräch stattfand, sah man junges Grün und Blumen. Niemals, niemals hatte das blasse Blau, das Perlengrau dieses Himmels von Paris zärtlicher geleuchtet als in diesem Jahre.

Hinter dem Schreibtisch, an dem der Vernehmungsoffizier in den Akten blätterte, warf ein Spiegel das Bild eines seit drei Wochen unrasierten Stromers zurück mit viel zu langem Haar und ohne Krawatte im Kragen: das eigene Gesicht.

Der andere bemühte sich je nach Tageslaune, mit Freundlichkeit zu operieren oder durch Gewalt einzuschüchtern. Manchmal blätterte er mit gespielt gleichgültigem Ausdruck in den Papieren, die er vor sich hatte, und summte eine Melodie. Ich für meinen Teil werde mich bis ans Ende meiner Tage dieser Melodie des Hindu-Liedes von Rimskij Korsakow erinnern.

Nicht alle Unterhaltungen liefen so musikalisch gedämpft ab. In diesem früheren Empfangssaal, der nunmehr als Raum für die Verhöre diente, stand in einer Ecke ein Tisch mit seltsamen Gegenständen, auf die man einen verstohlenen Blick warf. Der merkwürdige Anblick machte einen eigenartig unruhig. Es war jedoch besser, die Neugierde nicht zu befriedigen.

Ein anderes Mal war es die rue des Saussaies, wohin ich zuerst gebracht wurde, ein öder Aufenthalt. An jenem Morgen hatte ich lange, sehr lange warten müssen, ja wirklich, sehr, sehr lange Zeit in einem engen, dunklen, kleinen Loch; die Wände blutbefleckt, mit entmutigenden Inschriften. Man kam mich holen, um mich wieder in die Avenue Foch zu bringen, wo offenbar die Untersuchung dieser Combat-Sache weitergeführt werden sollte. Ich erklärte mich mit Recht und nachdrücklich vollkommen unbeteiligt.

Die Fahrt im offenen Wagen durch die von allen zarten Farben des Frühlings durchflutete Stadt wäre zauberhaft gewesen. Schade, daß es so schwierig war, die allzu eng um die Gelenke gespannten Handschellen zu vergessen, und daß es nicht gelang, diese Schupos zu übersehen, deren Finger wirklich sehr nahe am Abzug waren.

Die Rü  
der. Vie  
wagens  
Ein jun  
blicke d  
wissen,  
und wa  
Die Be  
Périsse,  
Jugend  
gebung  
Die dri  
Übung  
nach de  
Mitte i  
hatte,  
Maschi  
aber de  
Wieder  
Dieses  
unter c  
hatte. I  
meiner  
dung.  
nützlich  
herum  
Diese  
progra  
gekom  
Musik  
Comb  
wenn  
rien w  
haftete  
gegebe  
Ich ve

Die Rückkehr nach Fresnes war noch viel deprimierender. Viel zu viele waren in den engen Raum des Zellenwagens gepackt worden, und wir wären beinahe erstickt. Ein junger Kamerad, der sehr unangenehme Augenblicke durchlebt hatte — man sah es ihm an —, ließ mich wissen, daß auch er zu Combat gehörte. Er hieß Loviaut und war einige Tage vorher in Pau verhaftet worden. Die Begegnung mit einem Mann aus Toulouse, Yves Périssé, einem ehemaligen Mitglied der „Katholischen Jugend“, brachte etwas Trost in diese traurige Umgebung.

Die dritte Vernehmung begann mit einer sonderbaren Übung. Drei Stunden lang mußte ich mit dem Gesicht nach der Wand in einem Kellerraum stehen, in dessen Mitte ich beim Hineingehen einen Schreiber gesehen hatte, der, man wußte nicht recht was, auf einer Maschine schrieb. Von Zeit zu Zeit schien er leise, aber doch verständlich, einen Eigennamen zu nennen. Wiederholt hörte ich ihn rufen: „Duval, Duval!“

Dieses wenig originelle Pseudonym war natürlich das, unter dem ich die fünfte Region von „Combat“ geleitet hatte. Ich dachte an die Salzsäule von Sodom und drehte meinen Kopf auch nicht um ein Millionstel einer Wendung. So kann die Kenntnis der Heiligen Schrift ganz nützlich sein, um eine politische Polizei an der Nase herumzuführen.

Diese sonderbare Vorführung hatte das Vergnügungsprogramm des Tages nicht erschöpft. Wieder nach oben gekommen, bezeichnete mich der Liebhaber russischer Musik erneut als den Führer der Mittelregion von Combat. Er übernehme keine Verantwortung mehr, wenn ich weiter leugnete. Die Gräben von Mont Valérien warteten auf mich. Meine im vorigen Monat verhafteten Kameraden hätten mich schließlich preisgegeben. Also wozu noch dieser Eigensinn.

Ich verlangte kühl, diesen Verleumdern gegenüber-

gestellt zu werden. Bei der Gegenüberstellung werde sich schon zeigen, wer die Wahrheit sage.

„Das würde nichts nützen“, antwortete er mir, „jeder von euch würde bei seinen Aussagen bleiben.“

Diese Antwort auf meinen gewagten Vorschlag gab mir etwas Sicherheit. „Er behauptet Falsches, um das Wahre zu erfahren“, dachte ich sofort. „Ich bin vielleicht durch diesen zu jungen Elsässer S., den mir Delon empfohlen hatte, verpiffen worden (es war doch sehr falsch, ihm einen Auftrag anzuvertrauen), aber die anderen haben nichts gesagt, da bin ich ganz sicher. Was riskiere ich schon groß mit S.; er kennt mich doch nicht.“

Ich war mit meinen Überlegungen gerade so weit gekommen, als der Vernehmende, um ein Ende zu machen, einen großen Schlag wagte. Ich höre noch seinen langsamen, korrekten, kaum betonten Satz: „Sehr gut, wir werden also Ihre Frau und Ihren Sohn weiter im Gefängnis behalten; Ihre beiden älteren Töchter auch. Die werden alle solange wie nötig drinbleiben. Im übrigen haben auch die es nicht gestohlen.“

Um mich zu überzeugen, übersetzte er mir sodann einen Polizeibericht, der die Mitwirkung der Meinen an dem unerwarteten Empfang anzeigte, den Brive der deutschen Armee am 11. November 1942, am Tage der Überschreitung der Demarkationslinie, bereitet hatte.

Mit diesen entmutigenden Perspektiven kehrte ich nach Fresnes zurück. Ich versuchte vergeblich, mir einzureden, daß der SS-Mann mich geblufft hatte. Im Grunde war ich davon gar nicht überzeugt.

Tagelang und besonders nachts wälzte ich dunkle Gedanken. Die Einsamkeit der Zelle bedrückte mich immer mehr.

Das waren die Umstände, unter denen ich die Bekanntschaft von Abbé Stock machte. Eines schönen Tages kam

er her  
troffen  
ter gew  
Zellen  
schmie  
Geste :  
Häftlin  
Ich ha  
verlan  
einen  
enttäu  
seinen  
eines I  
logie-S  
Franzö  
partne  
Ich wa  
denn  
schuld  
Spiel z  
lizität  
hier ü  
und ba  
der W  
könnt  
einem  
worte  
Feldw  
bliebe  
ein „F  
ren K  
die M  
sprach  
ligen  
„Jeun  
sein

er herein. Es war ein Samstag. Ich war zunächst betroffen über seine Zurückhaltung. Während die Wächter gewöhnlich brüllten, wenn sie gelegentlich in unsere Zellen kamen, schlüpfte er schweigend herein und schmiegte sich ganz dicht an uns, als ob er durch diese Geste zeigen wollte, daß er seinen Anteil an unserem Häftlingsleben haben wollte.

Ich hatte, als ich nach Fresnes kam, einen Seelsorger verlangt, mir aber niemals vorgestellt, daß man mir einen deutschen schicken könnte. Ich war daher sehr enttäuscht, als ich diesen blonden Kleriker sah, der mit seinen schmalen Lippen allzu gut dem klassischen Bild eines Herrn Doktor entsprach, der soeben sein Theologie-Studium beendet hat. Er sprach ein sehr korrektes Französisch, so korrekt leider wie das meines Gesprächspartners in der Avenue Foch.

Ich war tief enttäuscht, und das zweifellos sichtbar, denn Abbé Stock begann zunächst einmal, sich zu entschuldigen. Ich bemühte mich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und versuchte, die Chance der Katholizität der Kirche wahrzunehmen, mit der man mich hier überrascht hatte. Ich sprang also ins kalte Wasser und bat ihn, mir zu bestätigen, daß die Verheimlichung der Wahrheit in einem bestimmten Fall erlaubt sein könnte, zum Beispiel, wenn man Haut und Haar vor einem Gericht zu verteidigen hätte. „Natürlich“, antwortete er, „das ist klar.“ Wir sprachen leise, denn der Feldwebel war an der halbgeöffneten Tür stehen geblieben. Ich erfuhr, daß auch Abbé Stock auf seine Art ein „Roter Christ“ war. Er hatte gleich nach dem anderen Krieg an Friedensversammlungen teilgenommen, die Marc Sangnier in Bierville organisiert hatte. Er sprach von Joseph Folliet, von den Gefährten des Heiligen Franziskus, von gemeinsamen Freunden in der „Jeune République“. Dieser deutsche Priester versah sein Amt mit unglaublicher Freundlichkeit, mit Takt

und Nächstenliebe. Als er mich verließ, schob er mir eine Bibel zu, die ihm P. Maydiou, ein treuer Freund und nicht minder treuer Mitverschworener, für mich gegeben hatte; er versprach mir, nächste Woche wiederzukommen. Dann tat er, als ob er weggehen wollte, aber zurückkehrend hauchte er mit noch leiserer Stimme: „Wir wollen zusammen ein letztes Ave Maria verrichten.“

Wir hatten uns hingekniet und drehten dem Feldwebel den Rücken vor dem kleinen rohen Tisch, der als Altar gedient hatte. Er fuhr mit der gleichen monotonen Stimme fort: „Ave Maria, gratia plena . . . Ihre Frau hat mich gestern aufgesucht; es geht ihr sehr gut und Ihren Kindern auch . . . dominus tecum . . . sie läßt Ihnen sagen, Sie sollen sich keine Sorgen machen, es geht alles gut zu Hause . . . benedicta tu in mulieribus.“

So setzte Abbé Stock während der ganzen Besatzungszeit das Gebot seines Meisters in die Tat um. „Ich war im Gefängnis und Ihr habt mich besucht.“ Nach der Befreiung blieb er in Frankreich und diente seinen kriegsgefangenen Landsleuten ebenso.

Einige haben seine Wortkargheit und seine fast ehrfürchtige Scheu — die er übrigens mit allen seinen Landsleuten teilte — vor allem, was streng verboten war, nicht immer verstanden. Man sollte aber doch die ungeheure Schwierigkeit seiner Aufgabe beachten.

Abbé Franz Stock hatte, weil er Deutscher war, nur noch größeres Verdienst, sein Amt mit dieser Zurückhaltung auszuüben. Sie verließ den zahllosen Hilfen, die er uns unter Gefährdung seines Lebens gab, um unser Leben retten zu können, einen besonderen Wert. Begreift man, welche umsichtige Kühnheit von einem Deutschen wie ihm gefordert war, um auf diese Weise die weltlichen Hilfen, die er uns zuteil werden ließ, mit der Ausübung seines Priesteramtes zu verbinden? Er

hat di  
zwich  
zu blei  
zösisch  
die Hir  
entspr  
Prieste  
chen v

Dank  
ersten  
beruh  
tagen  
such  
nur ei  
reich  
Aber  
einen  
wäre,  
Buch  
habe  
halter  
der H  
Ohne  
Gesich  
uns d  
zu erl  
begür  
klein  
ledigt  
teuer  
Mal,  
selber  
es de  
Dann  
hätte

hat diese doppelte Aufgabe ehrenvoll gelöst, weil er zwischen den gefährlichsten Klippen stets ein Priester zu bleiben wußte. Nach seinem Tode wollte er in französischer Erde ruhen, auf dem Friedhof von Thiais, wo die Hingerichteten beigesetzt werden. Diese letzte Geste entspricht, finde ich, so ganz dem stillen, bescheidenen Priester, der das Wort Caritas wirklich lebendig zu machen wußte.

Dank Abbé Stock verliefen die fünf Monate nach dieser ersten Begegnung mit ihm, was die Meinen anging, in beruhigter Einsamkeit. Diese Einsamkeit wurde an Samstagen durch seinen stets ungeduldig erwarteten Besuch unterbrochen. Manchmal entschuldigte er sich, nur einige Augenblicke verweilen zu können, so zahlreich waren die Notfälle, die seine Hilfe erforderten. Aber er richtete es oft so ein, daß er zu dem, was für einen wahren Christen das einzig Notwendige gewesen wäre, noch einen Zusatz brachte, ein neu erschienenes Buch oder die Botschaft eines Kameraden. Durch ihn habe ich den letzten Abschiedsgruß von Abbé Lair erhalten, vor seinem Weggang nach Deutschland, wo ihn der Hinrichtungspfahl erwartete.

Ohne daß man je hätte erfahren können, nach welchen Gesichtspunkten sie bewilligt wurde, hatten einige von uns die Genehmigung bekommen, Pakete von draußen zu erhalten. Bat man nun Abbé Stock, einem weniger begünstigten Nachbarn, der keine Pakete bekam, einen kleinen Zusatz von Lebensmitteln zu überbringen, entledigte er sich dieses Auftrages, unter wiederholten Beteuerungen, es sei dies, da streng verboten, das letzte Mal, daß er es tue. Es werde noch damit enden, daß er selber Ärger bekomme. Aber das nächste Mal tat er es dennoch wieder.

Dann kam der Tag, an dem, ohne daß wir erfahren hätten weshalb, die Paketsendungen ausblieben und

mit ihnen die unschätzbaren Zettel, die sie natürlich enthielten. Der Nachrichtenaustausch mit den Abwesenden wurde unmöglich und das Schweigen noch drückender. Manchmal nur, wenn die Wächter am anderen Ende des Ganges zu vermuten waren, wurde es durch einen kurzen Angstschrei, einen gleichmütigen Ruf oder ein kurzes Lied in die maßlose Leere des Hofes durch die Ritzen eines schlecht geschlossenen Fensters unterbrochen.

Dank meinem Vorgänger in der Zelle konnte ich so mit meinem Nachbarn Christopher Burney, einem englischen Offizier des Intelligence Service, in Verbindung bleiben und am Pfingstmontag das wehmütige „Beth Ceü de Pau“ vernehmen, das die neu angekommenen Kameraden aus Béarn anstimmten. Abbé Stock hatte an seine Pfarrkinder von Fresnes ein ganz einfaches kleines Gebetbuch verteilt. Es war ganz auf die Bedürfnisse derer zugeschnitten, für die Abbé Rhodain es herausgegeben hatte: die riesige Schar der Kriegsgefangenen, die in allen Oflags und Stalags des „Großdeutschen Reiches“ zerstreut waren. Es war ein wertvoller Gefährte, unschätzbar für viele, solange ihnen keine andere Lektüre zugänglich war, und sogar auch später noch.

Ich erinnere mich der einfachen und rührenden Übersetzung des Liedes aus der *Complet*, das wir lasen, bevor die Nacht unsere Zellen überflutete: „Du brauchst die wilden Tiere nicht zu fürchten . . . Der liebe Gott hat gesagt: Weil er getreu ist, werde ich ihn befreien . . . Im Leiden werde ich bei ihm sein.“

Wir fanden in dieser unerschöpflichen Sammlung viele für unsere Lage passenden Texte. Sie enthielt insbesondere das wundervolle Gebet an die Gottesmutter von P. Grandmaison. Ich habe mich später gewundert, daß es so wenig bekannt war:

Das e  
Bänd  
Vorau  
mus e  
lich z  
Feste  
Nun  
keine  
im La

In de  
mich  
2. Sto  
nen a  
nouv  
Er w  
auger  
mehr  
ganz  
beha  
Aber  
Freik  
seine  
derz  
Du l

Erflehe uns ein einfaches Herz,  
das sich nicht dem Kummer hingibt,  
das kein Gutes vergißt und  
wegen keines Übels Groll nachträgt.

Das einzige, was mich an dem erstaunlichen kleinen Bändchen störte, war seine letzte Seite. In besorgter Voraussicht, die uns damals als vom ärgsten Defaitismus eingegeben schien, hatte man die Vorsorge wirklich zu weit getrieben: Der Kalender der beweglichen Feste ging bis zum Jahre 1945.

Nun waren wir schon in der ersten Hälfte 1943 und keiner von uns zweifelte, daß die Befreiung spätestens im Laufe des bevorstehenden Sommers kommen würde.

## V

### *Ein Freidenker*

In der Gemeinschaftszelle des Erdgeschosses, wohin mich nach sechs Monaten Einzelhaft der Feldwebel des 2. Stockes — „Los, los!“ —, gebracht hatte, fand ich meinen alten Gefährten von Combat wieder, Jacques Renouvin, für die Eingeweihten „Joseph“.

Er war zum Erschrecken mager und hatte — das ist augenscheinlich — in diesen sieben Monaten der Haft mehr gelitten als wir alle. Im Gesicht und auf dem ganzen Körper trug er noch die Spuren der „Sonderbehandlung“, die er in der Avenue Foch erlitten hatte. Aber er war glücklich, außer unseren Kameraden der Freikorpsgruppen von Montpellier, Pascal und Julien, seine beiden jungen Verbindungsagenten von Pau wiederzufinden, Jacques und Raymond Sch . . .

Du lieber Renouvin! Er ist einer von denen wie Pierre

Brossolette und Jean-Guy Bernard, deren Fehlen am Ende unserer geheimen Kampfätigkeit wir am meisten bedauern mußten. Wie oft habe ich mich später gefragt, was sie wohl gesagt oder getan hätten, diese drei, wenn sie unter uns geblieben wären.

Renouvin war ein gutmütiger schiefäugiger Riese, Rittersmann aus anderen Zeiten, verloren in einem Jahrhundert, in dem die Ritterlichkeit immer weniger verstanden wird. Er hatte zur „Action Française“ gehört, noch lange nach ihrer Verurteilung durch Rom, und hatte sie erst am Vorabend des Krieges verlassen, als er den Eindruck gewann, daß einige ihrer Mitglieder dem berüchtigten „Frankreich-Deutschland-Komitee“ allzu sehr verbunden seien. Die Sehnsucht nach seinen Kampfjahren in der Liga der „Action Française“ hatte er behalten, nach der Zeit, in der er als „camelot du roi“ seine übermütig-abenteuerlichen Kämpfe bestand. Einem Mann, so frei von Rachsucht und Bosheit, bin ich nie wieder begegnet.

Immer wieder staunte er, daß er in der allerersten Widerstandsbewegung nur Mitglieder der Demokratischen Volkspartei gefunden hatte, diese „PD's“, die er seinerzeit so maßlos angegriffen hatte. Für sie hegte er seitdem eine grobe Zärtlichkeit, die er ebenso auf seine erbittertsten Gegner von gestern ausgedehnt hätte, wenn er sie bei Combat, Franc-Tireur oder Libération wiedergefunden hätte. So hätte er auch Pierre-Etienne Flandin selbst umarmt, mit dem er doch am Arc de Triomphe am Tage nach „München“ den bekannten Zusammenstoß hatte.

Hier im großen Gefängnissaal, in Fresnes, fanden wir uns nach langen Tagen ängstlicher Spannung wieder. Wir schätzten unsere Lage ab. Eines war mir sofort klar: Renouvin hatte, um — ohne jemanden zu belasten — zu einem Ende zu kommen, eine erdrückende Verantwortung übernommen. Das war, wie sich später leider

erwei  
Aber  
der G  
Ich da  
ich ve  
ten R  
Ich m  
fügen  
tane“  
müsse  
Zeit u

Im La  
ten ur  
führte  
im Fl  
bar m  
Polize  
Vor d  
endlo  
dener  
uns. V  
Raspa  
dieser  
kame  
licher  
der V  
Kame  
Zelle  
wenig  
licher  
ihm v  
ser ge  
verste  
bring  
melo

erweisen sollte, nicht ohne tödliche Gefahr geblieben. Aber Renouvin konnte nicht lügen, nicht einmal bei der Gestapo. Wirklich ein echter Ritter!

Ich dagegen, der ich kein Ritter bin, erklärte ihm, daß ich versucht hätte, mich durch Anwendung des bekannten Rezeptes des Niemalseingestehens herauszuziehen. Ich muß allerdings der Vollständigkeit halber hinzufügen, daß ich nicht wie er die Maßnahmen für „spontane“ Geständnisse über mich hatte ergehen lassen müssen; die Einrichtungen dazu waren nämlich zur Zeit unserer Vernehmung noch kaum fertig.

Im Lastwagen, der uns einige Stunden später unbekannt und daher sorgenverdüsterten Schicksalen entgegenführte, konnten wir unsere Unterhaltung nicht einmal im Flüsterton fortsetzen, denn ein geschwätziger Nachbar mit schmutzigen Fingernägeln und einem richtigen Polizeispitzelgesicht machte uns mißtrauisch.

Vor dem Gefängnis von Cherche — Midi, hielten wir endlos, um ein halbes Dutzend Belgier mitzunehmen, denen offenbar dasselbe Schicksal bestimmt war wie uns. Welch trostlosen Anblick bot doch der Boulevard Raspail durch die Gitter des Gefangenenwagens an diesem glühenden 30. August 1943. In der Dämmerung kamen wir zur gare de l'Est (Ostbahnhof). Ein glücklicher Zufall, oder besser eine feine Aufmerksamkeit der Vorsehung, brachte Renouvin, seine beiden jungen Kameraden von Pau und mich in dasselbe Abteil des Zellenwagens. Das deutliche Empfinden, nur noch wenige Tage der Gemeinschaft mit diesem unvergeßlichen Freunde zu haben, machte mir diese letzten mit ihm verbrachten Stunden besonders wertvoll. Aus dieser ganzen langen Nacht, die uns, wie die Wächter zu verstehen gegeben hatten, zu grauenhaften Zielen bringen würde, höre ich noch immer den Klang seiner melodischen Stimme, ich sehe seine beschlagenen Brillen

lengläser und sein gutes Lächeln über einer Doppelreihe strahlend weißer Zähne. Uns zur Seite waren zwei belgische Offiziere, Major Janssens und Oberst Williams. Sie sind heute mit einigen wenigen anderen, die die höllischen Lager überstanden haben, die einzigen Zeugen dieser merkwürdigen Episode, die unser Abenteuer der Konzentrationslager einleitete.

Die beiden jungen Kameraden von Renouvin waren fast noch Kinder. Der ältere war 18, der jüngere 17 Jahre alt. Beide waren Schüler des Gymnasiums von Pau, Raymond in der Oberprima, Jacques in der Unterprima. Das Unheil der Zeit hatte ihre Eltern, Juden aus der rue de Sentier, nach der Hauptstadt des Béarn verschlagen, wo der Vater Fonlupt, alter Löwe und Kämpfer der demokratischen Volkspartei, für „Combat“ stimmgewaltig warb und Rekruten sammelte. Ich weiß nicht, wer diese beiden Jungens in unsere Bewegung geholt hat. Henry Frenay hatte die Juden nachdrücklich vor der für sie besonders ernsten Gefahr der aktiven Teilnahme an unserer Organisation gewarnt. Aber ich muß hier Zeugnis ablegen wider die Rassisten, die den physischen Mut der Juden leugnen. Diese beiden jungen Männer hatten sich zweifellos in leidenschaftlicher Begeisterung über Frenays Mahnungen zur Vorsicht hinweggesetzt und den gleichen Mut bewiesen wie ihre Glaubensgenossen, die ich später kennenlernte, die beiden Cerf, Ferrières und Joseph, die ganze Familie Bernard, den Rabbiner David Feuerwerker, die jungen Verbindungsleute Rose Gluck und Taubert und viele andere. Sie gingen so weit, daß sie schließlich bei einem Versuch, die Telefonleitungen der Gestapo zu zerstören, gefaßt wurden.

In seinem polternden und doch so herzlichem Ton hielt Renouvin ihnen ihre Unvorsichtigkeit vor. Als ihr Chef hatte er ja alles Recht dazu. Dann berichtete er uns in einem glänzend geführten Gespräch über seine mysti-

schen  
und  
Gebe  
gerad  
keit  
mich  
älter  
bezal  
nen  
Freid  
gab e  
inder  
sucht  
einer  
Lehr  
gerat  
Das  
tun,  
Theo  
von  
men  
Über  
hielt  
fest.  
lant  
Die  
brüc  
mor  
wie  
nich  
mir  
zube  
Heil  
Häf  
wird  
der

schen Erfahrungen in den sieben Monaten Einzelhaft, und die moralische Kraft, die er aus dem täglichen Gebet des Rosenkranzes geschöpft hatte. Dies kam mir gerade bei ihm völlig unerwartet. Die Rückhaltlosigkeit eines solchen öffentlichen Bekenntnisses brachte mich etwas in Verlegenheit. Dahinein platzte der ältere der beiden jüdischen Brüder mit der in unbezahlbarem Tonfall und der nur Oberprimanern eigenen Sicherheit vorgetragenen Erklärung „Ich, ich bin Freidenker“. Renouvin verschlug es das Wort. Zunächst gab er, glaube ich, dem jungen Lästere einen Dämpfer, indem er ihn einen Grünschnabel nannte. Dann versuchte er, ernst und ausgiebig zu erklären, daß er früher einen berühmten Freidenker gekannt habe, seinen alten Lehrer. Die Enttäuschung, in die dieser Freidenker jetzt geraten sei, verleide ihm für immer das Freidenkertum. Das hatte offensichtlich mit der ganzen Frage nichts zu tun, aber Renouvin war ebensowenig Philosoph wie Theologe. Seine Argumente wären diesen beiden Arten von Intellektuellen zweifellos sehr dürftig vorgekommen. Doch das störte ihn nicht, sie voller Eifer und Überzeugung ins Gefecht zu führen. Sein Gegner aber hielt unerschüttert und eigensinnig an seiner Meinung fest. Das dauerte so lange, bis der Schlaf unseren ambulanten Gesprächskreis überwältigte.

Die Morgendämmerung fand uns im Bahnhof Saarbrücken. Der Heilige des Tages war ein gewisser Raymond Nonnat, ein Bekenner, von dessen Existenz ich, wie ich zu meiner Schande gestehe, bis zu jenem Tag nichts gewußt hatte. Beim Verlassen von Fresnes war es mir gelungen, mein Meßbuch von Don Lefebre zurückzubekommen. Daraus hatte ich eben gelernt, daß dieser Heilige der sozusagen amtlich bestellte Schirmherr von Häftlingen, Gefangenen und Galeerensklaven war. Man wird es nie genug betonen können, wieviel die Liturgie der römischen Kirche, immer den Umständen angepaßt,

dazu beigetragen hat, es einer großen Zahl von uns zu ermöglichen, den Prüfungen standzuhalten, die wir armen Schlucker von Christen zu bestehen hatten. Was uns davon im Lager Neue Bremm unmittelbar bei Saarbrücken erwartete, wohin wir sofort nach Ankunft unter starker Bedeckung zu Fuß gebracht wurden, war alles andere als alltäglich.

Man stelle sich zunächst einmal den äußeren Rahmen vor: eine Art Viereck aus trostlosen Baracken, nach einem hundertmal beschriebenen Plan aufgestellt, um ein Wasser-Bassin herum, an dessen Rand wir uns in Reih und Glied aufstellen mußten. Dort beehrte uns zu Beginn ein SS-Mann mit einer kleinen Gelegenheitsansprache, um uns deutlich vor Augen zu führen, was für ein neues Leben uns erwartete. Er schloß, wie der Dolmetscher wörtlich übersetzte: „Ihr werdet jetzt sehen, wie man diese dreckigen Judenschweine, die schuld am Krieg sind, im Großdeutschland von Adolf Hitler behandelt.“ Dann befahl er die Juden des Transports heraus. Außer unseren beiden kleinen Kameraden von „Combat“ mußten sich vier oder fünf Unglückliche während 16 Stunden hintereinander – genau von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends – ohne Unterbrechung der beschämenden und quälenden Disziplinarübung des sogenannten Froschhüpfens unterziehen. Sie besteht darin, mit gebeugten Knien und im Nacken verschränkten Händen vorwärtszuhüpfen. Bleischwer fiel die Sonne auf die kahlen Schädel, die der wilde Molotov, der sagenhafte Henkersknecht dieses Höllenlagers, soeben geschoren hatte. Wenn einer unserer unglücklichen Gefährten nicht mehr weiterkonnte und bewußtlos niederbrach, half ihm ein SS-Mann mit dem Gummiknüppel wieder auf die Beine. Um ihn wieder ganz zu sich zu bringen, warf er ihn dann mit einem Fußtritt in das Wasserbecken, um das sich diese Lustbarkeit abspielte. War dann der Patient wieder vor-

schrif  
metse  
den u  
Gluth  
stisch  
ihner  
zusch  
flüste  
bin e  
anzu  
ich, „  
nam

Tatsä  
Leibe  
ten T  
Prits  
stens  
so fu  
derk  
Stun  
hatte  
Wir  
stürz  
wie  
sie z  
nack  
Da  
danl  
etwa  
vor.  
Stur  
ner  
uns  
Jans  
Abe

schriftsmäßig auf seiner Bahn, wandte sich der Dolmetscher mit süßlicher Stimme an uns Arier. Wir standen unbeweglich stillgestanden vor diesem Schauspiel, Gluthitze und Erschöpfung ließen es geradezu gespenstisch unwirklich werden. „Diejenigen, die Mitleid mit ihnen haben, haben jederzeit das Recht, sich ihnen anzuschließen“, sagte er. Jacques Renouvin, der Ritter, flüsterte mir mit zusammengebissenen Zähnen zu: „Ich bin entehrt. Ist es nicht meine Pflicht, mich ihnen doch anzuschließen?“ „Was würde das nützen“, antwortete ich, „so wie die Dinge gehen, wäre es halt nur ein Leichnam mehr.“

Tatsächlich, als endlich die Nacht kam, mußten wir die Leiber unserer jüdischen Kameraden auf improvisierten Tragbaren in den Block bringen und auf nackte Pritschen niederlegen. Wir waren überzeugt, daß wenigstens die beiden Jüngsten nie wieder erwachen würden, so furchtbar schien diese Prüfung über ihre armen Kinderkräfte gegangen zu sein. Sie waren schon mehrere Stunden aus dem Rennen und der zufriedene SS-Mann hatte sie am Rande des Beckens wie leblos liegenlassen. Wir zitterten vor Zorn und innerer Empörung. Wir stürzten uns auf die Kartoffeln, die wir schweigend, so wie sie waren, verschlangen, ohne den Mut zu haben, sie zu schälen, und dann ließen auch wir uns auf die nackten Bretter fallen, die unser Lager waren.

Da hatte Renouvin einen ganz ungewöhnlichen Gedanken. Um die melancholischen Insassen des Raumes etwas zu beleben, schlug er eine Art Gesellschaftsspiel vor. Es sei wichtig, sagte er, daß jeder, der zu dieser Stunde in der Lage sei, auswendig ein Gedicht nach seiner Wahl vollständig aufzusagen, dies tue. „Du willst uns wohl zum besten halten“, knurrte mein Nachbar Janssens, der nicht weniger gebildet war als alle anderen. Aber Renouvin ließ nicht locker. Um uns in Bewegung

zu bringen, begann er selbst, die ersten Verse von „Hernani“<sup>1)</sup> aufzusagen, die er vollständig auswendig wußte. In diesem Augenblick hatte ich ihn im Verdacht, den extravaganten Vorschlag nur gemacht zu haben, um mit seiner Bildung prunken zu können.

Er ging jedoch nicht bis zu Ende, um auch anderen die Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. Willieme brachte uns, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, natürlich ein Stück von Verhaeren. Dann bekamen wir du Musset und sogar Péguy und – Gott verzeih mir -- Paul Géraldy<sup>2)</sup> vorgesetzt.

Wir wurden schon schläfrig, als wir tief in der Nacht aus dem Dunkel heraus eine Stimme hörten: „Aber ich, ich habe auch ein Gedicht aufzusagen“. Wir hatten plötzlich keine Lust mehr, zu schlafen, wir waren sprachlos. Es war die Stimme unseres kleinen Freidenker-Juden der Nacht vorher, den wir alle schon für tot hielten. „Also“, fuhr er fort, „die Jungfrau Maria in der Mittagstunde von Paul Claudel“. Und er begann langsam, jeden einzelnen Vers deutlich betonend:

Des Mittags seh' ich die Kirche offen,  
Mich zieht's hinein.  
Ich komme, Mutter Jesu Christi,  
Nicht zum Beten,  
Ich habe nichts Dir darzubringen  
Oder zu erlehen.  
Ich komme nur, oh Mutter,  
Um Dich anzuschauen,  
Um Dich zu sehen, zu weinen nur vor Glück,  
Weil ich es weiß, daß ich Dein Kind bin,  
Und daß Du da bist!

Anmaßend soll man nicht sein. Ich kann deshalb nicht sagen, ob ich eines Tages in den Himmel kommen

<sup>1)</sup> Tragödie von Victor Hugo.

<sup>2)</sup> Französischer Liebeslyriker, geb. 1898.

werde, aber ich habe das Gefühl, daß, wenn mir diese größte Gnade gewährt wird, ich dort sicher meinen kleinen Freidenker-Juden mit seinen blauen Augen aus dem Lager Neue Bremm finden werde, der entschlafen ist mit den Worten von Claudel auf den Lippen am Abend des Festes des Heiligen Raymond Nonnat vom Orden unserer Lieben Frau der Mercedarier.

## VI

### *Die Einführung*

Zur Zeit, von der hier die Rede ist, war das kleine Sortierungslager von Neue Bremm gerade erst in Betrieb genommen worden. Unser Transport war, ich glaube, der zweite, der seine Reize zu würdigen bekam. Wenn ich die Berichte zahlreicher Kameraden in Betracht ziehe, die über Compiègne kamen — ein anderer berühmter Transit-Ort für Franzosen, die der Naziordnung absolut unzugänglich waren —, so waren wir hier wesentlich schlechter dran als in Royallieu. Ohne jeden Übergang in dieses Versuchslager des Regimes hineingebracht, sollten wir auf alle Fälle sofort Gelegenheit bekommen, über einen Punkt vollständig beruhigt zu sein: Die Rechtfertigung unserer unüberwindlichen Opposition gegen das System.

Die Normen, Gesetze und Regeln, die den Entscheidungen der Gestapo zugrunde lagen, sollten uns bis zum Schluß vollkommen undurchsichtig bleiben. Warum sind diese da über Compiègne gekommen, warum jene über Saarbrücken? Kein Mensch wird es je wissen. Dergleichen waren die Verwendungen in den Lagern, die ursprünglich in mehrere Kategorien eingeteilt waren, (je nach der Schwere der angenommenen Schuld), voll-

kommen willkürlich. Diejenigen unserer Kameraden, auf die die fürchterliche Bezeichnung „NN“, Nacht und Nebel, angewandt wurde, fanden sich hie und da verstreut aus Gründen, die unmöglich zu erkennen waren, auch als der Nazikriegsapparat noch intakt zu sein schien. Später, besonders seit Sommer 1944, wurden die Dinge klarer; offensichtlich geriet die Maschinerie in Unordnung. Daraus folgte eine unbeschreibliche Unordnung, die unser Elend noch vermehrte; aber weil sie das Ende ahnen ließ, stärkte sie uns in gewissem Sinne und ließ uns das Leid eine Stunde, einen Tag, eine Woche länger ertragen. So sind von der Befreiung von Paris bis zur Befreiung unseres Lagers mehr als acht qualvolle Monate verflossen in einem mörderischen Klima, dem Klima des erschöpften Wanderers, der nicht mehr weiterkann und der von jedem Halt erhofft, es sei die endgültige Schlußetappe. Im ganzen waren diejenigen, die das zweifelhafte „Glück“ gehabt hatten, vor dem großen Zustrom der Schlußzeit hereingekommen zu sein, besser abgehärtet, als die zuletzt Gekommenen und konnten daher die entsetzlichen Prüfungen, die dem Zusammenbruch vorangingen, besser überstehen.

Aber davon waren wir noch weit entfernt in diesem Mittsommer 1943. Wir ahnten es glücklicherweise nicht, sonst hätten wir wahrscheinlich den Mut verloren. Gewiß, die Nachrichten aus Sizilien waren ermutigend und natürlich klammerten wir uns an die Vorgänge des ersten Weltkrieges: „Die Kapitulation Italiens wird die gleichen Folgen haben wie die von Österreich 1918“, weissagten die Optimisten. Wir glaubten ihnen nur zu gern. Wir waren alle fast einstimmig der festen Überzeugung, daß die Landung noch vor der schlechten Jahreszeit erfolgen würde. Diese Aussichten ließen uns den Mut behalten. Wir sollten ihn noch dringend nötig haben.

Wir  
sozu  
fand  
gerte  
den  
Mor  
Belg  
Jude  
oder  
von  
Sorg  
uns  
tige  
hatt  
gese  
Als  
und  
chrc  
lich  
star  
Leit  
Zor  
Ren  
Kir  
Anl  
im  
Das  
in  
wo  
Fei  
nic  
wu  
Bre  
ha  
Ga  
') r

Wir waren zu nicht ganz achtzig von Paris gekommen, sozusagen um Neue Bremm trocken zu wohnen. Dort fanden wir einige hundert junge, zum Skelett abgemagerte Russen vor. Außer Jacques Renouvin, den Freunden von Combat, Perrier, Villot, denen von Pau und Montpellier, der im Cherche-Midi aufgelesenen Gruppe Belgier, umfaßte unser Transport ein halbes Dutzend Juden, ebenso viele Kommunisten und endlich drei oder vier Individuen, deren eigenartiges Verhalten uns von Anfang an beschäftigte. Im Gespräch waren ihre Sorgen nicht die unseren. Es war klar, daß sie sich unter uns nicht wohlfühlten. Einer von ihnen, eine zweideutige Figur, war mir nicht unbekannt. Mit Schrecken hatte ich ihn beim Verlassen von Paris in der Gruppe gesehen, die auf dem Ostbahnhof zu uns gestoßen war. Als Beamter wegen Vertrauensmißbrauch entlassen und als überführter Raubmörder hatte er die Skandalchronik meiner kleinen Stadt kurz vor dem Kriege reichlich mit Stoff versorgt. Deswegen hatten wir, die Widerstandsleute, uns gefreut, als ihn die Deutschen mit der Leitung ihrer „Legion Tricolore“ für die ganze Nono<sup>1)</sup>-Zone beauftragten. Ich hatte damals seine Tätigkeit an Renouvin gemeldet, der daraus sofort schloß, daß ein Kirchweihfest (so heißt in der Sprache von Joseph das Anbringen einer angemessenen Menge von Sprengstoff) im Hauptquartier der genannten Legion notwendig sei. Das geschah mit vollem Erfolg. Als der Erpresser mir in der Avenue Foch als einer derjenigen angegeben worden war, die regelmäßig über die Tätigkeit der Feinde des Großdeutschen Reiches berichteten, war ich nicht im geringsten überrascht. Was mich jetzt mehr wunderte, war, diesem Meineidsschädel hier in Neue Bremm zu begegnen. Ausgerechnet ihn hier zu finden hatte ich nicht die allergeringste Lust.

Ganz anders war ein junger Bursche mit einem Un-

<sup>1)</sup> 1940 nicht besetztes Gebiet Frankreichs.

schuldsgesicht, den man ohne Beichte zur Kommunion gelassen hätte. Er meinte, sich uns anvertrauen oder vielmehr uns einen verworrenen Bericht auftischen zu müssen, aber schon vor Schluß war klar, daß seine Sache alles andere als sauber war und daß er für die Gestapo durch Denunzieren seiner Landsleute gearbeitet hatte. Gewissensbisse haben ihn später dann wahrscheinlich veranlaßt, zu versuchen, der Resistance zu dienen: das Doppelspiel in seiner ganzen Abscheulichkeit.

So entdeckten wir eine Seite der uns bevorstehenden Prüfungen, auf die wir am wenigsten vorbereitet waren: das enge Zusammenleben mit Menschen, die von uns unvorstellbar weit entfernt waren. Ich hatte sofort das Gefühl, es handele sich um eine überlegte Maßnahme, die uns demoralisieren sollte. Vielleicht führte die Reaktion darauf genau zum Gegenteil dessen, was die Erfinder immer neuer Qualen erwarteten.

Vor dem gemeinsamen oder wieder gemeinsam gewordenen Gegner, dem wir völlig ausgeliefert waren, hatte ich sehr bald das Empfinden, wir würden in eine von ihm gestellte Falle gehen, wenn wir nicht stillschweigend ein gewisses Minimum von Solidarität und gemeinsamer Abwehr gegen ihn akzeptierten. Die Glattstellung etwaiger Rechnungen unter uns würde später erfolgen. Die Erfahrung der einundzwanzig folgenden Monate hat mir oft gezeigt, daß dieser Gedanke nicht ganz abwegig war. Gelegenheiten, Unrecht wieder gutzumachen, sind auf diese Weise genutzt worden, das muß ich bezeugen. Nach der Heimkehr habe ich es jedes Mal, wenn sich Gelegenheit dazu bot, den Richtern gesagt. Denn vor ihnen mußten viele von denen, die unsere Gefährten in der Hölle gewesen waren, elend enden. Wenn ich vor die Schranken des Gerichts trat, dachte ich immer an den Brauch, daß in gewissen zivilisierten Ländern der Henker den zum Strang Ver-

urte  
ehe  
den  
der  
lang  
hab  
Ged  
ihr  
Kar  
diej  
geko  
oder  
gem  
Die  
Zirk  
aus  
gest  
Me  
den  
lich  
Ras  
In  
die  
figu  
den  
die  
gle  
die  
häl  
ku  
Sch  
—  
) I  
(H  
2)  
Vé  
du  
no

urteilten begnadigt, wenn er den Strick reißen sieht, ehe der Gehängte gestorben ist. Die Deportierten, von denen ich spreche, gleichen diesen Gehängten, von dem der Tod nichts hat wissen wollen. Er hat sie wirklich lange genug in furchtbarstem Schrecken gehalten, sie haben also wohl Anrecht auf Gnade des Henkers. Diese Gedanken gelten für diejenigen, die versucht haben, ihr Verbrechen durch verdoppelte Hingabe an ihre Kameraden vergessen zu lassen. Doch kommen sie für diejenigen nicht in Frage, die sich, wo immer sie hergekommen sein mögen, freiwillig, sei es aus Sadismus oder Gewinnsucht, zu Teufelsknechten der Henker gemacht haben.

Diese einzigen wirklichen Sklaven in dem höllischen Zirkus waren zu Beginn des Systems ausschließlich aus verurteilten gemeinen Verbrechern zusammengesucht worden. Es waren meistens Gestalten, die vom Menschen nur die äußere Erscheinung hatten und denen auch das bescheidenste Leuchten von Menschlichkeit ebenso fehlte wie den Vertretern der höheren Rasse, die uns ihnen ausgeliefert hatten.

In Neue Bremm wütete ein Kerl, dessen Anblick sofort die Erinnerung an die von Dardé<sup>1)</sup> geschaffene Kolossalfigur des Vorzeitmenschen wachrief, die man oben auf den Felsen von Eyzies<sup>2)</sup> sieht: dieselbe fliehende Stirn, dieselben tief in den Höhlen liegenden Augen, der gleiche krumme Rücken, die gleichen überlangen Arme, die gleichen riesigen Hände. Diese Hände, die eine verhältnismäßig friedliche Tätigkeit am Tage unserer Ankunft gefunden hatten, als sie unsere Köpfe mit der Schermaschine bearbeiteten, sollten sich später weniger

<sup>1)</sup> *Dardé, Paul*, franz. Bildhauer, geb. 5. 7. 88 in Olmèt bei Lodève (Hérault), Steinbildhauer-Kolossalfiguren.

<sup>2)</sup> *Les Eyzies*, Weiler in der Dordogne, am Zusammenfluß von Vézère und Beune, beherrscht von einer Felsenkette, deren Höhlen durch vorgeschichtliche Funde berühmt geworden sind (Cro-Magnon, Les Eyzies, usw.).

harmlosen Beschäftigungen widmen. Eines Tages, als sie auf mein Gesicht einschlugen, riefen sie, ich bekenne es heute ohne Beschämung, durch ihre Gewalt einen nervösen Tränenstrom hervor, der mich damals allerdings furchtbar demütigte. Die Szene spielte sich im Büro eines SS-Mannes ab, der neben anderen Aufgaben auch die hatte, uns unter den wilden Augen des genannten Kerls den gesamten Inhalt unseres Gepäcks abliefern zu lassen. Ich hatte versucht, einige Bücher zu retten, hauptsächlich mein Meßbuch, an dem ich wegen all der Andenken, die es enthielt, besonders hing. Seine Fetzen fand ich in der Abortanlage wieder. Andere Filzereien sollten folgen.

Um auf Molotov zurückzukommen (das ist der Name, den man diesem „Neandertaler“ gegeben hatte, ohne jede Anspielung auf seinen russischen Namensvetter und wahrscheinlich ganz einfach deswegen, weil es sein bürgerlicher Name war). Ich hatte mich noch nicht von meiner lächerlichen Rührstimmung erholt, als der SS-Mann, der die Aufnahmeformalitäten leitete, mit einem kaum merklichen Lächeln und in tadellosem Französisch sagte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es einer ihrer polnischen Kameraden ist, der Sie geschlagen hat.“

Er hatte das „polnischen“ betont.

Ehe ich Zeit fand, meine Gedanken zu sammeln, fügte er hinzu: „Das wird Ihnen beibringen, für Danzig sterben zu wollen.“

Ich war wie betäubt. Am Ausgang des Büros, in dem sich diese Einführungsszene abspielte, traf ich Renouvin, der vor mir an der Reihe gewesen war. Er hatte die gleichen Aufmerksamkeiten erfahren.

„Die sind noch stärker, als ich dachte“, spottete er und zeigte sein Gebiß, ohne die Zähne auseinanderzutun, eine Angewohnheit, die seine Züge fröhlich und zugleich sarkastisch erscheinen ließ. Er blieb einen Augen-

blick schweigsam. Der Abdruck von Molotovs riesiger Hand war auf seiner Wange noch zu sehen. Dann schloß er kurz und bündig: „Aber das ändert nichts daran, daß sie verloren sind.“

Jedesmal, wenn ich in der Folgezeit von polnischen Kameraden eine Brutalität erlebte, und die Gelegenheiten dazu haben nicht gefehlt, bezog ich mich immer auf den Vorgang Molotov. Dies hat mir erlaubt, die von den Deportierten verächtlich als „Polacken“ Bezeichneten mit einer Nachsicht zu würdigen, die ich also der Weltgewandtheit meines SS-Pädagogen von Neue Bremm verdankte.

Das Abrichten dauerte nicht lange, aber es war intensiv. Man hatte uns am Tage unserer Ankunft zu verstehen gegeben, daß wir nur auf der Durchreise hier seien und daß wir diesen kurzen Aufenthalt ausnutzen sollten, um uns an die Stürme, die folgen würden, zu gewöhnen.

In der Tat, Molotov, der seine Rolle als Polizeihund vollkommen spielte, jagte uns vor Tagesgrauen mit wilden Gummiknüppelschlägen aus dem Block. Dort haben wir die Entdeckung dieses Zusatzgerätes gemacht, welches nicht nur Molotov ausgiebig anwandte, sondern auch der SS-Mann, an den er uns übergab, sobald wir unsere wegen des fast völligen Fehlens von Wasser recht schwierige Toilette beendet hatten. Wir trugen noch die Kleidung, die wir am Tage unserer Verhaftung angehabt hatten und die uns in das Gefängnis begleitet hatte. Hätten wir nicht die kahlgeschorenen Köpfe und diese besondere Begleitung gehabt, so wären wir in den Straßen von Saarbrücken, durch die wir am frühen Morgen in die Grube gingen, für irgendwelche Delinquenten gehalten worden, die in der Nacht vorher bei einer ganz gewöhnlichen Polizeiufternehmung festgenommen worden waren. Einer unserer Kamera-

den, ein Spezialist in Publicity-Sachen, machte uns darauf aufmerksam, daß an den Mauern nur Propaganda-Plakate für das Regime klebten. Alles andere fehlte. Das war eine von den Kleinigkeiten, die, zusammengetragen, in uns die Überzeugung stärkten, daß es sich tatsächlich nur noch um einige Wochen handeln könnte, und zwar im alleräußersten Falle. Ein anderer ermutigender Hinweis: der Anblick des Bahnhofs in Trümmern. Diejenigen, die daran zu zweifeln schienen, daß wir zu Weihnachten zu Hause sein würden, wurden als Defaitisten angesehen.

In der Grube waren wir mit Räumungsarbeiten beschäftigt. Die Angst vor dem Schlimmeren ließ uns die Arbeit nicht unmenschlich erscheinen. Es waren nicht genug SS-Leute da, um die einzelnen Arbeitsgruppen zu überwachen. Sobald der Verantwortliche uns den Rücken kehrte, überanstrengten wir uns nicht unnötig; im Gegenteil: wir diskutierten ins Endlose. In der Ahnungslosigkeit über unsere endgültige Bestimmung äußersten wir tausend Vermutungen. Wir dachten nicht, daß wir am Vorabend einer Trennung standen, die die einzelnen weit auseinanderreißen würden. Es knüpften sich Freundschaften. So war es in dieser Grube von Saarbrücken, wo ich täglich einen belgischen Kameraden, Jean Dopchie, traf. Die Erinnerung an ihn ist auf immer in meinem Gedächtnis eingeprägt.

Dopchie mußte etwa mit mir gleichaltrig sein. Er leitete vor dem Kriege eine Spinnerei in der Umgebung von Antwerpen. Seine Erziehung war die eines Liberalen seines Landes, gebildet an der Universität Brüssel, die bekanntlich einen freigeistigen Unterricht erteilt, der das Gegenstück zu dem ganz religiösen und thomistischen von Löwen sein sollte. Ich habe niemals einen erklärten Rationalisten gefunden, der ein solches geistiges Leuchten hatte. Er erläuterte die Gründe seiner Ablehnung des Nazismus durch Argumente, die mir

ungenügend schienen, aber ein Zwiegespräch mit einer sittlich so hochstehenden Persönlichkeit tröstete über vieles hinweg. Ich erinnere mich insbesondere an seine Bewunderung für Paul Valéry, von dem er lange Stücke auswendig aufsagte, um sie dann mit ansteckender Begeisterung zu erläutern. Der liebe Dopchie! Einer mehr, dessen verglühte Asche sich mit der so vieler anderer vereint hat. Es wäre doch töricht, ja gegen jede Vernunft, zu meinen, daß ein Opfer wie das seinige kein anderes Ergebnis gehabt hätte, als daß eine Handvoll verglühter Asche in der Luft verstreut wurde.

Wenn wir abends ins Lager zurückkamen, mußten wir immer unbeweglich und im Stillgestanden dem Schauspiel wie am ersten Tage beiwohnen, mit dem einzigen Unterschied, daß es sich auf drei oder vier Stunden beschränkte. Die Opfer waren meistens die jungen Russen, deren Leiden und Klagen uns erschauern ließen, hauptsächlich diejenigen unter uns, die wie Dopchie und ich Kinder im Alter dieser Unglücklichen hatten. Wenn der SS-Mann, der das Schauspiel leitete, die Schinderei für ausreichend ansah, jagte uns ein Pfiff in den Block zurück, wohin wir schleunigst rennen mußten. Dort empfing uns der unermüdliche Molotov, der großzügig seine Prügel verteilte und mit seinen kleinen stehenden Augen sehr rasch zu entdecken wußte, wer noch nicht genügend abbekommen hatte. Er hatte es besonders auf einen Belgier abgesehen, einen Verletzten des anderen Krieges, der sein verwundetes Bein nachzog und gewöhnlich wegen Nachhinken in der Bewegung das Doppelte oder Dreifache an Prügel abbekam. Ich habe mich immer gefragt, durch welches Wunder an Willenskraft unser flämischer Kamerad Turck, behindert wie er war, diese Mißhandlungen lebendig überstanden hat.

Wir hatten eine Woche dieses Dienstes auf dem „Prüfstand“ hinter uns, als wir eines Morgens erfaßten, daß

es etwas Neues geben würde. Nach dem Appell wurden wir in drei verschieden große Gruppen geteilt. Die eine wurde sofort in die Grube geschickt. Es war klar, daß sie dort einige Zeit länger bleiben würde. Sie ging weg, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, herzliche Abschiedsgrüße zu tauschen. Die andere Gruppe umfaßte hauptsächlich die Belgier und die Freunde von „Combat“ mit Renouvin an der Spitze. Die dritte Gruppe bestand nur aus zwei „Stück“ – um sich des Wortes zu bedienen, das die Nazis unterschiedslos verwendeten, um die Anzahl von Streichhölzern in einer Schachtel oder Untermenschen in einer bestimmten Gruppe zu kennzeichnen. Jacques Perrier und ich waren diese zwei „Stück“.

Wir wurden zu dem SS-Mann geholt, der die französische Politik und die Leitartikel von Marcel Déat so genau kannte. „Aus Ihren Akten geht nichts Ernsthaftes hervor“, sagte er uns. „Sie werden also beide nach Frankreich zurückkommen. Es ist zwecklos, zu versuchen, während des Transportes zum Bahnhof zu fliehen, da Sie ja bald freigelassen werden.“

Diese Erklärung brachte mich in Verlegenheit. Zunächst war ich nur zur Hälfte beruhigt, denn der scheinheilige Ton des recht verdächtigen Sprechers flößte mir nur ein sehr beschränktes Vertrauen ein. Dann war ich zugleich beschämt und sehr enttäuscht beim Gedanken, Renouvin und die anderen guten Gefährten hier zu verlassen. Endlich fragte ich mich, mit welchen praktischen Mitteln ich von nun an in Frankreich selbst die zugleich offene und heimliche Tätigkeit, die ich seit 30 Monaten betrieb, würde fortsetzen können. Aber ich zweifelte nicht daran, daß meine Akten sehr dünn seien, nachdem mir Renouvin in den vorigen Tagen bestätigt hatte, daß keiner der Freunde von Combat mich verpiffen hätte. Ich war außerdem durch Villot bestens dahingehend unterrichtet worden, daß Jacques Perrier,

dessen Schicksal mit meinem verbunden schien, tatsächlich das war, was man so allgemein einen mittleren Beamten durch und durch nennt.

Meine Unsicherheit dauerte nicht lange. Auf dem Bahnhof wurden Perrier und ich in die gleiche Zelle eines Häftlingswaggon geladen, in den die anderen Kameraden uns eben vorausgegangen waren. Diese Gleichheit beseitigte alle meine Skrupel. Aus übertriebener Neugier versuchten wir, nachdem der Zug einige Dutzend Kilometer gefahren war, das obere Gitter zu erreichen, von wo aus ein schmaler Lichtstrahl zu uns kam. An der Stellung der Sonne bemerkten wir, daß es Osten und nicht Westen war, wohin wir uns bewegten.

Im Laufe des Nachmittags wurden wir im Bahnhof Ludwigshafen ausgeladen. Der Anblick, den er an diesem 7. September 1943 bot, war je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellte, entweder bloß einfach erschreckend oder im Gegenteil ziemlich ermutigend. Die zweite Betrachtungsart war es, die wir von Anfang an glaubten anwenden zu müssen. Das also war das Ziel, das in der letzten Nacht die Flugzeuggeschwader angesteuert hatten, die wir über uns hatten brummen hören. Die Leistung schien eine schwer zu beschreibende Maßarbeit. Nicht bloß, daß von dem Bahnhof nur zwei ausgeglühte Mauerstücke übriggeblieben waren, aus denen noch immer Flammen züngelten, sondern in mehreren tausend Metern in der Runde brannten Hunderte von Güterwagen und Maschinen weiter aus. Wir hatten, um in die Eingangshalle zu kommen, zwischen einer Doppelreihe von Schupos einen weiten Weg über verbogene Gleise und zerrissene Schwellen durch verstreute Lebensmittel machen müssen. Diese hätten reichlich genügt, unseren Hunger zu stillen, wenn nicht diese Handschellen und die nervösen Schupos gewesen wären.

In Ermangelung eines anderen Transportmittels hatte man uns in einem alten offenen Lastwagen durch die Stadt gefahren. Was man sah, sprach alles für ein sorgfältiges und gelungenes Bombardement. Wir bekamen zwar einige Male drohende Fäuste zugestreckt, aber darauf achteten wir nicht sehr. Denn der Anblick des Grauens und der Erbarmungswürdigkeit, der sich unseren Blicken bot, hatte schließlich jede andere Betrachtung ausgeschaltet. Der Anblick einer Mutter, die in einer Schubkarre die kleine Leiche ihres Kindes aus einem Haufen von Trümmern herausbrachte, ein Greis, der an einer Straßenecke mit lautem Jammergeschrei und Klagen vor den verbrannten Überresten, wahrscheinlich seiner Ehefrau, niedergebroschen war, so etwas gebietet Schweigen. Wir waren also stumm geworden, als wir in das Gefängnis von Mannheim kamen, wo man uns schließlich hinführte, nachdem wir die Rheinbrücke überschritten hatten. Diese hatten die englischen Bomber nur knapp verfehlt, aber man sah 20 ausgebombte Lastkähne unbeweglich auf der Seite liegen.

Am anderen Morgen hatte sich die Gruppe vom Vorabend vollzählig in der Halle dieses Mustergefängnisses wiedergefunden. Die bequeme Unterkunft wäre uns in bester Erinnerung geblieben, hätte nicht ein zweiter Angriff der englischen Luftwaffe uns im Laufe der Nacht geweckt und uns unter dem Krachen der Bomben den Gefühlen der Hilflosigkeit, der Angst, ja der Panik in der Einsamkeit einer verriegelten Zelle überantwortet.

Im Augenblick der Abfahrt war ein neuer Gefährte zu uns gekommen, kleine Gestalt, rotes Gesicht. Es war ein ehemaliger kommunistischer Abgeordneter aus dem Saarland, lebenswürdig und gesprächig, der uns in einem verständlichen Französisch wertvolle Angaben über das Schicksal machte, das uns erwartete. Durch ihn

erfahren wir, daß es in Deutschland mehrere Arten von Lagern gäbe und daß er selber eben zur Internierung in dem Lager Dachau verurteilt worden sei. Er zeigte sich darüber ganz beruhigt. Die letzten Nachrichten, die er über dieses Etablissement erhalten hatte, schienen ihm befriedigend.

„Eine Art Sanatorium“, erklärte er.

Uns anderen schien dieser Name von Dachau weniger beruhigend. Eine Reportage, die vor dem Kriege, ich weiß nicht mehr in welchem Magazin, erschienen war, hatte es als einen geheimnisvollen und düsteren Ort geschildert. Aber so wie die Dinge nun lagen, wünschten wir nichts besseres, als den Bringern guter Nachrichten zu glauben: Na also gut, Sanatorium!

In einem Zellenwagen, in dem wir nur durch ein Wunder nicht den Erstickungstod gestorben waren, so viele hatte man hineingedrängt, kamen wir am Abend des gleichen Tages in das alte Gefängnis von Heidelberg. Am nächsten Morgen wurden wir in dem Haftraum, in dem wir alle zusammen die Nacht verbracht hatten, durch das Freudengeheul eines unvorsichtigen Wächters geweckt, der jede Zurückhaltung verloren hatte: „Italien hat kapituliert!“

Diesmal war ein Zweifel nicht mehr möglich. Wir würden zu Weihnachten zu Hause sein; vielleicht sogar schon zu Allerheiligen.

Abends führte man uns unter starker Bedeckung durch die Straßen der Stadt (wie schön waren doch die gegenüberliegenden Hügel in dem goldenen Licht dieses ausklingenden triumphalen Tages) zum Bahnhof, der durch Flüchtlinge aus den Nachbarstädten völlig verstopft war.

Unser Häftlingswagen nahm uns auf. Noch am selben Abend kamen wir in Stuttgart an. Aufenthalt in einer Zelle, die mit noch frischem Blut verschmiert war, dann Aufnahme in einem großen schmutzigen schon über-

füllten Raum des städtischen Gefängnisses; unangenehme Nacht: Wanzen in Mund, Ohren und Nase, fürchterlicher Geruch. Am nächsten Abend waren wir im Gefängnis in Ulm, wo wir zwei Nächte verbrachten. Von den Zellenfenstern des Stockwerkes, wo wir untergebracht waren, sah man den wunderbaren Turm des alten Münsters. Wir fühlten uns als Touristen bei einer Rundreise der Agentur Cook. Wir hatten Verstärkung bekommen. U. a. war ein Franzose in einer merkwürdigen Aufmachung zu uns gestoßen: nur im Hemd, sonst nichts. Er kam aus einem Krankenhaus, wo er am Blinddarm operiert worden war. Sein verschmutzter Verband hätte dringend erneuert werden müssen. Wir fragten ihn, womit er verdient habe, daß er in dieser etwas mangelhaften Ausstaffierung uns zugesellt werde. Er gab ohne weiteres zu, daß er als freiwilliger Arbeiter nach Deutschland gekommen sei und daß er mit ich weiß nicht mehr wem, ich weiß nicht mehr was gehandelt habe. Von seiner Operation kaum wiederhergestellt, sei er ohne daß man ihm Gelegenheit gab, seine Sachen zu holen, nach Dachau in Marsch gesetzt worden, um dort die drei Monate Zwangsarbeit, zu denen er verurteilt worden war, zu verbüßen.

Von Ulm wurden wir nach Augsburg transportiert; dort langer, endloser Aufenthalt auf dem Bahnhof. Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig wurde unter den Klängen von Trommeln und Pfeifen ein deutsches Regiment verladen. Hier werden wir voneinander getrennt. Die hohe Gestalt meines unvergleichlichen Freundes Renouvin entfernt sich mit den Gefährten von „Combat“ und der Gruppe der Belgier, Oberst Lavry an der Spitze. Wir umarmen uns wie Brüder.

Die Nacht war schon längst über das Land gesunken, als sich von der ursprünglichen Abfahrtsgruppe von Limoges allein Jacques Perrier und ich im reizenden kleinen Gefängnis von Ingolstadt wiederfanden in Be-

gleitung des saarländischen Abgeordneten, des Franzosen im Hemd und einiger anderer übler Burschen, diese jedoch bekleidet, die vor uns angekommen waren.

In der Zelle von Ingolstadt entsetzt mich des Morgens eine Inschrift an der Wand. Ich reiße die Augen auf: Kein Zweifel, daß heißt wirklich „Vive Petain“, was ich da lese. Das muß wohl zum Spott dastehen, dachte ich sofort. Die Folge sollte diese Auslegung nicht bestätigen.

Das Gefängnis von Ingolstadt glich einer Operettenbühne. Wir wurden dort zwei Tage festgehalten, die wir mit Holzsägen zubrachten. Die neuen französischen Kameraden schienen von einem anderen Planeten herabgefallen zu sein. Freiwillige Arbeiter, wie der Operierte von Ulm, schienen sie gar nicht so dringend wie wir zu Weihnachten nach Frankreich zurückkehren zu wollen, ganz im Gegenteil. Es waren meistens rohe Burschen. Die auf lockenden Plakaten der Propagandastaffel angebotenen hohen Löhne hatten sie hergezogen. Wegen Unzucht mit einer Jüdin oder einfach, weil sie sich hatten hinreißen lassen, ihre Faust in das Gesicht eines nörgelnden Werkmeisters zu schlagen, standen auch sie am Vorabend der Beförderung zur Ehre eines Konzentrationärs.

Am 15. September, es war schon dunkle Nacht, hielt der alte Zellenwagen, der uns seit Neue Bremm nicht verlassen hatte, in einem kleinen Bahnhof, dessen Name wir in der Dunkelheit nicht erkennen konnten. Ein Kleinlastwagen erwartete uns, dazu ein halbes Dutzend SS-Leute. Wir wurden mit dem üblichen Zeremoniell verladen: Faustschläge und wüste Schimpferei. Kurze Zeit später hielten wir vor einem schmiedeeisernen Gitter. Ein Mann in einem zebra gestreiften Anzug wie die Zuchthäusler der englischen Witzblätter, aber die Streifen in der anderen Richtung, übernahm uns. Er trug eine gelbe Armbinde. Kaum hatte er unseren saar-

ländischen Abgeordneten erblickt, begrüßte er ihn wie einen alten Bekannten: Umarmung und großes gegenseitiges Klatschen auf den Rücken. So erriet ich, daß wir im Sanatorium angekommen sein mußten.

In der Zelle von Ingolstadt hatte mich des Morgens das unschätzbare kleine Büchlein vom Abbé Stock, das ich durch alle Fährnisse hatte retten können, belehrt, daß dieser Tag das Fest unserer Lieben Frau von den sieben Schmerzen sei.

## VII

### *Das Lager von Dachau*

Der Zebra-Mensch mit der gelben Armbinde führte unsere kleine Gruppe in eine Art Halle, die mir im Halbdunkel, in dem wir verschwanden, einer großen zweckentfremdeten gedeckten Markthalle zu gleichen schien. Andere Zebra-Männer in tadelloser Aufmachung waren um uns herum, geschäftig bei den Formalitäten der Eintragung in das Gefängnisregister. Entkleiden, Haarschneiden, Cresolpinselei, Durchgang durch die Dusche: der erste Eindruck ist der einer unermesslichen Entblößung.

Vorher hatten wir uns von allen Gegenständen trennen müssen, die uns mit unserem früheren Dasein verbanden; sie mußten vollzählig einem Zebra-Schnüffler übergeben werden, der ein peinlich genaues Verzeichnis davon anfertigte. Ich hatte gerade noch ein einziges Taschentuch, in das ich rasch einige teure Erinnerungstücke gestopft hatte, seiner Wachsamkeit entziehen können, ein Schatz ohne jeden Geldpreis, Zeuge einer weit zurückliegenden Vergangenheit, in der man noch das Recht gehabt hatte, etwas für sich zu besitzen. So

rettete ich wertvolle Fotos und mein „Manuel du prisonnier“ (Gebetbuch des Gefangenen), von dem ich mich um keinen Preis trennen wollte.

Nackt wie die Würmer und noch tropfnaß hatte man uns durch endlose Gänge in einen anderen Raum geführt, wo man uns unvorstellbare Kleidungsstücke, die von irgendeinem verrückt gewordenen Trödler kommen konnten, vor die Füße warf mit der Aufforderung — und zwar immer mit dem ewigen: Los, los! —, sie uns in aller Geschwindigkeit überzuziehen. Dieses Mal folgte den Gefühlen der vollständigen Entblößung das einer unbestimmbaren Resignation gegenüber einer völlig unerwarteten Verrücktheit: Der König Ubu, illustriert von Dubout. Auch wenn ich hundert Jahre alt werden sollte und mir von meinem Eintritt in dieses Lager nur ein Bild im Gedächtnis bleiben sollte, würde es unter hundert anderen die Silhouette dieses kleinen Franzosen, eines freiwilligen Arbeiters in Deutschland, sein. (Wegen seiner Kiefernpartie nannte man ihn Fernandel.) Ich sehe ihn behängt mit einem weiten schwarzen Rock mit Seidenaufschlägen, der ihm bis über die Fersen herunterfiel, an den Füßen russische Socken und auf dem Schädel einen italienischen Bersaglieri-Hut, der auf den weitausladenden Fächerohren seines Trägers ruhte.

Mühsam unsere Holzpantinen schleppend, das emailierte Kochgeschirr und den üblichen Holzlöffel in der Hand, unterm Arm eine grobe Decke, hielten wir unseren wenig triumphalen Einzug in den Quarantäne-Block, damals Block Nr. 15. Chef davon war ein viel-sprachiger Armenier, der hart zuschlug, laut brüllte und alle Franzosen als Syphilitiker beschimpfte. Unsere kleine Gruppe wurde auf zwei von den vier Stuben aufgeteilt, die im ganzen eine Baracke ausmachten.

Die zweite Stube, in welcher der saarländische Abgeordnete, Fernandel, Perrier und ich untergebracht wur-

den, unterstand einem winzig kleinen Häftling mit lebhaften Farben im Gesicht und kräftiger Stimme, der uns in Unterhosen empfing und zunächst aus einem Eimer den Rest einer kalt gewordenen Gerstenbrühe verteilte. Wir waren nach dem Abendappell angekommen und sollten deshalb unsere Verpflegung erst vom morgigen Tage an erhalten. Alle lagen schon. Nachdem wir uns entkleidet und unsere Fastnachtsaufmachung in einem Kasten, den der Zimmerchef uns anwies, aufgehängt hatten, kamen wir in einen übelriechenden Raum, wo wir von den erstaunlichsten Mißklängen empfangen wurden: eine völlig verwirrende babylonische Unterhaltung, eine unvorstellbare Katzenmusik. Dank des energischen Eingreifens unseres Patrons fanden wir schließlich einen Platz auf einem harten Strohsack zwischen Nachbarn, deren Verwünschungen uns gleichgültig ließen, denn wir verstanden sie nicht. Für mich stellte ich am nächsten Morgen in der Abortanlage fest, daß ich zwischen einem Klosterbruder aus Mähren und einem jähzornigen jungen Russen geschlafen hatte, der Tätowierungen zur Schau trug, die für jeden, der das kyrillische Alphabet nicht kannte, unlesbar waren.

— „Ruhe!“ —

Die Stentorstimme unseres winzigen Haushofmeisters zwang diesem betäubenden Jahrmarkt Schweigen auf. Die einzige Lampe, die ihr sparsames Licht über die merkwürdige Versammlung warf, war erloschen. Die Stunde der Sammlung, der Betrachtung war gekommen. Wenn man alles richtig ansah, war viel mehr als die materielle Not und die Entblößung im Augenblick das Gefühl einer unbeschreiblichen Einsamkeit vorherrschend, einer vollständigen Heimatlosigkeit. Ich weiß nicht, warum ich mir eingebildet habe, daß es das Lager Dachau sein würde, wo ich meine Kameraden der Widerstandsbewegung notwendig wiederfinden würde,

von  
Lage  
Fein  
Freu  
ich z  
Verg  
frem  
stan  
Auß  
Lanc  
Bes  
hau  
Mili  
das  
Equi  
der  
lich  
inde  
trau  
dies  
Fris  
niss  
erre  
unv  
das  
Star  
Das  
mer  
län  
seir  
Stac  
es c  
Bei  
ode  
Sch  
vor

von denen ich seit Monaten ohne Nachricht war. Das Lager war doch der Ort des Zusammentreffens aller Feinde des Nazismus, die kennenzulernen man also die Freude und die Ehre haben würde. Und da entdeckte ich zu Anfang das, woran ich infolge einer lächerlichen Vergeßlichkeit nicht gedacht hatte: Ich war in einem fremden Land, dessen Sprache ich überhaupt nicht verstand.

Außer dem guten Jacques Perrier waren die einzigen Landsleute, die ich bisher getroffen habe, von meinen Besorgnissen und meinen Hoffnungen soweit wie überhaupt möglich entfernt. Daß sie aus einem anderen Milieu, aus einer anderen geistigen Haltung stammten, das war nicht störend. Gott sei es gedankt, daß die Equipes Sociales (soziale Gruppen) mich die Wohltat der Kontaktmöglichkeiten gelehrt hatten, und tatsächlich sollten sie mir einen unschätzbaren Dienst leisten, indem ich sehr schnell mit beiden Füßen in das Vertrauen und dann zur Freundschaft mit der Mehrzahl dieser angeblich üblen Burschen gelangte. Eine gewisse Frist allerdings und die Überwindung einiger Hindernisse sollten notwendig sein, um dieses erste Ziel zu erreichen. So ist das Annehmen einer leichteren, aber unvorhergesehenen Widerwärtigkeit schwieriger als das Sichfügen in eine große Prüfung, die man auf festem Standort seit langem erwartet.

Das Lager Dachau befand sich in diesem Ende des Sommers 1943 in einer Übergangsphase. Ohne das vom saarländischen Abgeordneten angekündigte Sanatorium zu sein — das war es gewiß nicht — war es nicht mehr die Stadt des Schreckens der vorhergehenden Jahre — war es das noch nicht wieder. Darin unterschied es sich zum Beispiel von Neuengamme, Auschwitz, Bergen-Belsen oder Mauthausen, in denen der Schrecken bis zum Schluß immer gleich blieb. Dachau, dieses St. Johannes vom Lateran, diese Mutterkirche aller Konzentrations-

lager, war kurz vor unserer Ankunft der Schauplatz von Rechnungsglattstellungen gewesen. In der Folge von ich weiß nicht welchen Umständen hatten die österreichischen Monarchisten die Stellen an den Kommandoposten eingenommen, die seit Anbeginn die deutschen Kommunisten besetzt gehalten hatten. All das hat sich nicht ohne Blutvergießen abgespielt. Oft genug zeigten in den Winterwochen 1943/44 die Alten mit dem Finger auf diesen oder jenen Kameraden, der mit einem Posten versorgt war. Man nahm an, daß ihm die aktive Teilnahme an den Reinigungsarbeiten dies eingebracht hatte. Auf alle Fälle scheint es, daß Dachau damals für einige Zeit der Ort war, wohin man die Festgenommenen brachte, deren Fall noch in Untersuchung stand, die man als verdächtig ansah, gegen die man aber nicht mehr als eine Vermutung hatte. Daher bekamen einige Deportierte bis zur Invasion im Juni 1944 Pakete von ihren Familien; auch durften zwei Briefe im Monat geschrieben und empfangen werden. Schließlich kamen die weniger schweren Verbrecher, die zu 14 Tagen oder einem Monat Zwangsarbeit verurteilt waren, in den Quarantäne-Block, den sie nicht verlassen durften, um nicht mit den anderen Sträflingen in Berührung zu kommen.

Bis auf diese Einzelheiten, die allerdings wichtig waren, war das Regime das gleiche wie überall in der Welt der Konzentrationslager. In mehr als einem Dutzend gültiger Bücher ist den Franzosen Geschichte und Geographie dieser Welt dargestellt worden. Keine der Schilderungen von David Rousset, Robert Antelme, Martin Chauffier — um nur von diesen drei Zeugen zu sprechen, die in völlig verschiedenem Stil, aber aus gleichen Erfahrungen ihre Beschreibung gaben — ist so, daß man sagen könnte, sie gebe nicht die Wahrheit wieder. Weil ich selber Opfer oder Zeuge von Szenen gewesen bin ähnlich denen, die sie darstellen, oder weil ein Kamerad

mir  
gese  
wo  
fäls  
hier  
Kön  
trau  
sche  
Eini  
Pfar  
zwe  
(die  
die  
21  
bis  
Dac  
mar  
hun  
ein  
Kon  
verl  
wer  
mar  
an  
wü  
Kne  
tori  
um  
es  
bür  
sei  
dos  
wu  
Fäl  
Im

mir berichtete, daß er selber eine entsprechende Episode gesehen oder erlebt habe, und das zu einem Zeitpunkt, wo keine Veranlassung bestand, die Tatsache zu verfälschen, fühle ich mich berechtigt und verpflichtet, hier zu erklären, daß diese Verfasser, jeder nach seinem Können, nichts anderes getan haben, als traurig eine traurige Wahrheit darzustellen. Eine solche Erklärung scheint mir heute nötig.

Einige der Alten von Dachau, die lothringischen Pfarrer vom Block 26, die polnischen vom Block 28 und zwei französische Kameraden, Marcel G. und Nicolas S. (dieser seit 1939 in Dachau) haben mich allmählich über die früheren Jahre des Lagers unterrichtet, in dem ich 21 Monate verbringen sollte, vom 15. September 1943 bis zum 27. Mai 1945.

Dachau hatte, wie alle anderen Lager, seine Außenkommandos. Auf seine Rechnung wurden davon mehr als hundert in ganz Bayern und bis nach Württemberg hinein betrieben. Eine der grundlegenden Tatsachen der Konzentrationslagerwelt, die man nie aus dem Auge verlieren darf, ist die ständige Unsicherheit der Verwendung, die Unsicherheit über sein Schicksal, in der man immer war. Man wußte niemals, ob man abends an der Stelle, die man morgens verlassen hatte, schlafen würde. Auf Grund eines Befehls aus Berlin konnte man Knall und Fall in das düstere Gehege vor dem Krematoriumsbau kommen, um durch einen Nackenschuß umgelegt oder am Galgen aufgehängt zu werden, ehe es in den Ofen ging. Eine Anzeige wegen Geheimbündelei im Lager konnte sehr schnell dazu führen, es sei denn, man wurde einem der Außenarbeitskommandos zugeteilt, die Vernichtungskommandos genannt wurden. Diese Kennzeichnung traf in drei von vier Fällen zu.

Im Inneren des Lagers von Dachau waren die Kom-

mandos, wie anderswo auch, sehr verschieden. Es gab aristokratische darunter: das Büro für die Leitung der Arbeiten, die politische Abteilung, wo die politischen Akten aufbewahrt wurden, und dann natürlich die Küche, wo nur der vornehmste Adel mit mehrfacher Ahnenreihe Zutritt hatte und sich durch Kooptierung wie im Jockey-Klub aus den Reihen der ältesten Häftlinge ergänzte. Über die Organisation dieser geschlossenen, auf sich selbst zurückgeworfenen Welt, über ihre eigenen Gesetze, die in vielen Fällen mit denen der kapitalistischen Welt, in anderen mit denen der kommunistischen Staatsordnung identisch waren, ist schon alles gesagt worden. Was wir von dieser letzten zu wissen glauben, legt die Annahme nahe, daß die der Lager mit ihrer stumpfsinnigen Bürokratie, ihrer eisernen Disziplin und ihrem Mangel an jeder Phantasie nach diesem Modell aufgebaut waren. Die enge Verwandtschaft unter den totalitären Herrschaftsarten ist uns in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit klargeworden durch die geradezu beängstigende Leichtigkeit, mit der allzuoft unsere kommunistischen Kameraden sich dieser erstickenden Lebensart anpaßten, die uns auferlegt worden war. Was die Überreste aus dem alten Kapitalismus betrifft, den heute jeder verurteilt, weil er das Gesetz des Dschungels ist, so waren wir davon bedient. Die Schwächeren wurden unerbittlich zermalmt. Die sozialen Klassen mit ihrer Hierarchie von Kapos, Hilfskapos, Vorarbeitern, vornehmen Kommandos, weniger vornehmen und erbärmlichen Kommandos hatten sich wieder gebildet. Der Dünkel dieser neuen Herren ließ wahrscheinlich den Dünkel, den man den echten früheren ankreidet, weit hinter sich. In Wirklichkeit türmten wir die Laster der beiden Systeme — eines wie das andere unmenschlich — aufeinander. Es ist nicht aus Sorge um die gleichmäßige Verteilung, daß ich diese Feststellung treffe. Welcher von meinen deportierten

Kameraden hat sie nicht in einem Augenblick leidenschaftsloser Betrachtung selbst einmal gemacht?

Unterhalb der schon genannten aristokratischen Kommandos der Mächtigen gab es solche, die fast ebenso angesehen waren: die Kommandos zum Beispiel der Plantage, wo versucht wurde, Heilpflanzen für eine pharmazeutische Gesellschaft, deren Hauptaktionär Goebbels war, zur Reife zu bringen oder die Kommandos in der Porzellanfabrik oder in den Werkstätten von Messerschmitt oder BMW. Ganz unten auf der sozialen Leiter waren die Lumpensammler, die Unterwelt der Pechvögel, der Nichtbeachteten (oder im Gegenteil: der allzusehr Beachteten), die unglücklichen Häftlinge der Erdarbeiten, die eine Stunde vor dem Wecken abrückten und eine Stunde nach dem Antreten abends zurückkehrten, eine jammervolle Herde, die jeder Beschreibung spottete, so groß war das Elend. Man erinnerte sich unwillkürlich an die Beschreibungen der realistischen Schriftsteller vom Ende des letzten Jahrhunderts. Hier war man weit über das hinaus, was Zola und die anderen hatten schildern können. Nie wird in meinem Gedächtnis das Bild dieses verzweifelten Elends verlöschen. Nie werde ich die Vision dieser bei sinkender Nacht zurückkehrenden Kameraden vergessen. Sie gehen Arm in Arm, ein Geste brüderlicher Solidarität, um den Hauch des Lebens, der dem Nachbarn noch geblieben ist, besser zu verspüren. Die Hunde bellen die Zurückbleibenden an und beißen sie in die fleischlosen Beine, und die SS-Leute, diese Hunde mit Verstand, lassen Hagelschauer von Faustschlägen niedergehen und auf die zitternden Schultern die verbissene Wut ihrer Gummiknäuel.

Endlich, noch tiefer unten die Zigeuner, die Lahmen, die für die medizinische Experimentierstation vorgesehenen, dieser düstere Block V des Reviers, vor dem wir, so abgebrüht wie wir auch waren, beim Vorbei-

gehen immer die Stimme senkten, wenigstens so lange, als das Lager im inneren Aufbau der heroischen Zeit sein drückendes Klima des stummen Terrors beibehielt.

Es ist verständlich, daß ich mich der ersten Tage meiner Lehrlingszeit, meines Deportierten-Noviziates sozusagen, bis ins einzelne genau erinnere. Wenn mein liebster Gefährte dieser schweren Stunden, mein unzertrennlicher Jacques Perrier nicht mehr da ist, um mein Gedächtnis aufzufrischen, so bleiben mir doch einige von Tag zu Tag gemachte Aufzeichnungen, die wunderbarerweise erhalten geblieben sind. Man muß das Leben eines Konzentrationärs gelebt haben, um beurteilen zu können, was das bedeutet. Es sind auch erhalten geblieben die Briefe, die meine jungen, französischen Kameraden von Block 15 als Arbeiter in Deutschland tapfer meiner Frau geschrieben haben, sobald sie nach Abbüßung ihrer Strafzeit ihre Arbeitsstellen in den Fabriken wieder bezogen hatten.

Unser Novizenmeister, der deutsche Willy Bader, der kleine Chef der Stube Zwei, der uns am Abend unseres Eintreffens in Empfang genommen hatte, war eine außerordentliche Persönlichkeit; im ganzen Lager genoß er Ansehen, und, was in solcher Umgebung ja ganz ungewöhnlich ist, eine unbestrittene Hochachtung. Es ist bekannt, daß die Technik der Nazis darin bestand, die innere Verwaltung der Lager den Deportierten selbst anzuvertrauen. Letzten Endes war es der Zweck von Anfang an, nicht nur bewußt die gemeinen Verbrecher mit den aus politischen Gründen Verurteilten zu vermischen, sondern die letzteren, häufig Gegner auf Leben und Tod, in einem Arbeitsgang durchzukneten. Es ist leicht vorstellbar, welche menschlichen Qualitäten Willy, der alte kommunistische Kämpfer, gehabt haben muß, um sich mit seiner fast

lächerlich wirkenden Figur — er war nicht einmal 1,40 Meter groß — in einem solchen Pandämonium durchzusetzen. Er hatte die Matrikel-Nummer 9, die für sich allein schon einen nicht nur auf die Vergangenheit begründeten Schrecken verbreitete, sondern einen stummen Respekt. Mehr als zehn Jahre schon lebte er in dieser Zuchthauswelt; er hatte die ersten Grundsteine in die Sümpfe gelegt, getränkt vom Schweiß und vom Blut der ersten Opfer Hitlers, der alten Sozialdemokraten, der bayerischen Monarchisten, der Überläufer zu Röhm, von seinen kommunistischen Kameraden und den ungezählten Juden ganz zu schweigen. Ein Überlebender des Unvorstellbaren, stand er vor uns wie Lazarus, der dem Grabe entstiegen ist. Für immer trug er in seinen kleinen träumerischen Augen die erschreckende Vision des Unbeschreiblichen.

Meine ungenügenden deutschen Sprachkenntnisse haben mir nicht erlaubt, in vertrauten Kontakt mit den alten Deportierten zu kommen, die keine andere Ausdrucksmöglichkeit hatten, als diese offizielle Lager-sprache. Ich hätte mich gerne mit Willy besser ausgesprochen als ich es tat. Das war jedoch sehr schwierig, da sein Französisch ungefähr auf der Höhe meines Deutsch stand. Wir waren also darauf beschränkt, die Hilfe eines Dolmetschers in Anspruch zu nehmen, um unsere Gedanken über wesentliche Sachen auszutauschen. Aber stillschweigend fühlten wir uns immer in Übereinstimmung, weil Willy sich über alles, was er auch durchgemacht haben mochte, hinweg ein wunderbares Licht der Menschlichkeit bewahrt hatte.

Der Typhus, der im Januar 1945 das Lager heimsuchte, sollte auch seine Energie brechen. Wie manche andere Veteranen, die so lange die Stunde der glücklichen Befreiung erwartet hatten, ist auch er nur wenige Tage vorher gegen Ende seines zwölften Deportationswinters verstorben. Im Chaos der letzten Wochen hatten wir

uns aus dem Auge verloren. Als ich ihn im Krankenrevier wiederfand, lag er fieberschlotternd auf seinem besudelten Strohsack, er, der immer so reinlich war. Wie alle Überlebenden der schlimmsten Monate, wenn sie sich vom Tode, ihrem ständigen Gefährten, bedroht fühlten, quälte ihn die hilflose Angst, der Tod habe nur deswegen so lange gewartet, um ihn im letzten Augenblick zu fassen. Ich fragte ihn, ob irgendeine Süßigkeit ihm Freude machen könnte, da die Franzosen soeben eine Sendung von ihrem Roten Kreuz bekommen hatten. „Wenn es dir recht ist“, antwortete er, „gib mir eine Tasse Schokolade. Es sind schon zwölf Jahre, daß ich Lust darauf habe.“

Ich ging zu Arthur, dem Pfleger, um sie ihm zurechtzumachen, und legte in dieses bescheidene Tun die ganze Dankbarkeit, die ich für diesen deutschen Gefährten empfand, der uns Franzosen so sehr viel geholfen hatte. Doch als ich zu ihm zurückkam, erkannte er mich schon nicht mehr.

Willy hatte gleich zu Anfang die Dinge so gesteuert, daß ich in den Tagen, die meiner Ankunft in Dachau folgten, die Gruppen der Kameraden finden konnte, die mich in Obhut nahmen und es fertig brachten, mich mehr als 20 Monate lang vor jedem Transport zu Außenkommandos zu schützen. Menschlich gesprochen habe ich es zu allererst Willy zu verdanken, daß ich noch am Leben bin.

Obwohl es den Deportierten der Quarantäneblocks verboten war, den engen Gang, der ihre einzige Bewegungsmöglichkeit war, zu verlassen, ergab es sich, daß Willy an einem der ersten Tage nach unserem Eintreffen Leute zum Arbeitseinsatz verlangte. Es handelte sich darum, das Gelände zwischen dem Kanal und dem äußeren Zaun, durch den nachts der Hochspannungsstrom ging, zu säubern. Einige von uns waren sehr begierig, die Topographie des Ortes kennenzulernen, den

wir in der Dunkelheit am Abend unserer Ankunft nicht hatten sehen können, und wenn möglich auch Franzosen zu begegnen, die über die Dinge draußen besser Bescheid wußten als unsere jungen Kameraden. Willy teilte mich zu dieser glückverheißenden Unternehmung ein. Unsere Sympathien hatten sich vom ersten Tage an getroffen; er hatte sich vergewissert, daß wir, Perrier und ich, direkt aus Frankreich kamen, und die Kameraden der politischen Abteilung nannten ihm „Gaullismus“ als Grund unserer Verhaftung. Wir brauchten uns also nicht den freiwilligen Arbeitern in Deutschland anzugleichen. Ich erriet, daß er mich dem Wohlwollen des Kapos empfahl, der die Arbeitsgruppe führte. Dieser war ein Häftling wie wir, von großer Gestalt, mit einer Brille in einem guten runden Gesicht, das einen gutmütigen und sympathischen Eindruck machte. Perrier begleitete mich ebenso wie Fernandel in seinem Bismarckrock, und junge Russen, die uns nicht mehr von der Seite wichen, seit wir ihnen mit großzügiger Geste die Markbeträge überlassen hatten, die wir am Abend zuvor als Gegenwert für den Inhalt unserer Brieftaschen erhalten hatten. Damals gab es noch einige verwaltungsmäßige Feierlichkeiten dieser Art, die der allgemeinen Täuschung dienten. Der Kapo verteilte seine Männer auf die Arbeitsplätze, sobald wir den großen Appellplatz überschritten hatten. So sahen wir zum erstenmal das Zentralgebäude, auf dessen Dach in riesigen, gotischen Lettern einige der allgemeinen Schlagworte standen, deren Geheimnis die totalitären Regime haben und mit denen sie ihre Gefolgschaft füttern.

Als er die Russen entfernt hatte, kam er zu uns und teilte uns zunächst in vertraulichem Ton mit, daß er ein Pfarrer aus Lothringen sei. Dann gab er uns in unserem eigenen Interesse, wie er sagte, eine Reihe von Ratschlägen. Er hatte einen Grundsatz:

„Der schlimmste Feind des Deportierten ist der Deportierte selbst.“

Dann folgte eine Mahnung, wir sollten uns gut halten, wenn wir nicht weiterhin den französischen Namen mit Schande bedecken wollten. Er urteilte streng über unsere Landsleute, die, wie er sagte, ihr Land mitten unter diesen aus ganz Europa versammelten Völkern entehrten.

Er sprach mit leichtem lothringischen Akzent. Perrier, mißtrauisch von Natur aus, hielt ihn beinahe für ich weiß nicht was für einen Spitzel.

Wir kauerten uns unter den Zaun und rissen Unkraut aus. Im Anblick der Tafeln mit dem Totenkopf und den gekreuzten Knochen, die unseren ganzen Weg begleiteten, fragten wir uns in unserer Ahnungslosigkeit über das Schicksal, das uns bestimmt war, ob der SS-Mann, der dort herumging, nicht plötzlich den Schalter umdrehen und uns die Hochspannung in den Leib jagen würde.

Ich sehe noch immer diese groteske Szene, die mein Schicksal in Dachau entscheiden sollte. Zweifellos schlug dieser stattliche Kapo mit dem deutschen Akzent Perrier und mich zunächst einmal mit allen Franzosen, die vorher dagewesen waren, über einen Leisten. Es half nichts: ich mochte ihm, da er ja behauptete lothringischer Pfarrer zu sein, sooft ich wollte wiederholen, daß ich seinen Bischof kenne; ich mochte immer mehr Einzelangaben machen und ihm schildern, unter welchen Umständen ich den genannten Bischof wenige Tage vor meiner Verhaftung getroffen hatte. Ich machte alles nur noch schlimmer: er hielt mich für einen Angeber.

Es brachte mich in Wut, daß ich meine Glaubwürdigkeit nicht beweisen konnte. Je mehr ich mich bemühte, meine früheren Tätigkeiten erkennen zu lassen und meine religiöse Einstellung, um so weniger schien mir der Kapo glauben zu wollen. Im Gegenteil; er zeigte

sich widerstrebend. Dieser mißtrauische Lothringer machte den Eindruck, von der französischen Widerstandsbewegung überhaupt nichts zu wissen, außer dem Namen ihres Chefs De Gaulle. Er hatte nie etwas von „Témoignage Chrétien“, der katholischen Arbeiterbewegung gehört.

Nach Beendigung der Arbeit kehrten wir in den Block 15 zurück. In der Stube warteten die zuletzt Gekommenen stehend die Stunde des Appells ab, der kein Ende nahm: Sich nicht einmal auf den nassen Boden legen können, wenn man nicht mehr kann . . . Jemand kam und fragte Willy nach mir. Es war ein anderer Pfarrer, ein Elsässer diesmal, der mit unschuldigstem Gesicht sich erkundigte, welches Vertrauen man meinen Äußerungen vom Nachmittag entgegenbringen könne. Er schob mir wie einem verschämten Bettler ein Portion Schwarzbrot und Margarine in die Hand. Perrier und ich verschlangen das ganze schleunigst und ohne weitere Förmlichkeit.

Am nächsten Morgen standen wir nach dem Appell noch in Reih und Glied — der SS-Mann hatte sich gerade umgedreht —, als ein schimpfender, dicklicher, zerlumpter Mann zu uns kam. Er verlangte mit lauter Stimme von Willy, ihm diesen Neuen vorzustellen, der behauptet habe, den Bischof von Metz zu kennen. So machte ich in weniger als 24 Stunden die Bekanntschaft eines dritten Pfarrers, der einen noch stärkeren deutschen Akzent hatte als die vorhergehenden. Die anderen hatten ihren Namen nicht genannt. Er teilte ihn ohne jedes Zeremoniell mit. Er hieß Goldschmidt, Pfarrer von Rech-Saralbe. Bei der gleichen Gelegenheit nannte er mir den Namen des ungläubigen Kapos. Es handelte sich um Leo Fabing, Pfarrer von Fossieux-en-Moselle.

Der erste Teil der Bewährungsproben sollte zu Ende gehen, aber davon hatte ich noch keine Ahnung.

Wenn ich mir die Entdeckung von Ingolstadt, diese vichy-freundlichen Kritzeleien auf den Mauern des Gefängnisses, vergegenwärtige und meine ersten Stunden in Dachau, so verstehe ich besser als damals, was die größte Belastung für Perrier und mich war: die geistige Heimatlosigkeit und Desorientierung, die für uns zu den allgemeinen Belastungen hinzukamen.

Die Stube Zwei, der wir zugeteilt worden waren, bestand aus jungen freiwilligen Arbeitern in Deutschland, die der Sabotage in ihren Werken oder irgendeines gemeinen Verbrechens angeklagt waren, Tschechen, Ukrainer der Wlassow-Armee, Polen, Belgier, ohne unsere Franzosen in Rechnung zu stellen, mit denen es, das spürten wir, sehr schwierig sein würde, auch nur den geringsten Kontakt zu bekommen.

Perrier und ich waren ebenso gesprächig, die Gründe unserer Verhaftung darzulegen, wie sie sich zurückhaltend zeigten, den Schleier von dem wegzunehmen, was sie hierhergebracht hatte. Über die Gefahr, die wir dabei liefen, gaben wir uns damals natürlich keine Rechenschaft. Wir konnten ihnen nicht die geringste Einzelheit ihres früheren Lebens entlocken. Daß wir ihre Heimatgegenden aus ihrem Tonfall feststellen konnten, war alles. Es tröstete uns doch etwas, als wir entdeckten, daß einige Hartgesottene aus Belle de Mai, dem verrufenen Viertel von Marseille, da waren, Ch'timis<sup>1)</sup> von Rubaix, Taugenichtse aus Villeurbanne<sup>2)</sup> und stämmige Kerle aus Epinettes<sup>3)</sup> oder Belleville<sup>3)</sup>. Wir hatten sie vielleicht unabsichtlich vor den Kopf gestoßen, als wir zu erkennen gaben, was wir darüber dachten, daß sie dem Ruf der Propagandastaffel gefolgt waren, indem wir ihnen das Kriegsgericht in Aussicht stellten, wenn sie nach Frankreich zurückkämen. Das

<sup>1)</sup> Ausdruck für Nordfranzosen.

<sup>2)</sup> Stadtteil von Lyon.

<sup>3)</sup> Stadtteil von Paris.

wen  
dadu  
wur  
Halt  
Schv  
Ung  
Die  
für  
hätt  
ruhi  
Mar  
auf  
brin  
mir  
Ray  
tern  
er a  
was  
Seir  
lanc  
hatt  
nich  
bez  
drol  
Arb  
„At  
Her  
Wa  
Ein  
war  
Zu  
Fra  
un  
geg  
ang  
zu

wenigste, was man sagen kann, ist die Feststellung, daß dadurch die gegenseitige Verständigung nicht erleichtert wurde. Wir überzeugten uns allerdings bald, daß diese Haltung unvernünftig war. Sie vermehrte unsere Schwierigkeiten und enthielt außerdem eine gewisse Ungerechtigkeit unsererseits.

Die Dinge lagen für diese jungen Leute und auch sogar für manche anderen sehr viel weniger einfach, als man hätte glauben können. Eines Tages, als ich in einem ruhigen Augenblick heimlich in dem unschätzbaren Manuel du Prisonnier las — Willy hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich ihn in Schwierigkeiten bringen würde, wenn ein SS-Mann dieses Büchlein bei mir fände —, beugte sich einer der jungen Kameraden, Raymond B., über meine Schulter und bat mich schüchtern, es ihm zu leihen. Erstaunt über das Interesse, das er an dieser Lektüre zu haben schien, fragte ich ihn, was ihn hierher gebracht hätte.

Seine Mitteilungen erschütterten mich. Er kam aus der ländlichen Gegend von Ancenis. Seine Mutter und er hatten nur ein ganz kleines Gut, von dem die beiden nicht leben konnten. Schließlich hatte er, um Schulden bezahlen zu können, die sie vom Hof zu vertreiben drohten, diesen vorteilhaft erscheinenden freiwilligen Arbeitsvertrag nach Deutschland angenommen.

„Außerdem“, sagte er, um sich zu entschuldigen, „der Herr Rektor hat mir gesagt, das sei meine Pflicht . . .“

Was konnte ich antworten?

Ein anderer, Maurice N., er mochte etwa 40 Jahre sein, war Kellner im Quartier des Ternes. Als er nach dem Zusammenbruch von 1940 nach Hause kam, war seine Frau nicht mehr da. Sie hatte sich der Kinder entledigt und sie zu Verwandten in Villefranche — de-Rouergue gegeben. Er wurde mit dieser Gemeinheit, die sie ihm angetan hatte, nicht fertig. Um auf andere Gedanken zu kommen und den Unterhalt der kleinen Würmer

sicherzustellen — in seinem Beruf war nichts mehr zu verdienen —, hatte er einen Vertrag als Fabrikkraftfahrer in München angenommen. In einer Katerstimmung wollte er zurück nach Frankreich. An der Grenze wurde er gefaßt und zur Deportation verurteilt.

Camille Dedryvère von der J.O.C.: auch er war als freiwilliger Arbeiter nach Deutschland gekommen. Auf der Arbeitsstelle hatte er sich mit einem Werkmeister herumgestritten.

Ich war Zeuge der Umstände, unter denen er den Schluß seiner Abrechnung bekam: endloses Warten nackt im kalten Regen, eine wütende Tracht Prügel vom SS-Mann, den er durch sein unverschämtes Gesicht gereizt hatte („Er ist verrückt“, hatte Willy gesagt). Man brachte ihn schließlich abends ins Revier, aber der Kapo wollte ihn nicht haben. Er kam also wieder in die Stube Zwei schlafen, wo wir Nachbarn auf den Strohsäcken waren. Nachts bekam er einen Blutsturz. Ich fühle noch die Wärme seines Blutes auf meiner Schulter. Alle diese Ahnungslosen waren gleich uns eben doch alles in allem die Opfer desselben Feindes. Wenn sie ihm auch zuerst vertraut hatten, so fanden sie doch sehr bald Gelegenheit, das Ausmaß ihres Irrtums richtig einzuschätzen. Jetzt zahlten sie teuer für diesen Irrtum, und sie würden noch lange daran zu zahlen haben.

Allmählich entwickelte sich also zwischen ihnen und uns eine gewisse Solidarität. Perrier ging, ohne Schwierigkeiten zu machen, darauf ein. Der freundschaftliche Zusammenhalt zwischen den Franzosen in Dachau verstärkte sich allmählich trotz anfänglicher Mißstimmungen und gegenseitigen Nichtverstehens. Angesichts der Abneigung und der Mißachtung, die die Franzosen bis dahin umgaben, war der Zusammenhalt notwendig. Zunächst brachte er uns etwas mehr Achtung von Seiten der anderen ein.

Es is  
Dach  
wurc  
kame  
ten,  
nen  
höhe  
nahr  
der F  
Dies  
rere  
warf  
ihren  
lich  
mod  
sie j  
über  
schie  
geh  
Auß  
nich  
Vera  
leut  
es a  
mar  
Opf  
dulc  
sen)  
In d  
tun  
ächt  
We  
übe  
Die  
in c  
der

Es ist eine Tatsache, daß wir im September 1943 in Dachau über jedes vorstellbare Maß hinaus verachtet wurden. Nicht nur in der Hierarchie der Nationalitäten kamen wir lange hinter allen möglichen Völkerschaften, sondern sogar die Grünen, die deutschen gemeinen Verbrecher, erfreuten sich bei den Alten einer höheren Wertschätzung als die Franzosen, die ausnahmslos als mißbräuchliche Träger des roten Winkels der Politischen angesehen wurden.

Diese uns unerträglich erscheinende Lage hatte mehrere Ursachen. Selbst die ungebildetsten Tschechen warfen uns „München“ vor. Die Polen machten für ihren Zusammenbruch vom September 1939 ausschließlich uns verantwortlich. Die Deutschen selbst — und mochten sie noch solche Feinde des Regimes sein, da sie ja schließlich hier waren — behielten uns gegenüber eine gewisse Siegerüberlegenheit bei. Niemand schien von einer französischen Widerstandsbewegung gehört zu haben. Wir waren vollständig gedemütigt.

Außer dieser Schande, die uns aus Gründen traf, die nicht alle berechtigt waren, wurden wir Gegenstand der Verachtung noch anderer Dinge wegen. Unsere Landsleute standen zunächst im Ruf, sich nicht zu waschen und es an Hygiene völlig fehlen zu lassen. Außerdem warf man ihnen vor, nicht nur die Ungerechtigkeiten, deren Opfer sie selbst wurden, nicht stillschweigend zu erdulden (was man äußerstenfalls hätte durchgehen lassen), sondern auch nicht die, deren Zeugen sie wurden. In den Augen der Lagerveteranen war eine solche Haltung reiner Wahnsinn und hätte höchstens das verächtlichste Mitleid eingeflößt, wenn Mitleid in dieser Welt, in der es auch nicht die Spur von Gefühlen gab, überhaupt einen Sinn gehabt hätte.

Die Italiener halfen uns aus der Rolle der Sündenböcke in den Wochen nach unserer Ankunft. Wir hatten in der Zwischenzeit vereinzelte Kameraden entdeckt, die

im ganzen Lager verteilt waren. Sie hatten durch die Pfarrer von Block 26 erfahren, daß endlich Gaullisten nach Dachau gekommen waren, Franzosen, die einer Widerstandsbewegung angehörten.

Dank Willy hatten sie uns in unserem Quarantäne-Block erreichen können. Einer von ihnen, Nicolas, Sergeant der Alpenjäger, war von seiner Einheit längst vor 1938 desertiert und bei der Kriegserklärung in Deutschland festgenommen worden. Es waren also schon vier Jahre, daß er da war. Daß er als einziger Franzose in Dachau vom Lautsprecher auf dem Appellplatz die Mitteilung des Einmarsches der Deutschen in Paris am Tage unserer tiefsten Schmach im Juni 1940 gehört hatte, gab ihm in unseren Augen ein unglaubliches Ansehen.

Ein anderer, der sich „Marcel, der Savoyarde“ nennen ließ und der für einen Savoyarden einen merkwürdig deutschen Akzent hatte, gehörte offenbar zu irgendeinem Sonderdienst. Beide hatten es fertiggebracht, mit der Zustimmung von Félix Maurer, der ein echter Agent des „Deuxième Bureau“ war, in die Küche der SS-Leute hineinzukommen. Bei meiner Heimkehr erfuhr ich aus dem Munde seines Chefs, des Obersten Sérot, daß er während seines ganzen Lageraufenthalts mit dem Geheimen Nachrichtendienst in Verbindung gestanden hat. Ich bin noch heute von dieser erstaunlichen Leistung zutiefst beeindruckt.

Marcel und Nicolas brachten uns unvorstellbare Lebensmittelschätze, die sie bei den SS-Leuten „organisiert“ hatten. Natürlich wurde beschlossen, sie unter die vom Hunger am stärksten Betroffenen zu verteilen. Im Quarantäne-Block hatte man keinen Anspruch auf die „Brotzeit“, die ganz kleine Morgenmahlzeit, da der Block als nicht zur Arbeit eingeteilt galt. Man kreperte buchstäblich vor Hunger. Es war ein zynischer Irrtum, wenn ein Bilderbuch meiner Kinderzeit unter dem

Sprich  
leibte  
über e  
Ich h  
schme  
und e  
Zu di  
ger M  
dige S  
schick  
mit de  
wollte  
erzieh  
erfolg  
geschi  
er du  
Abbé  
raden  
von P  
Grenz  
sie fes  
hause  
getrer  
wo er  
und P  
so ve  
„polit  
eine  
reich,  
Block  
Maut  
dortig  
Alles  
unter  
Ende  
ging,

Sprichwort „Wer schläft, speist“ den Traum eines beleibten Bettlers darstellte, der auf dem Bordstein gegenüber einem phantastischen Lebensmittelgeschäft schläft. Ich habe es oft genug ausprobiert: Hunger, dieses schmerzliche Zwicken im Epigastrium, verhindert schlicht und einfach den Schlaf.

Zu diesen beiden freigebigen Kameraden kam ein junger Mann aus dem Landais, Pierre Pujol. Seine zuständige Sprengstoff-Verwaltung hatte ihn zur Zwangsverschickung nach Deutschland gemeldet. Sein Fall war mit denen der Freiwilligen, von denen er nichts wissen wollte, nicht zu vergleichen. Er kam aus einem Sondererziehungslager. Die Behandlung war zweifellos nicht erfolgreich gewesen. Also hatte man ihn nach Dachau geschickt. Von den anderen in Obhut genommen, war er durch sie zu uns gekommen.

Abbé Fabing sandte uns einen anderen jungen Kameraden zu, Jacques Martin, Student der Ingenieurschule von Nancy. Er wollte gerade mit seinem Bruder die Grenze bei Hendaye überschreiten, als die Deutschen sie festnahmen. Alle beide kamen zuerst nach Sachsenhausen. Dort hatte sie das Geheimnis der Verlegungen getrennt, und Jacques war allein in Dachau gestrandet, wo er zum Radio-Kommando gekommen war. Martin und Pujol fühlten sich in dieser gräßlichen Wüste ebenso verloren wie wir und hatten noch keinen einzigen „politischen“ Landsmann getroffen. Es gab zwar noch eine Gruppe von vier Kommunisten aus Nordfrankreich, aber sie hatten sich aus Sicherheitsgründen im Block der freiwilligen Arbeiter getarnt. Sie kamen aus Mauthausen, und es überlief uns eiskalt, wenn sie die dortigen Schreckensbilder schilderten.

Alles in allem waren wir zwölf politische Franzosen unter 150 Landsleuten und den 6000 Häftlingen, die Ende September 43, als unsere Quarantäne zu Ende ging, im Lager lebten.

Eines Sonntags nachmittags gelang es Fabing, Perrier und mich aus dem Block 15 herauszubringen, wo wir seit unserer Ankunft eingesperrt waren. Es war das erste Mal, daß wir die ungeheure Ausdehnung von Dachau sahen. Tausende von menschlichen Wesen kamen und gingen unbekümmert über die Zentralallee, der man zum Spott den Namen „Freiheitsstraße“ gegeben hatte, und deren Seitenwege. Ein unvorhergesehenes Schauspiel: Fußballkampf auf dem Appellplatz. Die Riesenzahl der Körperbeschädigten verschiedener Art ist verwirrend. Man hat sie wohl alle hier versammelt? Der Anteil der Leute mit nur einem Arm oder einem Bein und der anderen Kranken macht uns bestürzt. Eine Horde von Bummlern und Zigeunern brachte uns schließlich vollkommen aus der Fassung.

Sind das, fragten wir uns, die Feinde des Großdeutschen Reiches, die die Ehre der Deportation an einen solchen Ort verdienen?

Die folgenden Tage belehrten uns bald über das Schicksal, das alle diese „Schwarzen“, diese Asozialen des Blocks 22 erwartete. Durch einen Riesentransport von „Invaliden“, Marschrichtung Auschwitz, sollten wir sie loswerden. Ähnliche Transporte habe ich in der Folge einige gesehen, den letzten im Dezember 44 mit Jordery, dem Abgeordneten von Oullins dans le Rhône und allen Alten von Block 30. Diese Invaliden-Transporte waren der Schrecken der Alten. Man fürchtete sie weniger für sich selbst als für die Kameraden, die man schätzte, die aber nicht mehr arbeiten konnten. Diese sahen sich eines schönen Morgens auf dem Appellplatz einzeln festgehalten, ohne daß irgendetwas diese Maßnahme hätte voraussehen lassen. Es war zu Ende: SS-Leute kreisten sie ein, niemals ist einer wiedergekommen. So habe ich eines Morgens im Januar 44 einen lieben Luxemburger Gefährten, Albert Ney, der sich

tapfer  
wegge  
Diese  
kleine  
wir b  
hatte  
einen  
Augen  
Erinn  
samen  
Der e  
Eindr  
welt.  
Auße  
Ihre  
Anzu  
komr  
Gefü  
Aufn  
kleid  
Andr  
kom  
Rech  
riesig  
Leute  
gültig  
keln,  
von  
Besch  
nach  
reit i

tapfer mit seiner halbseitigen Lähmung durchkämpfte, weggehen sehen. So verschwand auch Demoncheaux. Dieser war, ich hatte es sofort beobachtet, der Chef der kleinen Kommunistengruppe von Mauthausen, die wir bei unserer Ankunft hier vorgefunden hatten. Er hatte ein Bein im Bergwerk verloren und ging auf einem Holzbein. Sein rundes Gesicht, seine klaren Augen, sein ehrlicher Handschlag werden aus meiner Erinnerung ebenso wenig verschwinden wie sein langsamer Versehrtengang.

Der erste volle Anblick dieser Stadt vermittelte mir den Eindruck einer entmutigenden, unwirklichen Traumwelt. Da ist erst die Kohorte der Zebra-Leute, die in den Außenkommandos arbeiten und die Kapos vom Revier. Ihre Livree ist in Ordnung: Hose mit Bügelfalte, der Anzug Maßarbeit, möchte man sagen. Unter ihnen kommen und gehen, majestätisch und würdig, ohne Gefühl für die groteske Lächerlichkeit, die von ihrer Aufmachung ausgeht, die Prominenten in Auswahlkleidung, die durch das riesige, auf den Rücken genähte Andreaskreuz und den Winkel auf der Hosennaht noch komödienhafter erscheint. Aber sie geben sich gar keine Rechenschaft mehr darüber. Dann ist hier endlich die riesige Gaunerwelt der stumpfen Bauernlummel, der Leute, denen die äußeren Zeichen des Reichtums gleichgültig sind, der Zeugen Jehovas mit den violetten Winkeln, die Barfüßigen der Elendsblocks, eine ganze Welt von Stromern, eine unqualifizierbare Menge, die jeder Beschreibung spottet, ein großartiger Wahnsinn, der nach dem epischen Atem von Vater Hugo\*) ruft oder bereit ist, in einer Halluzination von Kafka zu erstarren.

---

\*) Victor Hugo.

## VIII

### *Das Zusammenwachsen*

Die Quarantäne geht zu Ende. Willy hat mir zu verstehen gegeben, gestern noch, daß ich ohne ernste Gefahren für ihn und für mich nicht mehr länger in Block 15 bleiben könne. Der Blockführer ist mehrere Male in Begleitung des SS-Arztes und eines Werkmeisters in Zivil gekommen. Sie haben unsere Hände inspiziert und unsere Arm- und Beinmuskeln mit verkeltem Gesicht betastet. Ein erster Transport ist schon zusammengestellt worden, der nach Allach abgegangen ist, wo sich, wie man sagt, ein erträgliches Kommando befindet, die Fabrik und ein anderes, sehr viel härteres, der Steinbruch. Mit bangem Herzen habe ich Perrier, den letzten Gefährten aus der Gruppe der ersten Tage, weggehen sehen. Seine Herzlichkeit und seine stets gleichbleibende gute Laune waren mir immer eine so große Hilfe gewesen. Andere „Zugänge“ sind eingetroffen, um die Abgehenden zu ersetzen, unter ihnen französische Kriegsgefangene, die zu Arbeitern gemacht worden waren und jetzt der Sabotage angeklagt werden. In einem dieser Transporte sehe ich den mächtigen Kopf von Abbé Chêne und seine Verlegenheit bei der Läusekontrolle. Ich errate sofort in ihm den Mann aus dem großen Seminar, den er schlecht hinter einem unbeholfenen Auftreten zu verstecken sucht.

In den folgenden Tagen wurde das Lager mit einem Transport von mehreren Tausend echter oder angeblicher italienischer Deserteure überflutet. Dieser erste Einbruch, dem mehrere folgen sollten, bringt ein großes Durcheinander in das bisher reibungslose Funktionieren des konzentrationären Mechanismus.

Zunächst mußte man erst einen und dann zwei Qua-

rantäne-Blocks für die italienischen „Zugänge“ verwenden. Die anderen, in denen man ja so schon in überbelegten Stuben zusammengepfercht war, verwandelten sich in wirre und verschmierte Drecklöcher. Zum ersten Mal hat man das Gefühl, daß die „Achse“ nicht mehr richtig in ihren Lagern läuft, und das ist ermutigend.

Im Block 17, verloren in dieser Horde schreiender und planloser Italiener, ist soeben eine Gruppe von Franzosen aus dem Gefängnis von Saarbrücken gelandet. Da ist ein Lehrer von Ile-de-France, René Nicot, große helle Augen, durch lange und harte Haft abgemagerte Gesichtszüge. Sein Fall muß schwer sein: er ist NN-klassifiziert; mit ihm zwei Beamte, die ihre Verwaltung zum Zwangsarbeitsdienst nach Deutschland geschickt hat, weil sie die Jüngsten waren: René Roux aus Carpentras und Jean Moutin aus Saint-Etienne. Der eine wie der andere hatten Schwierigkeiten mit ihren Werkmeistern: auch sie sind Saboteure. Etwas später kam ein weiterer umgewandelter Kriegsgefangener zu uns: Gaston Houssier, aus dem gleichen Grunde deportiert. In der Stube Vier von Block 15 tauchen zwei französische Priester auf. Sie kommen vom Lager Sachsenhausen. Bei ihrer Ankunft wurden sie mit alten Klammotten der auseinandergelaufenen italienischen Armee ver mummt. Der eine ist Ordensmann, P. Hartmann, ein Jesuit. Er wurde in Nancy beim Verlassen der Kanzel verhaftet wegen tendenziöser Auslegung eines berühmten Abschnittes aus dem „Gottesstaat“. Der Heilige Augustinus war offenbar gar nicht nach dem Geschmack des örtlichen Gestapo-Spitzels. Der andere ist Weltgeistlicher, Abbé le Moing, ehemals Kunstschler, Autodidakt, schließlich Vikar bei Notre Dame de Lorette, ein alter Sillonist, und allzeit kampfbereiter Streiter für seine Ideen. Diese Art ist selten, aber gelegentlich findet man sie. In Dachau wird er zwei sehr un-

gleiche Tätigkeiten fortsetzen: eine verbissene Opposition gegen die „Boches“ und die Anwendung seiner Begabung für elektro-magnetische Strahlungen. Die beiden Männer kommen zur Verstärkung der kleinen französischen Widerstandsgruppe.

Zwei belgische Priester waren vor ihnen in diesem Block 15 der Neuankömmlinge gegen Ende September gestrandet. Als eines Abends Abbé Van Puyveele in die Stube kam, brachen einige von uns in ein Gelächter aus. Das verdutzte Gesicht dieses Neubekehrten verwirklichte allzu gut die berühmte Figur von Nimbus: ein Professor Nimbus in langen Unterhosen, die Brille auf der Nasenspitze, das Bruchband ungeschickt mit der Hand festhaltend; das Ganze war unwiderstehlich. Dazu ein unnachahmlicher wallonischer Akzent. Dieser Neuangekommene war wirklich Professor, aber nicht so sehr „Nimbus“. Er hatte in Tournai, wo er Geschichtsunterricht gab, den Deutschen Widerstand geleistet und dafür lange Gefängnismonate erlitten.

Sein Mitbruder, Abbé Pilmeyer, ein feiner, literarisch gebildeter Kopf, war Pfarrer einer Arbeiterpfarre in den Vororten von Lüttich. Auch er hatte, als er für Dachau bestimmt wurde, bereits eine lange Festungshaft erduldet. Ich war beeindruckt durch sein Gespräch, seine Güte und seine Besorgtheit, mit den Franzosen den „Nachschlag“ von Brot oder Margarine, den er von seinen belgischen Landsleuten bekam, zu teilen. Das Eintreffen dieser kirchlichen Verstärkung in Block 15 brachte uns den täglichen Besuch der lothringischen Pfarrer Fabing und Goldschmidt ein. Die Freundschaft, die den einen wie den anderen mit Willy verband, hatte etwas Rührendes.

Die letzten deutschen Kommunisten, die im Lager noch übrig waren, als wir hinkamen, trugen in ihren Gesprächen unbedingte Gottlosigkeit zur Schau, aber ihr Antiklerikalismus schien stark nachgelassen zu haben.

Im a  
diple  
Block  
Wilt  
und  
lassu  
wenn  
ihre  
Fran  
dere:  
sond  
die i  
„frei  
und  
Die  
beur  
zose  
jede  
als c  
die l  
ents  
den  
Ben  
rück  
Rev  
Zwi  
für  
dies  
nach  
erdi  
das  
wir  
das  
frag  
—,  
ma

Im allgemeinen unterhielten sie scheinbar herzliche diplomatische Beziehungen mit den Priestern von Block 26.

Willy hatte, so sehr er auch Kommunist war, für Fabing und Goldschmidt eine Art freundschaftlicher Herablassung. Er duldete ihren Besuch zu jeder Tageszeit, wenn sie einen Augenblick bei uns sein wollten. Durch ihre Vermittlung konnte er den neuangekommenen Franzosen nicht nur einige Sicherheitsratschläge geben, deren Bedeutung diese nicht immer richtig erkannten, sondern auch seine freundschaftlichen Ermahnungen, die ihnen angeborene Abneigung gegen die berühmte „freiwillig angenommene“ Disziplin zu überwinden und resigniert das „streng verboten“ anzunehmen.

Die diesbezügliche Ahnungslosigkeit der Franzosen beunruhigte Willy sehr. Sie hielt eine gegen die Franzosen feindselige Stimmung im Lager wach, die bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch kam. Eines Nachts, als der Block 15 in den Dushraum gegangen war, um die kollektive Desinfektion über sich ergehen zu lassen, entstand eine blutige Schlägerei zwischen ihnen und den Russen. Diese waren in starker Überzahl und ließen unsere Landsleute in so jammervollem Zustand zurück, daß es nicht zu vermeiden war, zwei Dutzend ins Revier zu schicken. Wenn die SS-Leute von diesem Zwischenfall erfahren hätten, hätte er sehr üble Folgen für die einen wie für die anderen haben können. In dieser Nacht waren wir, fast 1000 Mann, vollständig nackt abwechselnd in der eisigen Außenluft oder der erdrückenden Hitze des Dushraumes. Plötzlich ertönte das Signal für Großalarm. Vier Stunden lang waren wir nackt abwechselnd schlotternd oder schwitzend in das tiefste Dunkel getaucht. Wir fingen an, uns zu fragen — erst so obenhin und dann immer ernsthafter —, ob nicht das Schlimmste zu befürchten sei. Konnte man jemals etwas wirklich wissen? Bedeutete dieses

Durcheinander nicht, daß das Vergasungssystem von Auschwitz, von dem wir hatten erzählen hören, zum Schluß auch für uns angewendet werden würde? Diese Brausen, diese Fleischerhaken, die im Raum waren, kamen uns im Dunkeln in den Sinn. Wir spürten, daß wir immer mehr von beginnender kollektiver Panik überschwemmt wurden.

In der Finsternis dieser denkwürdigen Nacht jedoch diskutierten Abbé Le Moing und P. Hartmann über die „Literaturgeschichte des religiösen Gefühls in Frankreich“ von Bremond. Als das Licht wiederkam, waren sie immer noch in der Unterhaltung über die reine Poesie. Diese Unterhaltung war zweckfrei. Sie war sehr auf der Höhe, und ihr fehlte keineswegs der Schwung:

Ariadne, teure Schwester, welche Liebeswunde

Hat dir den Tod gebracht verlassen hier am Strand?

Schlag 4 Uhr morgens war die Vorstellung zu Ende. Die meisten von uns waren aufgeregt und mit den Nerven fertig. Unsere Sachen, inzwischen desinfiziert, wurden uns lose und durcheinander zurückgegeben. Keiner konnte in dem riesigen feuchten, nach Schwefel stinkenden Haufen seine Klamotten finden. Es gab eine heftige Drängelei und bald einen regelrechten Kampf, den die Russen rücksichtslos grausam um ihre Brocken führten. Eine ungleiche Schlacht zwischen abgemagerten Skeletten war die Folge. Es war ganz schauerlich. Trotzdem kam auch das Malerische zu seinem Recht. Welche Ausstellung von Tätowierungen! Manche Franzosen standen ihren ukrainischen oder bielorrussischen Gegnern auf diesem Gebiet um nichts nach. Sie hatten sogar in unseren Augen noch den Vorteil, daß wir wenigstens die Texte, die manchmal unter den Bildern standen, lesen konnten. „Besiegt, aber nicht gebeugt“, las man auf der Brust eines Mannes, der nach diesem nationalen Unglück leblos auf dem glitschigen Zementboden des Schlachtfeldes lag.

Der  
gabe  
gieß  
um  
Anp  
um  
mer  
sche  
verr  
pört  
dur  
dari  
Die  
lich  
ein  
infe  
imr  
Mo  
In c  
war  
Ein  
ein  
wei  
ner  
bev  
gin  
mic  
ein  
sac  
Ma  
Wi  
ste  
trie  
rei  
in  
Ar

Der Kapo der Desinfektionsabteilung, der die Rückgabe der Kleidung geleitet hatte und für das Blutvergießen verantwortlich war, kam am anderen Morgen, um den Franzosen einen ganz ungewöhnlich heftigen Anpiff zu erteilen. Unglücklicherweise war er, wohl um mehr zu imponieren, auf den Gedanken gekommen, dies auf Französisch zu versuchen. Sein teutonischer Akzent und das Kauderwelsch, das er benützte, verminderten erheblich die Wirkungskraft seiner empörenden Ausführungen. Seine Strafpredigt wurde dadurch vollständig entwertet. Innerlich lachten wir darüber, und das muß wohl zu sehen gewesen sein. Dieser Jakob Koch war in einem Milieu, dem es wirklich an exzentrischen Persönlichkeiten nicht fehlte, ein auffallender Typ. Als Kapo des sehr wichtigen Desinfektionskommandos war er in seiner Zebrauniform immer tipptopp angezogen. Sie sah aus, als ob sie des Morgens erst von der Waschanstalt gekommen wäre. In dieser Welt von grauen und erdfarbenen Gesichtern war sein leuchtender Teint eine dauernde Provokation. Ein Puppengesicht mit spitzer Nase vervollständigte eine Physiognomie, die im übrigen sympathisch war, weil sie amüsan wirkte. Dieser Rheinländer hatte seinerzeit gewisse Verbindungen mit der Separatistenbewegung von Dr. Dorten gehabt, die der General Mangin nach dem ersten Kriege unterstützte. Ich erinnere mich nicht, ob er deswegen in Dachau war, aber das eine, was ich mir deutlich gemerkt habe, ist die Tatsache, daß er zur Gruppe der alten Väter gehörte. Seine Matrikel-Nummer war eine der ältesten nach der von Willy. Selbst den SS-Unteroffizieren gegenüber hielt er stets einen gewissen steifen Abstand ohne jede übertriebene Höflichkeit. Außerdem bezeugte er für Frankreich eine seltsame Sympathie, und das in einer Welt, in der ein solches Empfinden noch als originell galt. Am Abend des gleichen Tages kam uns Jakob in Be-

gleitung eines Häftlings besuchen, der am Arm das Abzeichen der Revierangestellten trug. Es war ein schöner Greis mit gleichmäßigem Gesicht, feinen Zügen und kurz geschnittenem weißem Haar. Einige Prominente hatten das Recht, ihre Frisur zu behalten. Er trug unter dem Arm ein Aktenstück, von dem ich später erfuhr, daß es ihm das Recht gab, überall im Lager hinzugehen, angeblich, um Unterlagen über den sanitären Zustand zu sammeln, in Wahrheit aber, um Verbindungen zwischen den führenden Leuten herzustellen. Willy stellte mich dem Neuangekommenen vor. Dieser richtete an mich unter Bezugnahme auf das, was die Pfarrer Fabing und Goldschmidt ihm von mir berichtet hatten, eine Anzahl Fragen auf Französisch mit leichtem deutschem Akzent. Er wollte alles wissen über meine früheren Tätigkeiten und die Gründe, die mich nach Dachau gebracht hätten. Er kannte sie zweifellos schon durch die Kameraden von der politischen Abteilung, die meine Vernehmungsakten zu ihrer Verfügung hatten, aber er wünschte einige Ergänzungen. Die wunderbare Güte des Greises und die Autorität seiner Stimme flößten Vertrauen ein. Ich machte also nicht die geringsten Schwierigkeiten und legte meine Karten auf den Tisch. Gegen Ende der Unterhaltung erklärte mir mein Gesprächspartner mit einem geheimnisvollen Gesicht und dem Ton einer unfehlbaren Autorität, daß ich von jetzt ab dem Kommando der Desinfektion zugeweiht und als für die Franzosen Verantwortlicher des Lagers Dachau angesehen würde. Das war eine zunächst etwas unbestimmte Verantwortlichkeit. Das einzige, was ich im Augenblick zu tun hatte, war, dafür zu sorgen, daß der Ruf Frankreichs, auf den Joos und Koch viel hielten, rasch wiederhergestellt würde. Willy, sofort verständigt, stimmte meiner Einsetzung durch Kopfnicken zu.

Das waren die Umstände, unter denen ich die Bekannt-

schaf  
deuts  
Reich  
Type  
In de  
suche  
über  
tarisc  
hatte  
man  
mich  
Lebe  
ganz  
dam:  
ist d.  
dig u  
deut  
nich  
Am:  
ten v  
Blod  
Lage  
Nicc  
nem  
Am  
die l  
über  
den.  
Spra  
ließ  
this  
We  
den  
..)

schaft von Joseph Joos machte, des gebürtigen Elsässers deutscher Nationalität, ehemaligen Abgeordneten des Reichstages, einer der prachtvollsten menschlichen Typen, denen ich je begegnet bin.

In den folgenden Tagen kam er mich oft wieder besuchen. Er sprach über Franzosen, die er gut kannte, über Ernest Pezet, den er früher in der interparlamentarischen Union der christlichen Demokraten getroffen hatte, von seinem Verwandten, Auguste Viatte, und manchem anderen. Eines Sonntags vormittags kam er mich besuchen und drückte mir ein kleines Paket mit Lebensmitteln in die Hand. Ich könnte noch jetzt den ganzen Inhalt aufzählen, so großartig erschien es mir damals. Er gab einen kurzen Kommentar dazu: „Heute ist das Christ-Königs-Fest. Hier nimm das, um es würdig unter Euch zu feiern.“ (Tatsächlich, dachte ich, die deutschen Katholiken haben ihren Ruf als Liturgen nicht umsonst.)

Am nächsten Morgen, am Allerheiligenfeste, vertauschten wir den Quarantäne-Block mit der Stube Vier von Block 24, wo sich schon die Mehrzahl der Franzosen des Lagers befand. In voller Übereinstimmung beschlossen Nicot und ich, den Ort Saint-Laurent-du-Maroni\*) zu nennen.

Am nächsten Morgen belehrte uns ein rascher Blick in die Latrinen, die gleichzeitig als Waschräume dienten, über die soziale Stellung der meisten unserer Kameraden. Aufreizende Tätowierungen, die Rohheit ihres Sprachschatzes, die Gegenstände ihrer Unterhaltung ließen keinen Zweifel darüber, daß sie zu den sympathischen Persönlichkeiten von *Francis Carco*\*\*\*) zählten.

Wenn uns schon die jungen freiwilligen Arbeiter, denen wir im Quarantäne-Block begegnet waren, Sorge

\*) Hauptstadt des ehemaligen Frz. Guayana (Deportiertengebiet).

\*\*) Unterwelt-Schriftsteller.

gemacht hatten, so erwiesen sich die meisten unserer Landsleute, auf die wir nun im Block 24 stoßen sollten, noch viel unzugänglicher. Nur mit zäher Ausdauer gelang es uns, den erforderlichen Zusammenschluß herzustellen. Das ist eine Leistung, auf die Nicot und ich bestimmt nicht am wenigsten stolz sind.

Gewiß, die Franzosen, die vor uns nach Dachau gekommen waren, abgesehen von der kleinen Handvoll Widerstandsleute, über die ich gesprochen habe, hatten nichts mit dem gemeinsam, weswegen wir da waren. Der sich bisher den Titel des Verantwortlichen beigelegt hatte, war in München wegen Rauschgifthandel verhaftet worden und eine Anzahl anderer aus ebenso ehrenhaften Gründen. Der Krieg, die Widerstandsbewegung, der Gaullismus, all das waren für sie nur Worte, denen sie unglaublich fremd gegenüberstanden. Wir mußten aber doch trotzdem ein Minimum an Zusammenhalt zwischen den am leichtesten assimilierbaren Leuten schaffen. Das war unbedingt notwendig, um in dieser internationalen Zuchthauswelt Front machen zu können gegen feindselige oder übelwollende Fremde, die uns alle gleichmäßig verachteten. Eine gewisse ganz einfache Würde machte uns also zunächst einmal untereinander solidarisch. Diese Umerziehungsarbeit, zu der ihn sein Beruf als Lehrer ganz natürlich geeignet machte, griff Nicot mit einer bewundernswürdigen Geduld auf. Sobald es diesen Außenstehenden klar wurde, daß das angestrebte Ziel, dieser Zusammenhalt, diese gegenseitige Unterstützung aller Franzosen, im Grund vollständig in Ordnung war, waren sie gewonnen. Von ihren früheren Beschäftigungen her hatten sie ein nicht kleinzubekommendes Feingefühl für die Gefahren um uns herum und einen sehr geschärften Instinkt für die Kunst, sich selber zu helfen, die hier „Organisieren“ genannt wurde. Ihr Dienstalder im Lager gab einigen von ihnen eine Per-

sonal  
Alles  
gebra  
viele  
diese  
Diese  
wir a  
gung  
sprec  
schie  
sollt  
zu b  
In B  
wiss  
rade  
Herl  
schie  
man  
Sohr  
sich  
tung  
inst  
gest  
Mil  
Hie  
Eing  
d'O  
Parl  
jede  
auf  
als  
uns  
Da  
ohr  
erw  
) v

sonalkennntnis, die uns sehr nützlich werden sollte. Alles das wurde in das gemeinsame Unternehmen eingebracht. Während des langen Winters 43/44 haben viele „Widerstandskämpfer“ oder „Politische“ ihr Leben diesen „gemeinen Verbrechern“ zu verdanken gehabt. Diese Solidarität war nicht dadurch entstanden, daß wir alles aufgegeben hätten, was die Widerstandsbewegung darstellte, nein, vielmehr im Gegenteil. Eine entsprechende Stellung für ihre Vertreter in der Hierarchie schien uns unerläßlich. Ein unerwarteter Umstand sollte uns außerdem erlauben, die Sache in Ordnung zu bringen.

In Block 15 hatte Jacques Perrier, der immer einen gewissen Abstand hielt, sich stets geweigert, den Kameraden, die ihn duzten, so zu antworten, denn ihre üble Herkunft stieß ihn ab. Auch mich hatte der Altersunterschied mit den jungen Leuten, die uns umgaben — manche von ihnen waren kaum älter als mein ältester Sohn —, zum gleichen Entschluß gebracht. Man kann sich leicht vorstellen, welches Gespött uns diese Haltung einbringen konnte. Aber ich habe mich immer instinktiv gegen das berüchtigte Zuchthausgeduze gestemmt, von dem Maurice Barrès in bezug auf ein Milieu spricht, in dem, nebenbei bemerkt, mir die Hiebe viel weniger „in Ordnung“ vorkamen als die der Eingeborenen von der Place Pigalle oder von der Goutte-d'Or<sup>1)</sup>. Meine doppelte Erfahrung als Sträfling und als Parlamentarier erlauben mir diese Feststellung. Es ist jedenfalls leicht, sich die Schwierigkeiten vorzustellen, auf die wir in Saint-Laurent-du-Maroni stoßen mußten, als wir darauf bestanden, die im Du gestellten Fragen unserer neuen Gefährten auf Sie zu beantworten.

Da war es der Stubenälteste, der die Situation rettete, ohne sich über den unschätzbaren Dienst, den er uns erwies, Rechenschaft zu geben. Eines Tages hatte die

<sup>1)</sup> Verrufenes Viertel in Paris.

Unordnung in der Stube wieder einen Höhepunkt erreicht. Um uns einzuschüchtern, kam er auf den Gedanken, uns die laute Vorlesung der Vorschrift für den inneren Dienst im Lager aufzuerlegen, die alle Häftlinge auf Befehl des SS-Kommandos zu beachten hatten. Diese Dienstvorschrift enthielt eine gewisse Zahl strengster Verpflichtungen, deren Nichtbeachtung schwere Bestrafung nach sich ziehen konnte. Eine von diesen Verpflichtungen fand wegen ihrer Ungewöhnlichkeit unsere Aufmerksamkeit. Es war die, welche das Duzen unter allen Deportierten zur Pflicht machte.

Der Weg unserer Pflicht war von diesem Augenblick an klar vorgezeichnet. Es bot sich eine einzigartige Gelegenheit, unsere Unabhängigkeit als Franzosen in einem unerwarteten Klima, das beinahe heldisch erscheinen konnte, zu betonen. Mehr verlangte man gar nicht, um das Banner der Revolution zu erheben. Alle Leute kamen sofort überein, daß im Augenblick, wo die Fritz das Duzen forderten, der elementarste Anstand uns befahl, es zu verweigern, und das um so mehr, als sie kaum Mittel und Wege hatten, unsere Disziplinwidrigkeit aufzudecken. So fahren die alten Dachauer fort, sich auch heute genauso ernsthaft zu siezen wie damals in diesem Winter 43, als sie am Ende der Allee, die den engen Horizont ihres Blockes 24 schloß, den Schornstein des Krematoriums sahen, durch den die Asche so vieler ihrer Kameraden vom Wind fortgetragen worden ist; die Asche derer, die man üble Burschen nannte und die es nicht immer waren, wie die der anderen.

Nicht alles ging ohne Schwierigkeiten, aber jeder kam allmählich mit ins Spiel. Als Weihnachten kam, war der Zusammenschluß ungefähr vollendet. Die Franzosen beschlossen einstimmig, dieses Fest, für das keiner unempfindlich ist, so sorgfältig wie die anderen

Feste  
diese  
näch  
zu u  
es g  
besch  
schic  
Pake  
für j  
voll,  
an d  
Dan  
gen,  
mer  
sich  
gan:  
in d  
Abb  
Bloc  
zose  
sier  
Pfa  
her  
„Di  
Fest  
Wi  
weg  
war  
fuß  
ein  
ger  
Pfa  
fiel  
„Si  
he  
Nu

Feste auch zu feiern. Erlaubte nicht sogar die SS, an diesem Abend zwei Stunden länger aufzubleiben. Zunächst luden wir alle Fremden von unserer Stube ein, zu uns zu kommen. Da die Spanier nichts bekamen — es gab ein halbes Dutzend von ihnen unter uns —, beschlossen wir, die wirklich von der Vorsehung geschickten, soeben von Secours National eingetroffenen Pakete mit ihnen zu teilen. Es machte ja nicht viel aus für jeden von den 150, die wir waren, knapp eine Handvoll, aber der gute Wille war da, und jedermann konnte an dem Festschmaus teilnehmen.

Dann begannen die Slowenen, ihre Berglieder zu singen, sehnsüchtig und sanft. Die kommunistischen Kameraden Demoncheaux, Cadoret, Blel stimmten, ohne sich bitten zu lassen, „le p'tit quinquin“ an, und unser ganzer Norden trat mit dem melancholischen Wiegelied in die traurige Baracke ein. Bald öffnete sich die Tür für Abbé Müller, einen lothringischen Pfarrer, der seinen Block verlassen hatte, um Weihnachten unter den Franzosen zu feiern. Er schwang eine Geige, die er organisiert hatte — wir fragten uns bloß wie. Auch er, der Pfarrer, versuchte nicht, etwas anderes aus seiner Fiedel hervorzulocken als alte provençalische Melodien:

„Die schönsten Kleider, die wir haben, ziehen wir zum Fest an.“

Wir begleiteten ihn mit Schwung, im Geiste wohl weit weg von unseren eigenen zerlumpten Fetzen. Schon waren wir in einem Glauben vereinigt. Der Vater Dollfuß, ein alter elsässischer Patriot, stieg mühsam auf einen Schemel, um ein Stück ganz vom Ende des vorigen Jahrhunderts vorzutragen: „Rathausball“. Neue Pfarrer aus Block 26, die das Geräusch angelockt hatte, fielen sofort ein.

„Sie ist doch immer hinter-hinter-hinter-hinter-hinterher.“ Das ist der Abbé Seelig, der ans Regiment denkt. Nun antwortet ihm der Vikar von Notre Dame de Lo-

rette: „Das hat sich sonntags mal begeben, des Sonntags da am Uferstrand.“

Sicherlich sind wir weit entfernt von der gesammelten Stimmung einer Klosterkapelle oder selbst von der schon weniger gemächlichen einer Mitternachtsmesse in Sainte Clotilde; aber was kommt es schon auf die Auswahl der Stücke an? Was kommt es auf die Lieder und die Worte der glücklichen Tage an in diesem Lager, wo alles darauf aus ist, die Hoffnung zu zerstören? Das ist der Aufschrei der Deportierten, die nicht akzeptieren, daß sie ihr Land nicht wiedersehen sollen. Es ist ihr Klammern an die Weihnachtshoffnung, ihr Festhalten daran gegen alles und jedes.

Trotzdem möchte Joos, der als Freund zur Teilnahme am Fest gekommen ist, etwas liturgischere Lieder. Das muß auch die Meinung unseres Stubenältesten, Georg Surowy, sein. So stimmte dieser alte Kämpfer der internationalen Brigaden mit seiner rostigen Stimme endlich das erste Lied an, in dem das Geheimnis der Geburt Ausdruck findet: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

## IX

### *Nationalismen*

Man konnte einer Stellungnahme noch so sehr ausweichen wollen, es wurde immer klarer, daß wir vor dem Frühjahr nicht befreit werden würden. Unter diesen Umständen war es besser, sich mit dem Gedanken abzufinden, das Winterquartier werde Dachau heißen. Eine der traurigsten Erinnerungen, die ich aus dieser Zeit behalten habe, ist das Bild der Nazi-Zeitungen, die ins Lager kamen. Sie stellten die Befreiung Mussolinis durch die deutsche Luftwaffe dar. Bis Ende

des Herbstes hatten wir gehofft, daß die planlose Überflutung des Lagers durch zahllose Italiener das Zeichen für das endgültige Auseinanderlaufen sein würde. Die 18 Monate, die noch durchzustehen waren, sollten zeigen, wie sehr wir uns verrechnet hatten.

In die Sammlung von Weihnachtsliedern, die das Rote Kreuz verteilt hatte, hatte man den berühmten Text von Péguy über die Hoffnung aufgenommen. Wie erinnerlich, machte man damals in Vichy starken Gebrauch von Péguy. Was uns betraf, war diese Erinnerung auf alle Fälle nicht unangebracht:

„Aber die Hoffnung ist es, spricht Gott, die mich selber erstaunt. Daß alle diese armen Kinder sehen, wie das alles vor sich geht und daß sie glauben, daß es morgen besser gehen wird, morgen früh, das ist recht erstaunlich . . .“

Es war tatsächlich recht erstaunlich, aber unsere Neuordnung in Block 24 sollte uns diese Leistung erleichtern. Sobald bekannt wurde, daß die Franzosen nun auch ihrerseits eine einheitliche Gruppe gebildet hatten, tat man nicht mehr so, als ignoriere man uns. Es kam zu ersten Berührungen. Sie wurden durch das Verständnis unseres Blockschreibers, eines polnischen Lehrers, Leo S., erleichtert, der sich von seinen Landsleuten durch das Fehlen jeder Russenfeindlichkeit unterschied und auch durch das Verständnis, das er für die Franzosen zeigte. Er hatte die freie Zeit, die seine Funktion ihm ließ, dazu benutzt, Englisch zu lernen, das er ziemlich verständlich sprach. Ich zeigte mich erstaunt und fragte ihn, warum er es nicht vorgezogen habe, Französisch zu lernen. Er erklärte mir, daß er zu anderen Zeiten natürlich unsere Sprache bevorzugt hätte, aber seitdem ihm schien, daß unser Land von nun an keine Rolle mehr spielen würde, vermindere sich die Bedeutung des Französischen in seinen Augen sehr. So be-

kamen wir Tag für Tag die Demütigung unserer Niederlage zu spüren.

Leo hatte mich bald mit seinem Kameraden Valerien B. zusammengebracht, dem Schreiber von Block 28, wo sich die polnischen Priester befanden. Dieser wünschte sehr, unsere Sprache zu lernen. Ich bot meine Dienste dazu an, die er annahm. Anscheinend war sein Eifer ansteckend, da in den folgenden Tagen eine Anzahl polnischer Priester sein Beispiel nachahmen wollten und mich durch ihn bitten ließen, ihnen einen Repetitor zu verschaffen. Wir waren bald so weit, daß wir nicht mehr wußten, wohin wir den Kopf stecken sollten im Block 24, so dringend waren wir gefragt. Fast jeder Franzose hatte seinen Schüler. Abends sah man Lehrer und Schüler zu zwei und zwei durch die Freiheitsstraße gehen, wobei dieser sehr viel magerer war als jener. Das Honorar war in Naturalien zu zahlen, da die polnischen Pfarrer damals noch einige Pakete von ihren Pfarrkindern bekamen. Eine Scheibe Speck, eine Portion Schwarzbrot wurden so gegen die erläuterte Lesung von einer Seite der „Drei Musketiere“ getauscht oder gegen die annähernde Erläuterung eines Abschnittes von „Vicomte de Bragelonne“. Alexandre Dumas war damals der einzige französische Autor, den man in der Lagerbibliothek fand, die durch die zufällig im Gepäck der „Zugänge“ entdeckten Bücher gebildet war.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Block 24 hatte ich einige dem Autodafé von Molotov in Neue Bremm entrissene Bücher wiederbekommen können. In der Folge hatten mir die erhaltenen Pakete einige andere dazu gebracht. Das Exemplar des „Humanisme Integral“ von Jacques Maritain, so in Umlauf gesetzt, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Ganz würdigen konnten es nur die polnischen Pfarrer, die unsere Sprache voll beherrschten. Es stellte sich allmählich heraus, daß sie sehr viel weniger selten waren, als man hätte denken kön-

Nieder-  
erien B.  
28, wo  
ünschte  
Dienste  
n Eifer  
Anzahl  
wollten  
n Repe-  
daß wir  
sollten  
st jeder  
Lehrer  
tsstraße  
er. Das  
nischen  
n Pfarr-  
Portion  
ang von  
er gegen  
tes von  
war da-  
in der  
Gepäck  
hatte ich  
Bremm  
ler Folge  
re dazu  
ral“ von  
e einen  
nten es  
voll be-  
sie sehr  
en kön-

nen. Es fanden sich auch Liebhaber französischer Bücher unter den Tschechen, den Holländern und sogar bei den Deutschen. Später erhielt ich ein Exemplar von „La condition humaine“, das man sich aus der Hand riß. In diesem Rahmen und in dieser Umgebung war das Interesse ziemlich berechtigt.

Die Kameraden, die vom Sommer 1944 an ins Lager kamen, konnten sich unsere unbedachte Kühnheit dieses Winters kaum vorstellen. Die alten Lagerinsassen ihrerseits konnten sich darüber gar nicht beruhigen.

In Dachau war, wie anderswo auch, die Arbeit natürlich Zwang. Alle gehörten zu irgendeinem Kommando. Während des Tages mußten alle weggehen mit Ausnahme der Stubendienste und derjenigen, die die Laune des SS-Arztes vorläufig mit einer Meldung oder Befreiung von Arbeit versorgt hatte. Die Blöcke mußten unerbittlich leer bleiben. Trotzdem gelang es unserer kleinen Gruppe, den ganzen Winter 1943/44 hindurch kaltblütig alle Tage in der Stube zu verbringen. Man ließ die Dinge auf sich zukommen. Wenn der Blockführer gemeldet wurde, versteckte man sich in die Spinde, die ein Teil des Mobiliars ausmachten, oder man kletterte die drei Lagen Strohsäcke hoch und schlüpfte durch eine Falltür in den Dachstuhl der Baracke.

Von dieser kleinen Gruppe widerspenstiger Franzosen, die wir gebildet hatten, trennte sich als erster der gute Nicot, als die schönen Tage kamen. Er brachte es fertig, sich dem Plantagen-Kommando zuteilen zu lassen, um an die frische Luft zu kommen. Diese Glasglockenluft erschien ihm auf die Dauer unerträglich. Der kleine Roux teilte als Stubendienst die Suppe aus. Moutin dagegen blieb bis zum Schluß aus Prinzip dabei, nichts tun zu wollen.

Ich reparierte von Zeit zu Zeit mit einer berechneten

Langsamkeit die Strohsäcke, die mein Hilfskapo, Abbé Fabing, mir in die Stube brachte als eventuelles Alibi für den Fall, daß es hart auf hart gehen sollte. Ich gehörte theoretisch zum Desinfektionskommando, das für die Reparatur der Strohsäcke zuständig war. Um alle Schwierigkeiten von seiten der Russen, die mich niemals sahen, zu vermeiden — es handelte sich damals hauptsächlich um Deserteure der Wlassow-Armee, die für ihre Angebereien bekannt waren —, hatte ich ihnen meine Brotzeit überlassen, eine dünne Scheibe Schwarzbrot, die je nach dem Tag von einem verdächtig rötlichen Scheibchen Fleischaufschnitt oder von einem Streifen Margarine begleitet war. Diese Großzügigkeit brachte mir ein etwas unberechtigtes Ansehen ein, weil ich in dieser Zeit das unschätzbare Glück hatte, Pakete zu bekommen, von denen allein Vorteil zu ziehen unanständig gewesen wäre. Der friedliche Georg Surowy verschloß die Augen vor diesem unzulässigen Zustand. Es ist nicht genug, zu sagen, daß unser Stubenältester das Beste war, was es auf dem Gebiet gab. Dieser frühere Wiener Bäcker hatte etwas von einem großen Herrn. Bei ihm hatte man die Franzosen, die kein anderer Stubenchef haben wollte, eingeschmuggelt. Er hatte uns ohne Schwierigkeiten angenommen. Er hatte sich, wie er sagte, in seinem Beruf Tuberkulose zugezogen, und seine Teilnahme an den Kämpfen in Spanien hatte die Sache nicht verbessert. Vorzeitig gealtert, hustend und den ganzen lieben langen Tag Bakterien sprühend, hielt er sich nicht mehr recht auf den Beinen.

Die Freundschaft, die Georg für alle Franzosen hatte, war rührend. Während des Krieges hatte er in einer Arbeitseinheit der Fremdenlegion gedient. Er zeigte große Dankbarkeit für einen unserer Landsleute, der ihm während der Bombardierung von Dünkirchen das Leben gerettet hatte. „Ein kleiner Buckliger“, erklärte er mir eines Tages, „der die Funktion

eines  
in D.  
Blan  
Lille,  
den C  
Die  
einsä  
anstr  
bare  
rade  
Alex  
bläss  
stän  
nem  
nam  
eine  
vor  
zuge  
sisch  
daß  
wür  
rich  
Her  
Wir  
niss  
mer  
blic  
in  
me  
  
Mi  
düs  
des  
nac  
ers  
der

eines Bürgermeisters hatte.“ So bekam ich eines Abends in Dachau Nachrichten über meinen Kameraden Louis Blanckaert, Professor am „Institut Catholique“ von Lille, der wenige Wochen vor dem Kriege in Brive vor den Gefahren des totalitären Staates gewarnt hatte.

Die verborgenen Mächte des Lagers, die die Arbeitseinsätze verteilten, hatten Georg, als sie ihm die sehr anstrengende Funktion des Stubenältesten der unregibaren Franzosen anvertraut hatten, einen seiner Kameraden von den internationalen Brigaden beigegeben, Alex J. Er war ein Kroate mit ernster Stimme und blassem Teint; seine schwarzen Augen quälte eine ständige Bindehautentzündung. Er sprach oft von seinem Kameraden Broz, dem er vertraulich den Spitznamen Tito gab und mit dem er lange Zeit das Dasein eines Geächteten geteilt hatte. J. hatte auf diese Weise vor dem Kriege lange Jahre als politischer Flüchtling zugebracht. Er sprach ein sehr verständliches Französisch, was unerlässlich war, da wir entschieden hatten, daß in der Stube Vier nur unsere Sprache gesprochen würde. Ihm ist es zu danken, daß wir über alles unterrichtet waren, was man von der Lager-SS und über die Herkunft und den Wert der Prominenten wissen mußte. Wir hatten auf diese Weise eine Summe von Kenntnissen erlangt, die uns den Ältesten des „Etablissements“ gleichstellte und die uns erlaubten, im Augenblick des großen Zustroms von 1944 unsere Kameraden in gewisse Gegebenheiten unseres merkwürdigen gemeinsamen Lebens einzuweißen.

Mit dem Ablauf der Zeit und im Vergleich mit dem düsteren Winter, der folgen sollte, sind uns die Monate des Winters 1943/44, die wir bei Georg verbrachten, nachher wie eine Ruhefrist in einem Hafen der Gnade erschienen. Aber es ist nicht bloß der Ablauf der Zeit, der mich von der französischen Freundschaft sprechen

läßt, wenn ich herzliche Kameradschaft, die damals unter uns herrschte, in Erinnerung rufe. Nicht daß unsere Stube etwa eine Art sanfter Schäferei geworden wäre; daran fehlte manchmal sehr viel. Aber es ist eine Tatsache, daß die Entdeckung unserer nationalen Einheit uns die aufgezwungene ungeheuerliche Lebensart erträglicher erscheinen ließ, die vernichtenden Kommandos, die Kälte, den Hunger und die Entmutigung, und immer diese Unsicherheit, was einen morgen, heute abend, demnächst erwartete. Vielleicht haben wir die Folgen dieser Erniedrigungstechnik, die Gabriel Marcel so gut durchschaut hat, dadurch vermeiden können, daß wir instinktiv die Dinge betonten, die uns Franzosen am meisten absonderten. Unsere systematische Weigerung, die Sprache des Siegers zu benutzen, und das um so mehr, weil sie uns formell anbefohlen war, schaffte eine günstige Geisteshaltung für diese Art geistigen Ausbruchs. Wir sagten bewußt nicht Dachau, sondern Daschó und mouillierten das chau, als wenn wir alle aus Issoire oder Saint-Flour stammten. Um die Abstände noch zu betonen, hatten wir einige Worte aus dem Lager-Repertoire französisiert. Wir sagten „Meldingue<sup>1)</sup>“, „Choningue<sup>2)</sup>“, „Nachelague<sup>3)</sup>“. Unser Wortschatz sollte nicht der von denen sein, die taten, als ob sie nur die offizielle Sprache unserer Galeeren-Wächter sprächen. Wir hielten diejenigen, die sich einbildeten, die kurzen Ruhepausen, die sie hatten, dazu benutzen zu können, Deutsch zu lernen, für Defätisten. Selbst diejenigen, die die Sprachkenntnisse, die sie vielleicht hatten, verbessern wollten, schienen uns ein wenig verdächtig. War es nicht außerdem offensichtlich klar, daß sie niemals die Zeit dazu haben würden? War es nicht berechtigt, zu hoffen, daß der Krieg in den nächsten drei Monaten zu Ende gehen würde? Wozu also Zeit damit verlieren, sich einen Jargon anzulernen, der für

<sup>1)</sup> Meldung, <sup>2)</sup> Schonung, <sup>3)</sup> Nachschlag.

die kommenden hundert Jahre entehrt war? Alles das mag anderen kindisch erscheinen, aber durch Kindeereien dieser Art und all das, was sie an Weigerung ausdrückten, haben wir standgehalten. Auch heute noch scheint uns das nicht so kindisch.

Gegen Mitte Januar hatten wir in Stube Vier einen neuen Kameraden bekommen, einen italienischen Lehrer, der die Blocks seiner Landsleute hatte vermeiden können, weil er fürchtete, mit ihnen wegen grundsätzlicher politischer Meinungsverschiedenheiten in Streit zu geraten. Er trug einen klangvollen Namen. Er hieß Melodia und wies eine noch merkwürdigere Eigentümlichkeit dazu auf: er behauptete, der Sohn eines evangelischen Pastors in Sizilien zu sein. Diese letzte Eigenheit und, ich denke, auch selbstverständlich kräftige antifaschistische Überzeugung sind es gewesen, die ihm nach manchen Aufenthalten in den Gefängnissen der Halbinsel eine Verbannung auf die Liparischen Inseln eingebracht haben. Von da kam er zum Block 24, sehr zu Recht, um mit den spanischen republikanischen Kämpfern und uns eine Delegation der lateinischen Schwestern zu bilden. Wenn Melodia sich nun auch sehr gut mit den Franzosen verstand, trug er den Spaniern gegenüber eine Verachtung zur Schau, die diese ihm mit Zins und Zinseszins zurückzahlten. Zwischenfälle zwischen ihnen und ihm waren häufig. Sie kamen sogar ins Handgemenge. Georg griff dann ein, um die Gegner zu trennen. Die spaßigste dieser Streitereien, die ich hier berichte, hat ihre symbolische Bedeutung. Das Gespräch hatte auf die friedlichste Weise der Welt begonnen.

Einer unserer jungen slowenischen Kameraden, Eisenbahner aus Agram, blätterte in einem Bilderbuch mit Landschaften seiner Heimat, das er in der Bibliothek entdeckt hatte. Er sah es sich langsam an und zeigte

seinen Nachbarn mit dem Finger die Bilder der natürlichen oder künstlerischen Schönheiten, die heute noch infolge der unzureichenden Verkehrswege unzugänglich seien. Der schlechte Zustand der jugoslawischen Straßen war es, der den Streit entfachen sollte. Ein Wort gab das andere, und jeder rühmte die Schönheiten seiner Heimat und die Möglichkeiten, sie kennenzulernen.

„Primo de Rivera war ein Tyrann“, bemerkte nachlässig der kleine Mariano, ein hitziger und nervöser republikanischer Kämpfer aus Asturien, „aber“, fügte er in dem gleichen leichten Ton hinzu, „er hat bei uns die schönsten Autobahnen Europas gebaut.“

Melodia spitzte die Ohren. Er ließ sich den Satz wiederholen. Er glaubte, falsch verstanden zu haben. Als er die Bestätigung der Ungeheuerlichkeit erhielt, die er eben gehört hatte, kannte seine Entrüstung keine Grenzen.

„Hör' an“, bemerkte er, jede einzelne Silbe betonend, „schon der Name der Autobahn ‚Au-to-stra-da‘ ist italienisch. Du weißt, was ich über Mussolini denke, aber immerhin: das wird von seinem Regime übrigbleiben: eben diese Autobahnen, die er hat bauen lassen. Italien ist im übrigen das erste Touristenland der Welt, das ist wohl bekannt.“ Das Ganze schrie er im Ton wilden Zornes. Der kühne Mariano hatte die Dreistigkeit, sich noch nicht geschlagen zu geben.

„Du bringst uns ja zum Lachen mit deinem Mussolini“, sagte er, „Primo de Rivera war trotzdem ein anderer Kerl als er.“ Und um seine Überzeugung richtig zu unterstreichen, landete er einen direkten Treffer auf der Nase des atemlosen Melodia, dem einfach die Luft weggeblieben war. Georg, der Mann der internationalen Brigaden, mußte eingreifen, um zu verhindern, daß der spanische Republikaner, Ehrenkämpfer für Primo de Rivera, und der antifaschistische Italiener, der

körperlich um den Ruf des Duce litt, sich gegenseitig  
totschlügen.

Ich widme diese Geschichte den Fanatikern des Über-  
nationalismus. Sie spielte sich in Dachau im Januar 1944  
ab. Eine Anzahl Überlebender kann noch heute ihre  
absolute Authentizität bestätigen.

## X

### *... und über unsere Kinder*

Der Antisemitismus . . . ist der abscheulichste Schlag  
ins Gesicht, den der göttliche Heiland in seiner Pas-  
sion, die immer weitergeht, erhalten hat . . . der un-  
verzeihlichste, weil er ihn auf das Antlitz seiner  
Mutter erhält. (Léon Bloy)

„Achtung!“

Willy brüllte diesen Warnungsruf so, daß die Neu-  
ankömmlinge vor Schrecken erstarrten. Man hatte das  
Gefühl, als stürze ein Weltraum über uns zusammen.  
Zitternd, auf die Stelle gebannt, hörten wir das Ab-  
rollen der rituellen Formeln dieser seltsamen Liturgie.

„Stube Zwei, Raum Zwei, Block 15, Stubenältester Willy  
Bader, 243 Stück.“ Vater Dollfuß haßte dieses Wort, das  
sich unterschiedslos auf Sachen oder Tiere bezog. Er sah  
darin den Ausdruck des überlegten Willens, uns nicht  
als menschliche Wesen, sondern als Sachen anzusehen.  
Der SS-Mann ging, den Gummiknüppel unterm Arm,  
langsam die Front der „Stücke“ entlang. Wenn er uns  
den Eindruck vermitteln wollte, er verachte uns ab-  
grundtief, so muß man gestehen, daß ihm das über  
jede Beschreibungsmöglichkeit hinaus gut gelang.

An diesem Tag hatte ich neben mir einen mährischen  
Klosterbruder, dessen guter, runder, kahlgeschorener

Kopf dem SS-Mann offenbar nicht paßte. Er überschüttete ihn, immer schneller werdend, mit kurzen, im Befehlston gestellten Fragen, die der andere immer ärger stotternd beantwortete. Das Zwiegespräch konnte nicht anders enden, als es tatsächlich geschah: der Tscheche rollte aufschluchzend unter den Tisch.

Als aber der SS-Mann unter den Neuankömmlingen zwei Träger des gelben Sterns entdeckte, war das eine andere Geschichte. Da konnte man auf ein wirklich großes Schauspiel rechnen.

Es waren zwei arme alte Leute, erbärmlich unter ihren alten italienischen Militärklamotten, die etwas Französisch radebrechen konnten und mit denen ich aus diesem Grunde Bekanntschaft geschlossen hatte. Der kleinere fabrizierte vor dem Kriege in Wien Perlenhandtäschchen. Jedes Jahr kam er nach Paris, um sie bei „aux grands magasins“ zu verkaufen. „Wenn ich hier rauskomme, werde ich ihrer Frau Gemahlin ein schönes Täschchen überreichen.“

Sein Kamerad war Advokat in Innsbruck. Ich sehe sein feines Gesicht so gut vor mir: er glich meinem Großvater. Wie dieser hatte auch er eine gerade Nase, tiefliegende, schwarze Augen, frischen Teint und einen Adamsapfel, der mich als Kind so beschäftigt hatte.

Nachdem der SS-Mann, um in Schwung zu kommen, dem Wiener Julius F. seinen Anteil verabreicht hatte, indem er ihn mit einem Gummiknüppelschlag an den Spind schleuderte, ging er auf den Tiroler los. Voller Wut — wenn man sie als bestialisch bezeichnen wollte, mußte man die Tiere dafür um Verzeihung bitten — stürzte er sich auf den Greis. Schon nach den ersten Schlägen lag dieser jämmerlich zugerichtet, blutend am Boden.

Der blonde Arier schäumte vor Wut. Ich kannte bis dahin zwar den Ausdruck, dachte aber, daß es sich nur um eine Redensart handele. Der andere jammerte ganz

leise, fast bescheiden, wie wenn er dafür um Verzeihung bitten wollte, daß er überhaupt da sei. Man mochte den Blick abwenden wollen, immer wieder mußte man das Schauspiel ansehen. Solange er das Jammern seines Opfers hörte, ließ der SS-Mann nicht locker. Mit dem Absatz tretend, suchte er diesen Mund zu schließen, der nicht schweigen wollte. Ich sehe die verzerrten Züge des Greises und die endlose Bewegung seines zitternden Armes, um aus seinem blutigen Kiefer die Trümmer seines zertretenen Gebisses herauszuholen. Als endlich das Menschenbündel unter den erstarrten Blicken der Stubenbelegschaft verstummt war, ging der Blockführer so stolz hinaus, wie er gekommen war: „Achtung!“

Willy blieb nach seinem Abgang einen Augenblick mit verschleiertem Blick im Stillgestanden stehen. Als er gehört hatte, daß die Hoftür sich schloß, winkte er dem Stubendienst, den regungslosen Körper in den Waschraum zu bringen.

Im Laufe dieses selben Winters stellte mich Joseph Joos dem Stubenältesten der „Zugänge“, Swida, vor.

Es war ein blonder, blauäugiger Pole, einer dieser Prominenten, die das Recht hatten, ihr langes Haar zu behalten. Er trug feierlich seinen untadeligen Zebra-Dienstanzug: Bügelfalte in der Hose und Rock von gutem Schnitt. Für unser Land zeigte er widerspruchsvolle Gefühle. Vor dem Kriege Mitarbeiter der „Dépêche de Toulouse“, hatte er, wie er sagte, dort Berichte über die zweideutigen Milieus in Paris veröffentlicht und sprach mit einer gewissen Selbstverständlichkeit über unsere „moralische Fäulnis“.

Das hinderte ihn nicht, unsere großen Männer, Napoleon an der Spitze, zu bewundern. Er behauptete, man deute das Wort, das der Kaiser einmal gebraucht hatte: „betrunken wie ein Pole“, falsch. Er wollte auch — seine

Milde war groß — de Gaulle eine gewisse Anerkennung zubilligen. Ich verfehlte nicht, ihm die dafür geschuldete Dankbarkeit zu erweisen.

Wie die meisten seiner Landsleute hegte er den Juden gegenüber eine alles übersteigende Verachtung. „Wenn Sie in Frankreich auch so viele von denen hätten, würden Sie weniger großzügig sein.“ Alles in allem genommen hat Swida trotz seiner unmöglichen Seiten den Franzosen, solange er ihr einziger Dolmetscher beim Arbeitseinsatz war, gute Dienste geleistet. Ich hielt mit ihm ständig freundschaftlich Verbindung.

Eines Morgens ließ er mich vom Kommando holen, wo ich unter der platonischen Aufsicht von Fabing Strohsäcke in Ordnung brachte. Es mußte schon etwas ganz Außergewöhnliches vorliegen, damit man sich während der Arbeitsstunden auf die leeren Alleen des Lagers wagte, jederzeit einer unerwünschten Begegnung ausgesetzt. Ich war über diese ungewöhnliche Bestellung sehr erstaunt.

Bei Swida angekommen, traf ich den guten Joos und Jakob, meinen Kapo. Alle drei unterhielten sich sehr gewichtig und, wie sie es immer in ernstesten Fällen taten, setzten sie ohne weiteres voraus, daß ich genug Deutsch verstehe, und sie mir ihr Gespräch nicht zu übersetzen brauchten.

„Mein lieber Mann . . .“. Wenn er ergriffen war — und das geschah ihm oft —, hatte Swida eine Fistelstimme, die manchmal vor Empörung zitterte; ob gemimt oder echt, das wußte man nie recht. Da er aber als Schauspieler galt, wurde sein Geschrei gewöhnlich nicht so tragisch genommen.

Heute handelte es sich, das verstand ich ganz gut, um eine Sache von besonderer Bedeutung. Ich wollte den Eindruck erwecken, an dem Gespräch Interesse zu haben, wurde aber ungeduldig, da ich seinen Sinn nicht erraten konnte.

Als ich mich umsah, entdeckte ich mit einem einzigen Blick sowohl das Ausmaß meiner mangelnden Aufmerksamkeit als den Gegenstand dieses Kriegsrates. Die Stube von Swida hat sich heute nacht in einen Kindergarten verwandelt.

Es ist nicht mehr das Durcheinander von „Zugängen“, dem man noch gestern abend dort begegnete: aneinandergedrängt, ohne Platz zum Sitzen, der erbärmliche Wartesaal heruntergekommener Bettelbrüder in allen Quarantäne-Blocks. Hier war alles ausgeräumt worden, und da ist nun der Ersatz. Sie müssen heute nacht gekommen sein. Wie kommt es, daß mir, als ich vorhin hereinkam, dieser Lärm, der so ganz anders war als der übliche Krach, nicht aufgefallen ist? Swida und die anderen haben nun mein Erstaunen bemerkt.

„Mein lieber Mann . . .“ Man kann sagen, was man will. Es kann Juden genauso wie allen anderen Leuten passieren, daß sie häßlich werden, wenn sie erwachsen sind. Aber kleine Kinder mit ihren schwarzen, mandelförmigen Augen und ihren zarten Gesichtszügen lassen mich an ein anderes jüdisches Kind denken. Ich weiß nicht, warum ich bei ihrem Anblick das Bild von Jordans vor mir sehe: Jesus unter den Schriftgelehrten.

Wieviel mögen es wohl sein? An die 500 vielleicht; ihr Alter? Von fünf bis zehn Jahre, allerhöchstens zwölf. Sie kommen aus den baltisch-lettisch-litauischen Ländern. Sie spielen etwas geziert. Das Lager, von dem sie kamen, war voller Aufmerksamkeit für sie gewesen. Man hatte auf ihre Maße nette kleine Röcke und lange Hosen geschneidert, selbstverständlich aus Zebrastoff. Es sind Miniatur-Deportierte. Man bemerkt aber trotzdem, daß sie schon eine alte Erfahrung haben. Sie halten fest gegen sich gepreßt wie kostbares Spielzeug ihr Kochgeschirr und den Holzlöffel. Sie sind auch schon alt und hartgesotten. Sie kennen die Musik und sind mißtrauisch wie kleine geprügelte Hunde.

Als ich des Abends wiederkommen wollte, um nachzusehen, war der Kindergarten von Swida, seine Pensionäre, nach anderen Himmeln entfliegen. Wir standen mit dummen Gesichtern da mit dem Nachschlag von Suppe, den wir für sie organisiert hatten. Wir fragten, in welches Kommando man dieses Pensionat geschickt habe. „Nach Auschwitz-Birkenau“, antwortete Swida mit seiner Fistelstimme, „sie waren hier nur auf der Durchreise, mein lieber Mann.“

Beim Anblick der unvorstellbaren Leiden, die unsere jüdischen Kameraden vor dem Tod erduldeten, mußte ich manches Mal an den Verwünschungsruf denken, den der Apostel Matthäus ihren Vorfahren in den Mund gelegt hat und den wir jedes Jahr am Palmsonntag im Bericht der Leidensgeschichte lesen:

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

Meine gläubigen jüdischen Freunde bestreiten, ich weiß es, die Auslegung, die die Christen in ihrer Gesamtheit diesem fürchterlichen Ruf geben. Ich weiß wohl, daß sie nicht ganz unrecht haben, wenn sie sagen, daß seit 2000 Jahren ihre unerbittlichen Feinde in diesem Text immer wieder eine Rechtfertigung für ihren Haß und eine Entschuldigung für ihre Verbrechen suchen.

Diesen Haß selbst und die Verbrechen, wer wird sie leugnen? Sind sie nicht ein ganz besonderer Zug in der Geschichte? Ich stehe mit diesen Gedanken nicht allein: die Verfolger, die wir unter der Herrschaft Hitlers am Werke sahen, haben die Schandbarkeit und die Grauenhaftigkeit vorangegangener Jahrhunderte weit hinter sich gelassen. Wir sind Zeuge eines unerhörten Phänomens geworden, sowohl was die Zahl seiner Opfer angeht, die es zermalmt hat, wie die unmenschliche Wut der Mörder. Keine rein menschliche Vernunft läßt mich das Warum einer solchen Summe von Leiden, die auf die Juden aufgehäuft worden sind, und einen so

hemmungslosen Ausbruch ihrer Henker verstehen. Sicherlich, es geht mir wie anderen, und manchmal ärgere ich mich über die typischen Fehler der Juden, obwohl in der Abneigung, der sie ausgesetzt sind, ein gut Teil Neid steckt. Aber abgesehen davon, daß diese Charaktereigenschaften nicht alles erklären können, bleibt dieses gewisse unbekanntes Etwas, das jemanden zu dem Ausspruch veranlaßte: „Sie sind nicht wie die anderen Leute“, für mich unerklärbar, wenn man nicht anerkennt, daß es ein Mysterium von Israel gibt. Wir stehen ihnen, um alles in einem Wort zu sagen, als einer vorbestimmten Rasse gegenüber.

Was immer an diesen Gedanken sein mag, die antisemitischen Scheußlichkeiten der Nazis müssen diejenigen zum Nachdenken bringen, die Christen sein wollen und die eine Erneuerung des Antisemitismus, die wir erleben, dulden, wenn sie sie nicht gar selber hervorrufen. Diejenigen aber, welche die Vision der Konzentrationslager nicht vergessen haben, werden ernst und nachdenklich, wenn sie die Worte „Tod den Juden“ an den Tunnelwänden des Pariser „Metro“ kaum zehn Jahre nach Auschwitz und Dachau wieder lesen. Hält man ihnen falsches Denken vor, so weigern sie sich unter dem Vorwand, daß, alles in allem genommen, ähnliche Aufschriften schon die Mauern des alten Rom zierten, vernünftig Stellung zu nehmen. Für mich wird es genügen, um immer auf deiner Seite zu sein, du Volk mit dem harten Nacken, in Gedanken zu hören, wie mein junger Mitbruder von Neue Bremm mit erschöpftem Atem sein Gedicht von Claudel zu Ende spricht, diese Kinder von Rachel zu sehen, die bei Swida spielen, ehe man sie in das Krematorium von Auschwitz holt, und den Greis, der die Bruchstücke seines Gebisses aus seinem Mund voller Blut nicht herausbringen kann.

*Unsere liebe Frau von Dachau*

Jedes der Lager hatte sein eigenes Gesicht. Was wir von Buchenwald oder Mauthausen wissen, läßt uns erraten, daß man vom Appellplatz aus oder von Seitenwegen etwas Horizont nah oder fern sehen konnte: immerhin der allererste Anfang einer Flucht.

Nichts davon in Dachau. Hier waren wir ganz unten in diesen alten Sümpfen, in einem tiefen Burgverließ, noch unter der Grabensohle. Wir fühlten uns bedrückt durch das Gefühl der Unmöglichkeit einer Flucht; der Ausblick war nach allen Seiten hin versperrt. Nur an schönen Tagen zeigte sich, wenn wir die Augen hoben, ein tröstend milder Himmel. Wie oft haben wir auf dem trostlosen Appellplatz diesen unvergleichlichen Himmel gesehen, der an manchen Tagen sogar die Moordünste in Licht verwandelte. Man sagte uns, daß seinerzeit in Dachau eine Malerschule, ähnlich der von Barbizon<sup>1)</sup>, bestanden habe. Wir wurden nicht müde, die Zartheit der grünen, goldgelben und blauroten Farben zu betrachten und die leichten rosa Wolken auf dem azurblauen Himmel, diesen ganzen herrlichen Dekor unserer grenzenlosen Verzweiflung. Trotzdem war man ihm ob seines Prunkes nicht böse wegen des Trostes, den er unseren, von so vielen entmutigenden Bildern ermüdeten Augen brachte.

Auf beiden Seiten der mittleren Allee des Lagers, hinter einer Reihe brüderlicher Pappelbäume, bauten sich die grünlichen Blocks auf; äußerlich ebenso gleich wie im Inneren verschieden.

Rechts die „Freiheitsstraße“ hinunter fünf, dann sieben und endlich neun Revierbaracken. Es ist unmöglich,

<sup>1)</sup> bei Paris.

hier (im franz. Text. D. Übers.) eine vernünftige Übersetzung dieses Wortes zu geben. Die Reviere der Konzentrationslager, auf alle Fälle das von Dachau, entsprachen nicht dem Bild, das man sich von Spitälern oder Krankenhäusern macht. Das unsere war ein ungastlicher Ort, der keine hilfsbereite ärztliche Atmosphäre hatte und der durch keine liebevolle Gestalt einer Krankenschwester oder einer Pflegerin vermenschlicht wurde. Zweifellos für den höchst unwahrscheinlichen Fall einer Inspektion durch irgendeine neutrale Mission waren die Betten mit Tüchern versehen und eine scheinbare Sauberkeit konnte befriedigen. Aber hinter der Heuchelei des äußeren Anblicks verbarg sich eine völlige Gleichgültigkeit den primitivsten Regeln der Hygiene und der Asepsis gegenüber und verriet dadurch genau den Geisteszustand der SS-Ärzte, die den Auftrag hatten, das minderwertige Vieh, das wir waren, zu pflegen. Dabei spreche ich gar nicht von den unvorstellbaren Operationen, die sich im abscheulichen Block 5, dem Block der Experimente, abspielten.

Das Ende der „Freiheitsstraße“ bildeten nach dem Revier die Quarantäne- und Durchgangsblocks. Sie waren gewöhnlich übervölkert von einer wimmelnden Gaunerwelt, die, kaum daß die ersten Fröste kamen, sich in den inneren Höfen zu einer Art menschlicher Kugel zusammendrängte, zu einem elend erstarrten Schwarm, der sich ineinanderschob, um sein bißchen tierische Wärme besser zu bewahren. Das langsame Gewoge dieser unförmigen Massen war das erschütterndste Bild, das ich je von Solidarität in Not gesehen habe.

Nach dem Revier kamen auf der rechten Seite die schmutzigen Teile der Stadt, die Bidonvilles, die Elendsquartiere; auf der linken waren es Auteuil oder Passy, die vornehmen Viertel. Die ersten Blocks dieses Residenzviertels, die die Nummern 2, 4 und 6 trugen,

waren dem Adel und Großbürgertum vorbehalten, Kapos, Vorarbeiter, deutsche Prominente der verschiedenen Aristokratien, jede für sich in ihrer Art echt: Prinz von Hohenzollern mit rotem Winkel, württembergischer oder sächsischer Raubmörder mit grüner Wappenfarbe, Sträflinge aus den Zivilgefängnissen, asoziale Tagediebe, denen als Zeremonialfarbe das Schwarz vorbehalten war.

Etwas weiter unten kamen die Wohnungen der Mittelklassen. Dort hatten sich in den Jahren um 1943 Polen, Tschechen und Slowenen in gleichartigen Stuben festgesetzt und gegen Ende des Winters die Franzosen und Belgier. Die Hefe des Proletariats, das heißt die Italiener, dann die Ungarn, waren hinter den Block 28, der den polnischen Priestern vorbehalten war, in die letzte Baracke, die die Nr. 30 trug, verbannt. Im Laufe der letzten Monate wurde sie in eine Nebenstelle des Reviers umgewandelt oder genauer gesagt die Leichenhalle für Greise und Kranke. Zwischen jedem Block mündete ein Seitenweg, eine Art innerer Hof, auf der einen Seite auf die zentrale Freiheitsstraße und auf der anderen Seite auf den engeren äußeren Weg, den hinter dem Kanal das Hochspannungsdrahtgitter sperrte. Der Hof, der den Block 24 der Franzosen vom nächsten trennte, war ausnahmsweise durch einen Stacheldrahtverhau geschlossen. So gab es einen eingezäunten Raum im Lager. Der Zugang war nicht einfach, sondern erforderte Leistungen höchster Feldherrnkunst. Um ihn zu erreichen, mußte sich die Überzeugungskraft des Diplomaten gelegentlich von der Schlagkraft des Boxers begleiten lassen. Der zebra gestreifte Wächter dieses Vorhofs war häufig mit einem Stock versehen, mit dem er die Frechlinge, die kühn genug waren, diese Schwelle überschreiten zu wollen, nicht bloß bedrohte. Die aufmerksame Wache brachte die unerbittliche Dienstvorschrift, die den Profanen den

Eintritt in das Heiligtum untersagte — „streng verboten“ — zur Anwendung. Heiligtum ist schon das richtige Wort, weil es sich um den Block 26, den der Pfarrer handelte. Die beiden ersten Stuben waren in eine Kapelle verwandelt worden, nachdem die darin Untergebrachten sich so gut sie konnten in den beiden anderen Räumen eingeschachtelt hatten, um diese Kultstätte zu bekommen.

Unter all den üblen Narrenstücken ist dies wahrscheinlich das stärkste. David Rousset<sup>1)</sup> hat es nicht gekannt. Kann man sich einen größeren Irrsinn vorstellen als den, der darin bestand, den nazifeindlichen Priestern, die meistens wegen des Verbrechens des Seelsorgemißbrauchs hierher deportiert worden waren, auferlegen zu wollen, daß sie selber die wilden Türhüter der Naziordnung machen sollten, indem man sie beauftragte, die Christen aus der Kapelle zu entfernen, dem einzigen Ort, wo sie in dieser Hölle ein wenig Erfrischung, Ruhe und Frieden hätten finden können? Als ich ins Lager kam, war der gute Joseph Joos der einzige, der es geschafft hatte, in den Block 26 frei ein- und auszugehen. Der frühere Bürgermeister von Wien, der alte Schmitz, ein praktizierender Katholik, betete jeden Morgen vor dem Appell lange vor der äußeren Wand dieses für ihn unzugänglichen Raumes; er grüßte das Tabernakel, das er hinter dieser Wand wußte und kehrte resigniert zurück wie ein Strolch, der von der Tür des Palastes weggejagt worden war. Ich selber bemühte mich am Nachmittag des ersten Sonntages nach meinem Abschied aus der Quarantäne, das Innere des Heiligtums durch eine Öffnung zum Block 28 hin zu sehen. Ich kam mir selber vor wie eine Reklamefigur von den Litfaßsäulen, an die ich mich aus meiner

<sup>1)</sup> Zeitgenössischer frz. Wissenschaftler und Publizist, bekannt durch seine Arbeiten gegen Konzentrationslager.

Jugend erinnerte; es war ein armer Teufel, der seinen Hunger am appetitlichen Duft stillte, der ihm aus der Küche wohlhabender Leute zuströmte, welche die Vorzüge einer berühmten Sauce zu schätzen wußten.

Sobald er mich hinter der Scheibe sah, kam ein Pfarrer, der Harmonium spielte — es gab sogar ein Harmonium in dieser Kapelle — auf mich zu und bedeutete mir, schleunigst zu verschwinden: „Streng verboten.“ Da ich tat, als ob ich ihn nicht verstünde, machte er einen langen Umweg durch den Hof, um mich unter Drohungen aufzufordern, unverzüglich weiterzugehen. Ich wurde von den polnischen Priestern der Nachbarbaracke aufgenommen. Diese hatten ebensowenig wie wir Laien Zutritt zur Kapelle. Wenn einer von ihnen sich dorthin vorwagen wollte, wurde er entfernt, manchmal mit Faustschlägen, wie ich selbst gesehen habe. Neben dem erbärmlichen Anblick, den die unterjochte Kirche in Block 26 bot, bildete die leidende Kirche von Block 28 einen Gegensatz durch den Trost und die Stärkung, die sie gab. Hier erlebten wir das, was die Atmosphäre der Katakomben unter Kaiser Diokletian gewesen sein muß. Die heimlichen Messen sonntags vor Sonnenaufgang in den mit Sträflingen überfüllten Räumen, ein lächerlicher Becher aus Blech anstelle des Kelches, eine Tablettenschachtel das armselige Ziborium mit winzigen Hostien, der zelebrierende Priester aus Vorsicht in seinen Alltagslumpen ohne den geringsten liturgischen Schmuck, das alles hatte Züge einer außergewöhnlichen, einer geradezu ergreifenden Majestät. An jedem Ende der Baracke wachte ein Kamerad, damit nicht etwa ein SS-Mann im Übereifer die nächtliche Feier störte, wie es schon öfter geschehen und dann nicht ohne blutiges Gemetzel abgegangen war.

Entdeckten polnische Priester einen Christen, ganz gleich welcher Nationalität, wurde er brüderlich eingeladen, am eucharistischen Mahl in Block 28 teilzu-

nehmen; genau das Gegenteil von dem, was sich gegenüber abspielte.

Als Deportierter, das ist selbstverständlich, muß man gewisse Belastungen stillschweigend ertragen. Trotzdem belastete mich die Vertreibung aus der Kapelle schwer, und ich bekam erst Ruhe, als dieses unerträgliche Verbot für mich aufgehoben worden war. Ich hatte meine Empörung darüber bei Leo Fabing und Robert Müller ausgesprochen, aber diese beiden lothringischen Pfarrer galten als nicht „zuverlässig“, und ihre Autorität im Block 26 war gering. Man rechnete sie zu den Franzosen: gefährliche, undisziplinierte Leute. Man unterstrich die Gefahr für die ganze Gemeinschaft, wenn die unzähligen Bittsteller, die offenbar dem Gottesdienst beiwohnen wollten, den Sonderraum dem SS-Befehl zuwider überschwemmt hätten, von den Paketen ganz zu schweigen, die damals noch bei den Prominenten einliefen. Die deutschen Pfarrkinder vergaßen ihre Pfarrer nicht. Wo wären wir hingekommen, wenn all die Hungerleider des Lagers plötzlich in einem Anfall von Mitleid mit den in den Spinden dieses unbetretbaren Blocks 26 gelagerten Lebensmittelvorräten in Berührung gekommen wären. Es war gerade genug, daß die SS-Leute, wenn sie Lust dazu hatten, die durch die Vorsicht der allzu wohlhabenden Pfarrer aufgestapelten Pakete den ausgehungerten Russen zur Plünderung überließen. Sie weideten sich an dem Anblick und klatschten sich mit lautem Gelächter auf die Schenkel. Kann man sich eine schlimmere Zersetzung einer bestehenden Ordnung vorstellen als dieses Ausplündern von, alles in allem genommen, einwandfrei erworbenem Gut?

Vielleicht habe ich unrecht, wenn ich diesen unglücklichen, durch Disziplin unterjochten deutschen Pfarrern noch etwas nachzutragen scheine. Aber ich muß

trotzdem unterstreichen, daß erst, als unsere französischen Pfarrer anfangen, selbst die Polizeigewalt am Eingang des reservierten Raumes auszuüben, das unerhörte Verbot allmählich ausgehöhlt wurde. Der Eintritt in die Kapelle wurde dann praktisch frei. Im Laufe des Sommers 1944 war es verhältnismäßig leicht geworden, in den Block 26 zu gehen. Auf die Dauer duldeten die deutschen Pfarrer die ständige Insubordination dieser hartnäckigen Franzosen, die ohne jedes Gefühl für den Imperativ des „streng verboten“ waren. Was mich betrifft, so hatte die Empfehlung meines Freundes Diederich Hildebrand, des berühmten Münchener thomistischen Philosophen, dessen Flucht in die Vereinigten Staaten ich im Laufe des Sommers 1940 unterstützt hatte, mir schließlich die dem Vater Joos bewilligten Privilegien eingebracht. So erhielt ich den unvorstellbaren Vorzug, der ergreifenden halben Stunde beiwohnen zu können, die dem regulären Wecken voranging, lange noch, ehe die Schreier das gräßliche „Aufstehen, aufstehen!“ in die Lautsprecher brüllten.

Im Block 24 war der gute Georg Surowy rechtzeitig wach. Er kam, mich auf meinem Strohsack zu wecken, damit ich nicht das tägliche Rendezvous verfehlte, auf das ich, wie er gemerkt hatte, großen Wert legte. So den Trappisten zu gleichen, die zum Singen der Frühmesse geweckt werden, brachte etwas Belebendes in den automatischen Ablauf des täglichen Betriebes, und der Gedanke, daß der Glöcknerbruder dieser Rote vom „Frente Popolar“ war, gab noch etwas Malerisches dazu. Dicht aneinandergedrängt folgten die 500 oder 600 Priester in der Kapelle schweigend den Gebeten des Zelebranten. Die Organisation hatte erstaunliche Leistungen vollbracht: die liturgische Farbe zum Beispiel, die dem beginnenden Tag seinen ganzen Charakter gibt, wurde strengstens beachtet. Der Gottesdienst ging in tiefster Sammlung vor sich. Wir waren nicht mehr

auf ei  
am Le  
Versch  
und d  
sten, a  
Beken  
meist  
Marat  
wurde  
rechts  
Depo  
enden  
stellen  
stilisi  
als „F  
oder  
übere  
Diese

Daß  
entsch  
rer Ph  
dem  
genar  
lich n  
Laufe  
die w  
frau.  
In ei  
Haß,  
Mild  
von  
laeti  
Jung  
Sinn  
ihre

auf einem fernen Planeten verloren, wir nahmen teil am Leben einer Kirche, der Kirche.

Verschiedene Bekenntnisse teilten sich den Block 26 und die Kapelle. Die Katholiken waren am zahlreichsten, aber es gab auch viele Geistliche evangelischen Bekenntnisses sowie eine Anzahl orthodoxer Priester, meist aus Jugoslawien oder Rumänien, und selbst einen Marabut aus Albanien. Eine Statue der Jungfrau Maria wurde unter Zustimmung aller im Laufe des Winters rechts vom Altar aufgestellt. Sie war das Werk eines Deportierten, der lange gebraucht hatte, um es zu vollenden unter Schwierigkeiten, die man sich leicht vorstellen kann. Aus hellem Holz geschnitzt und streng stilisiert, konnte sie ebenso gut als „Morgenstern“ oder als „Heil der Kranken“, als „Trösterin der Betrübten“ oder als „Königin der Märtyrer“ gelten. Alle kamen überein, sie unsere liebe Frau von Dachau zu nennen. Dieser Name drückte alles zugleich aus.

Daß der Glaube für eine sehr große Zahl von uns die entscheidende Stütze während der ganzen Dauer unserer Prüfungen war, ist offenbar und wird von niemandem bezweifelt. Die Ungläubigen sind Zeugen davon, genau wie die anderen. Ebenso möchte ich auf die wirklich neue Erkenntnis hinweisen, die viele Deportierte im Laufe ihrer Betrachtungen gewonnen haben, nämlich die wirklich außerordentliche Gestalt, welche die Jungfrau Maria im katholischen Glauben ist.

In einer unmenschlichen Umwelt, in einem Ozean von Haß, der uns verschlingen wollte, war die menschliche Milde, die unerschöpfliche und stets erreichbare Güte von Maria uns oft Anlaß zur Freude: *causa nostrae laetitiae* . . . Durch die Betrachtung der allerseligsten Jungfrau zu Füßen des Kreuzes fanden wir einen neuen Sinn unseres Elends; mehr noch: in der Betrachtung ihres ununterbrochenen Eintretens für uns verstanden

wir immer besser, was unsere eigene Haltung sein könnte, sowohl „in den Tagen unseres Todes“ als später, wenn die Rechnungen beglichen werden würden. Keine Sprache wird je die unendliche Dankbarkeit derjenigen wiedergeben können, die die Gnade dieser Umformung ihrer Leiden erlebt haben und diese geradezu alles umstürzende Entwaffnung des Hasses.

## XII

### *Wohlerzogene Leute*

Den Sieg verlangen, aber keine Lust haben, sich zu schlagen, ich finde, das ist einfach unerzogen.

(Charles Péguy, *L'Argent* suite.)

Der Frühling kam allmählich näher; man merkte es an der weniger scharfen Luft auf dem Appellplatz, am Himmel, den das Licht schon färbte, wenn die Morgenversammlung zu Ende ging, an dem kaum vernehmbaren Zittern der Pappeln der Freiheitsstraße, der Frühling, der uns die Landung unmöglich unterschlagen konnte und somit die Befreiung. Allmählich hatten wir uns an die Gefahr gewöhnt, gleich Leuten, die sechs Monate lang sich täglich zehnmal wiederholende Katastrophen überlebt hatten. Veteranen eines Feldzuges mit ständig unerwarteten Ereignissen, waren wir zugleich froh und stolz, jetzt zum Ende des Winters noch da zu sein.

Wenn man alles so richtig ansah, hatten wir uns bis jetzt nicht allzu schlecht aus der Sache gezogen, da wir noch am Leben waren. Es hatte zweifellos gefährliche Alarmsituationen gegeben. Wenn der finstere SS-Mann bei jeder Neueinrichtung eines Kommandos unversehens kam, um die Nachzügler in den Baracken aufzugreifen, flüchteten die französischen „Meuterer“ er-

starrten Herzens und versteckten sich so gut sie konnten. Im Laufe des Januar wäre um ein Haar die Katastrophe über sie hereingebrochen. Der SS-Mann glaubte, ein verdächtiges Geräusch aus dem Dachstuhl gehört zu haben, wo wir uns versteckt hatten. Er wollte gerade, um genauer nachzuschauen, über die dreifachen Stapel von Strohsäcken, die bis zur Kartondecke reichten, hinaufsteigen. Wurden wir entdeckt, so waren wir verloren. Georg verwischte die Fährte dadurch, daß er den dämlichen Blockführer nach den Latrinen ablenkte. Es war höchste Zeit. Moutin war danebengetreten und durch die brechende Decke auf den Strohsack darunter gefallen. Leichenblaß hatte daraufhin Georg uns gesagt: „Ihr seid völlig wahnsinnig, Ihr endet alle im Krematorium!“

Unsere „Stube“ war erbärmlich. Keine Kohle im Ofen; gerade noch, wenn es die Suppe gab, das bißchen Packmaterial der Pakete, und die waren nicht zahlreich. Wir haben unter der Kälte gelitten. Wir wärmten uns abends, indem wir uns aneinanderdrängten. Aber in der Hauptsache haben wir Hunger gehabt.

Vor Hunger krepieren: eine Formel, die für viele von uns ihre ganze Bedeutung erst von diesem Zeitpunkt an bekommen hat. Sie reizt uns jetzt nicht mehr zum Lachen. Sie erinnert für immer an das schmerzentstellte Gesicht eines Kameraden, der allmählich in den Zustand eines Muselmannes gekommen war, wie wir sagten, wenn man von einem nur noch das Knochengerüst unter der faltig gewordenen Haut sah. Eines Morgens in der grauen Dämmerung ist er nicht aufgestanden, als der Stubenälteste schrie: „Aufstehen!“ Nach dem Appell ist dann der Mann aus dem Revier gekommen. Er schob den nicht sehr schweren Leichnam in seine enge längliche Kiste; an den Fuß hängte der Schreiber den üblichen Zettel: gestorben an Unterernährung. Das Schreckgespenst des Hungers war eine

schmerzliche Prüfung für die, die nicht das Glück hatten, Pakete zu bekommen. Das war für die Mehrzahl der Franzosen der Fall.

Würdige Haltung dem Hunger gegenüber: Abgesehen davon, daß es korrekter ist, darüber nicht zu sprechen, wenn man nicht selber dieses Zerren im Magen gespürt hat, diesen Schwindelanfall vor dem Stückchen Schwarzbrot des Nachbarn, die Versuchung, es sich zu nehmen, ist nichts heuchlerischer als diese Kanakensitte, die dort zur Bestrafung der Schwäche der ärmsten Teufel führte. Der Unglückliche wurde über einen Schemel gelegt; vorher war er entkleidet worden (diese Gemeinheit, mit der die Henker die beschämende Entblößung erzwangen . . .); an seinem Hals hing die Schandschrift: „Brotlieb“, und das Zeremoniell begann. Einer nach dem anderen traten die Kameraden des Verbrechers heran, um ihn zu ohrfeigen und ihm ins Gesicht zu spucken. Der Blockälteste beendete die Vorstellung durch eine Tracht Prügel mit dem Gummiknüppel, die manchmal den Delinquenten endgültig erledigte. Da hatte er allerdings ein für alle Mal den Geschmack an Brot verloren.

Dieses Schauerspiel war herzerreißend. Wir hatten es in den Tagen nach unserer Ankunft in Stube Vier oft erleben müssen, weil dort die Fälle von Mundraub häufig waren. Später hatten wir erreicht, daß wir die Suppe selber verteilen durften; der „Nachschlag“ wurde also für die am meisten unter Hunger Leidenden aufgehoben. Wer Pakete bekam, hatte begriffen, daß er auf Nachschlag nur nach den anderen Anspruch hatte. Bis zu den Unmenschlichkeiten des folgenden Sommers hörte man nichts mehr von Franzosen als Brotdieben.

In der Hölle sind alle menschlichen Leidenschaften versammelt. So war es auch in dieser organisierten Hölle, deren inneren Betrieb unser deutscher Kamerad Eugen

Kogo  
keit  
die si  
Elen  
„Nie  
geist  
verse  
gen v  
halb  
den  
Harp  
oder  
man  
Von  
such  
tigst  
sich  
Rau  
war  
lang  
Pfar  
Näch  
kam  
Pake  
knir  
der  
gera  
barr  
Wie  
steh  
dar  
böse  
triff  
sein  
uns

Kogon mit der seinen Landsleuten eigenen Genauigkeit beschrieben hat. Alle Leidenschaften, alle Laster, die sieben Hauptsünden, verstärkt durch das physische Elend, hatten freien Lauf.

„Niemals“, sagte mir ein junger Kamerad aus einem geistlichen Orden, der täglich einen Teil seiner Ration verschenkte, „habe ich soviel Gaumensünden begangen wie hier.“ Er war gewöhnlich, wie wir alle dauernd, halb verhungert. Das ist selbstverständlich. Aber an den Tagen der großen Schmauserei, wenn man wie Harpagon seinen Schatz, einen Nachschlag von Brot oder Margarine, in der Hand ganz festhielt, empfand man wahrhaftig dabei eine Art Raserei.

Von den sieben Hauptsünden war es vielleicht die Habsucht, die in dieser Welt der Entblößung die widerwärtigsten Züge zeigte, die Habsucht, die natürlich hinter sich den Neid zog. Ich kann ihn nicht vergessen, diesen Raum im Revier, Isoliertenabteilung. Wegen Krätze war ich im Laufe des Winters dieses Jahres eine Zeitlang dort und lag neben einem jungen lothringischen Pfarrer, Abbé Bergantz, spöttisch, geistreich und voller Nächstenliebe. Unser Nachbar auf dem Strohsack bekam auf Grund seiner berühmten Titel zahlreiche Pakete. Es war unmöglich, nicht mit den Zähnen zu knirschen angesichts der selbstsüchtigen Freßlust, mit der er sich vor allen den Bauch vollschlug, und der geradezu monumentalen Gleichgültigkeit den Nachbarn gegenüber, deren Augen vor Gier brannten.

Wie der Haß im Herzen von Halbverhungerten entstehen kann, habe ich niemals so sehr gespürt wie damals, und ich habe den Fluch verstanden, der den bösen Reichen in der Geschichte vom armen Lazarus trifft. Wenn wir wenigstens die Brosamen, die von seinem Tische fielen und die er den Hunden gab, für uns hätten erbitten können.

In unserer Stube Vier hatten sich zwei von unseren Franzosen die Funktion von Dolmetschern beigelegt. Unähnlichere Wesen als diese beiden Kameraden gibt es nicht.

Klein, untersetzt, mit gewölbtem Rücken und die flachsblütenblauen Augen tief in einem scharf geschnittenen Gesicht, eine mächtige Hakennase, das war Vater Dollfuß, der die siebzig schon überschritten hatte. Durch ein Wunder von Energie, das sich Monat um Monat jeden Morgen wiederholte, stand er nach mehr als drei Jahren noch auf den Beinen. Er war der Typ des Elsässers aus den Vaterländischen Berichten der Zeit vor dem ersten Kriege! Seine Familie war nach dem Siebziger Kriege „in das Innere“ ausgewandert. Er hatte in Belfort ein bedeutendes Textilunternehmen geleitet und den ganzen Krieg 14/18 als Artillerie-Offizier mitgemacht. Er erzählte mit Stolz, daß er seine Batterie eines Tages dem Präsidenten Poincaré auf den Hängen des Vieil-Armand vorgeführt hatte.

Meine erste Begegnung mit ihm hatte mich aus der Fassung gebracht. Es war in den Waschräumen, die, wie man weiß, in der Konzentrationärstadt als Handelsbörse dienten. Persönlich schien es mir eher abwegig in dieser Welt der völligen Verarmung, Grundsätze des Stock Exchange anzuwenden. Sie waren jedoch allgemein anerkannt und insbesondere durch den Vater Dollfuß.

Damals also handelte er mit dem Ernst eines Kommissionärs, der an der Börse von Alexandrien 10 000 Ballen Baumwolle aushandelt, den Tausch von Kippen gegen winzige, halbverfaulte Äpfel aus, die ein slowenischer Bauer seinem letzten Paket entnommen hatte. Ich machte ihn mit der einem im Alter meines Vaters stehenden Manne gegenüber gebotenen Achtung darauf aufmerksam, daß dieses Clearing ihm schaden würde; wenn er einfach seine Kippen verschenkte, könne er

vom F  
ten. D  
Zug-u  
„Hier  
regier  
die K  
als ge  
das h  
Arme  
Geset  
wörtl  
Ich ha  
stolze  
den l  
Zeit.  
nicht  
Der  
Groß  
Mont  
Gesic  
ten, d  
laut  
sen s  
Kinn  
Hand  
ein f  
war,  
verw  
seine  
blick  
Reih  
so ge  
weit  
Liger  
den  
1918

vom Empfänger bedeutend mehr Großzügigkeit erwarten. Doch da war nichts zu machen. Er hielt an seinem Zug-um-Zug-Geschäft fest.

„Hier wie woanders ist es das Interesse, das die Welt regiert“, antwortete er mir. „Geben denn nicht sogar die Kommunisten dem Kapitalismus insofern recht, als gerade sie als erste die Organisation in Gang setzen, das heißt, den Tauschhandel?“

Armer alter Vater Dollfuß! Durch sein Bestreben, die Gesetze von Ricardo und Adam Smith hier in Dachau wörtlich anzuwenden, ließ er sich völlig einwickeln. Ich hatte bis zum Schluß die Hoffnung behalten, diesen stolzen starrköpfigen Greis lebend zurückzubringen, den letzten Vertreter fürchte ich, einer vergangenen Zeit. Aber er konnte den Typhus des letzten Winters nicht überstehen.

Der andere Dolmetscher Georges Ligeron war nicht Großbürger wie Dollfuß; daran fehlte viel. Er war ein Monteur mit einem von frühen Falten durchfurchten Gesicht. Er gehörte zu der Klasse der graublauen Soldaten, die unter den Klängen von Madelon de la Victoire laut Aristide Briand Deutschland am Schlafittchen fassen sollten. In Wirklichkeit war es die Taille und das Kinn von einer Madelon von Mainz, wo Ligeron seine Hand gehabt hatte. Da er ein anständiger Kerl und ein francodeutscher Balg die Frucht dieser Eroberung war, hatte er aus der Mutter des Jungen — nicht ohne verwaltungsmäßige und familiäre Schwierigkeiten — seine legitime Frau gemacht. Im gegenwärtigen Augenblick kämpfte dieser Balg an der russischen Front in den Reihen der Wehrmacht, und sein Vater litt Qualen, ihn so gefährdet zu wissen. So gab es während dieses weltweiten Dramas ungezählte höchst persönliche Sorgen. Ligeron und ich gehörten beide zum Jahrgang 19, der in den goldenen Frühlingszeiten, die dem 11. November 1918 folgten, die Ruhr besetzte! Deswegen hatten wir

beide das Verbot des Duzens gebrochen. Wir waren wirklich Freunde geworden. Er war ein einfacher Mann mit der spontanen Großherzigkeit des Volkes, wie sie Proudhon und Péguy ja kennen.

Genau wie der Vater Dollfuß heldenhaft alles in allem genommen das eiserne Gesetz von Angebot und Nachfrage ertrug, erwies sich Ligeron für alle Werttheorien unzugänglich. Er erklärte mir sein fehlendes Interesse eines Tages, als er mit Verachtung einen Nachschlag Suppe zurückwies, auf den er keinen Anspruch zu haben glaubte:

„Verstehst du, mein lieber Alter, die Stellung ist nicht bequem in dieser Bude. Wenn du nicht einen Greis vor dir hast wie Dollfuß, der dich an deinen Alten erinnert, ist es so ein Bengel im Alter des deinigen, der dir sein Kochgeschirr hinhält. Du bist auf alle Fälle ausgeschmiert.“ So wollte er lieber vor Hunger krepieren, denn als Flegel gelten. Er hatte Haltung.

Als der Winter zu Ende ging, waren noch die am Leben, die die ganze Zeit eisern durchgehalten hatten. Wer lockergelassen hatte, und sei es auch nur für einen Augenblick, war im Handumdrehen beiseite geräumt worden. Der Vorgang war immer der gleiche: beim Auftreten, bei Rückkehr vom Arbeitskommando, erkannte man an der Haltung den Kameraden, der das Spiel aufgeben würde. Mit kraftloser Stimme erklärte er, er könne nicht mehr. Und spätestens am übernächsten Tage war er nicht mehr da. Erstaunliche Leistungskraft des Willens ohne jede Verbindung mit dem körperlichen Zustand! Unter den Franzosen von unserer Stube Vier waren es zwei besonders, die uns dies greifbar gezeigt haben. Sie waren wirklich wandelnde Skelette. Sie hielten sich trotzdem aufrecht, einfach weil sie sich ein für allemal entschlossen hatten, durchzuhalten. Und sie sind zurückgekommen.

Lucien  
der Fal  
von H  
uns ge  
kleine  
sich m  
lich sa  
die an  
Rande  
Kantor  
wußt,  
das er  
vorbra  
„Hier  
Das a  
war Re  
beider  
Höhle  
Kerle  
Kessel  
er tod  
seine  
den Li  
einfäh  
Er hat  
umerz  
lich fa  
zum  
schen  
Eines  
einem  
endlic  
Man  
lände  
sation  
beschi

Lucien Cambon aus Ouercy war eines Tages direkt aus der Fabrik, wohin ihn der S.T.O. (Zwangsarbeitsdienst) von Herrn Pierre Laval dienstlich geschickt hatte, zu uns gekommen. Ich frage mich noch immer, wie dieses kleine friedfertige Männchen es angestellt haben mag, sich mit seinem Werkmeister herumzuschlagen. Äußerlich sah er aus wie die kleinen halbverdorrten Eichen, die an seinen heimatlichen Landstraßen stehen, am Rande der Hohlwege, die in den trockenen Tälern des Kantons von Gramat nach Rocamadour führen. Unbewußt, glaube ich, prägte er einmal ein fabelhaftes Wort, das er mit der rauhen Stimme der Leute seiner Heimat vorbrachte:

„Hier kommt es darauf an, nicht zu demissionieren.“ Das andere Skelett, das nicht demissionieren wollte, war Roger Bibonne aus der Gironde, dem Land zwischen beiden Meeren, zwei schwarze Augen tief in ihren Höhlen, der unnachahmliche Knoblauchakzent der Kerle von Bacalan, immer gute Laune. Dabei war sein Kesselkommando eines der furchtbarsten. Abends kam er todmüde, schmutzig, schleppenden Ganges wie alle seine Kameraden zu uns, aber mit einem Lächeln auf den Lippen, so daß man sich fragte, ob er nicht etwas einfältig sei; aber das war er wirklich nicht.

Er hatte sich eine besondere Aufgabe gestellt: das Herumerzählen von guten Nachrichten. Sie waren gewöhnlich falsch; man nahm sie trotzdem ernsthaft auf. Bis zum nächsten Morgen lebte man unter dem berauschenden Einfluß einer lächerlichen Morphiumspritze.

Eines Tages berichtete uns Bibonne triumphierend mit einem noch gescheiteren Gesicht als gewöhnlich, daß endlich für alle Franzosen Pakete angekommen seien. Man traute seinen Ohren nicht. Seitdem Belgier, Holländer und Norweger von ihren Rot-Kreuz-Organisationen Kollektivpakete bekamen, fühlten wir uns beschämt, von der unseren so verlassen zu sein. Nun

würden wir also in Zukunft mit den meistbegünstigten unserer Kameraden gleichgestellt.

Am anderen Morgen wurden die Franzosen der Stube Vier tatsächlich durch einen Zettel bestellt. Die Nachricht von Bibonne wurde ernst. Was uns ein wenig überraschte, war, daß wir statt zum Block 2, wo Jacoby, der Briefbote, herrschte, zum Block 30, zur Bibliothek, kommen sollten.

Nach dem Appell ging also die Stube Vier geschlossen in Fünferreihen zur Bücherei. Schon überschlugen wir die Möglichkeiten der traumhaften Reichtümer, die die angekündigten Pakete ganz sicher enthalten mußten. Die Nichtraucher überrechneten die Zahl der Gauloises oder der Tabakpäckchen, die selbstverständlich das Rote Kreuz jeder Sendung beizufügen nicht unterlassen haben würde. Moutin, von den bevorstehenden Orgien schon träumend, summte vor sich hin:

Den Krüllschnitt, den mit Fingern  
man sich so lecker dreht . . .

Die in Deportierte umgewandelten Kriegsgefangenen schilderten im einzelnen mit Vergnügen die Zusammenstellung der Sendungen, die sie unlängst in ihrem Lager erhalten hatten. Es würden sicher Sachen dabei sein, die man kochen könnte. Da würde man sich schon weiterhelfen. Es war schon so lange her, daß wir ein Stück Zucker zwischen den Zähnen gehabt hatten, daß uns beim Gedanken an den, den wir gleich knabbern würden, das Wasser im Munde zusammenlief. Vielleicht — wer weiß? — würde auch Schokolade dabeisein. Das allerdings wäre dann schon der große Luxus, die Schwelgerei. Die Kerle, die in den Außenkommandos arbeiteten, überlegten schon die Fluchtmöglichkeiten, die ihnen die großartigen Lebensmittel bieten könnten. Der SS-Mann erwartete uns in Block 30, dabei der alte runzelige und spöttische Häftling, der sich einen un-

glaublich  
Ein Be  
das an  
Größe  
kaum  
gem ih  
das wü  
barsch  
daß je  
Jeder,  
schriel  
unter  
Stube.  
Recht  
eine d  
irgend  
Jungs  
den B  
schnü  
packu  
als w  
„Her  
gefan  
dann  
Trotz  
Kam  
schni  
mit c  
dig h  
bes I  
disk  
über  
dina  
der  
ratu  
nach

glaublichen Kramladen von Bibliothek aufgebaut hatte. Ein Berg von umfangreichen Paketen, eines genau wie das andere, lag vor ihren Füßen. Zunächst enttäuschten Größe und Gewicht. Gewöhnlich hatten die Pakete kaum mehr als drei oder vier Kilo: diese wogen gut und gern ihre 30. Es würde nicht für jeden eines geben, aber das würde man sich schon einrichten; man würde Nachbarschaftsgruppen bilden. Schließlich wurde beschlossen, daß je zehn ein Paket bekommen sollten.

Jeder, der ein Paket zugeteilt bekommen hatte, unterschrieb eine Quittung, und im Eilmarsch kamen wir unter der Führung des atemlosen Georg wieder in die Stube. Jede der Gruppen hatte ihm — vollkommen zu Recht — eine Gabe von ihrem Paket versprochen: die eine die Zuckerration, die andere das Paket Tabak; alle irgend etwas. Die Gruppe von Moutin, die aus den Jüngsten bestand, war in ihrer Ungeduld dem Gros in den Block vorausgeeilt. Sie hatten die Knoten der Verschnürung fieberhaft aufgeschnitten, die Kartonverpackung weggerissen und den Inhalt bereits erforscht, als wir ankamen. Das Paket enthielt 300 Liederbücher, „Herausgegeben von der Hauptseelsorgestelle der Kriegsgefangenen“. „Wenn's überhaupt 'ne Schweinerei gibt, dann ist das eine Schweinerei“, bemerkte einer.

Trotzdem, wir durften das Gesicht nicht verlieren. Die Kameraden von nebenan fingen an, um uns herumzuschnüffeln, um die Freigebigkeit ihres Roten Kreuzes mit der des unseren vergleichen zu können. Sehr würdig hatte jeder einzelne Franzose der Stube Vier ein halbes Dutzend Liederbücher in Empfang genommen und diskret in der Ecke seines Spindes verstaut. Mit einer überlegenen Miene machten wir den neugierigen skandinavischen, holländischen und flämischen Bekannten der Nachbarstube klar, daß wir als Beginn diese Literatur bekommen hätten, daß es aber der Beweis sei, daß nachhaltigere Sachen folgen würden. Jetzt wisse man in

Paris, daß es Franzosen in Dachau gäbe; wir seien also gefunden! Man könne sicher sein, daß wir wie die anderen bald mit Lebensmitteln versorgt würden.

Um Pfingsten herum lief ein phantastisches Gerücht durch die Reihen beim Antreten: die Franzosen seien in Rom einmarschiert. Wir erfuhren das an einem Sonntag. Die Kameraden vom Komitee Joos kamen nachmittags, um mich zu beglückwünschen. Unsere langwährende Demütigung ging allmählich zu Ende. Dieser Tag ist einer von denen, die am längsten in meinem Gedächtnis haften bleiben werden wegen des außerordentlichen Stolzes, den er uns gab.

In den folgenden Wochen schienen die Ereignisse sich überstürzen zu wollen. Es verging kaum ein Tag, ohne daß amerikanische Geschwader Dachau sehr hoch überflogen. Das Erscheinen der glitzernden Silberfestungen, ihre Menge, der Eindruck der geordneten Macht, die der langgezogene Vorbeiflug am Himmel ausstrahlte, das alles verstärkte unsere Sicherheit: der Sommer würde nicht zu Ende gehen, ohne daß wir endlich befreit werden würden.

Eines Tages wollten die Amerikaner ihre Arbeit ganz genau machen. Statt ihre gesamte Ladung über das nahegelegene München auszuschütten, entschlossen sie sich, einen Teil davon für die SS-Stadt ganz nahe am Konzentrationslager aufzuheben. Es handelte sich also darum, das Ziel im Abwurfgerät nicht zu verfehlen. Tatsächlich wurden nur die SS-Gebäude getroffen. Aber eine gewisse Zahl von Kameraden, die dort arbeiteten, gehörte zu den Opfern. Wir in unseren Blocks schwitzten auch. Viele von uns hatten das Sausen der Bomben vernommen. Dieser Eindruck — und sei es auch nur passiv — am Kampf teilzunehmen, hielt uns in der Erwartung der Invasion aufrecht. Die Nachrichten, die mit den zuletzt angekommenen Paketen eingeschmuggelt

word  
Siche  
das r  
hatte  
Corre  
Land  
hielt  
über  
schac  
schön  
gehe  
veral  
Poste  
wür  
sicht  
der  
Stüc  
Sign  
dem  
an c  
wah  
uns  
Stul  
sein  
Me  
seh  
seit  
seit  
Erv  
Na  
als  
für  
den  
Eir  
Fre  
eir

worden waren, trugen schließlich dazu bei, uns die Sicherheit eines raschen Endes zu geben. Ein Zettelchen, das meine Frau in einer Konservenbüchse versteckt hatte, sprach von Zusammenstößen im Maquis von Correze. Es ermutigte mich. Aber die Nachricht von der Landung kam noch immer nicht. Statt dessen unterhielten die Nazizeitungen ihre Leser mit Andeutungen über neue Waffen. Die Zahl der Kommandos zur Ausschachtung unterirdischer Fabrikanlagen wuchs. Eines schönen Nachmittags kam Jaques Martin mit einem geheimnisvollen Gesicht zu uns. Es war seit langem verabredet, daß an dem Tag, an dem er auf seinem Posten die Nachricht von der Landung bekommen würde, er — da es dann darauf ankommen würde, vorsichtiger denn je zu sein, um nicht die Aufmerksamkeit der Spitzel zu erregen — sich am Rockaufschlag nur ein Stückchen grünes Band anstecken würde. Das sollte das Signal sein. Aber wir hatten so lange vergeblich nach dem grünen Band von Martin gespäht, daß es am Tage, an dem er es dann tatsächlich angesteckt hatte, keiner wahrnahm. Er, der so stolz war über die Freude, die er uns brachte, mußte mich am Arm in einer Ecke der Stube beiseite nehmen und mich mit dem Finger auf sein Abzeichen aufmerksam machen. Kleingläubiger Mensch, der ich war: hatte ich denn wirklich nichts gesehen, nichts geahnt? Die große Nachricht, auf die wir seit so vielen Tagen und Nächten, seit so vielen Wochen, seit so vielen Monaten warteten, die Nachricht, deren Erwartung unser Leben mehr aufrechterhielt als die Nahrung, mit der man uns hungern ließ. Ich erfuhr sie also ohne Flaggen, Fahnen und Triumphgeschrei. Aber für unsere geblendeten Augen hatte sich der Anblick der Dinge gewandelt.

Einige Tage darauf verließen die zu unruhig gewordenen Franzosen die Stube Vier vom Block 24, um sich nach einem kurzen Durchgang bei den für sie unerträglichen

Grünen vom 22 im Block 8 einzurichten. Wir mußten uns mit Bedauern vom guten Georg Surowy trennen, der sich immer so verständnisvoll für jeden Mieter der gefährlichen Bude erwiesen hatte. Der Stubenälteste in Block 8, einer seiner Landsleute, war wie er Ehemaliger von den internationalen Brigaden. Wir nannten ihn Jef. Auch er zeigte für unser Land eine in dieser Welt, in der wir so lange mehr Verachtung als Freundschaft empfunden hatten, erstaunliche Zuneigung. Ohne die moralischen Qualitäten von Georg zu haben, dem die vier Jahre Deportation auch nicht den geringsten Zug der Unmenschlichkeit aufgeprägt hatten, ragte er unter den Prominenten durch seine Anständigkeit und seinen Mut hervor. Im Laufe des Kommens und Gehens im folgenden Jahre richtete er es immer so ein, daß er eine Stube von Franzosen behielt. Bis zu seinem Tode im kommenden Frühjahr blieb uns Jef mit seinem verwüsteten Gesicht treu.

Gegen Ende Juni, gerade als die Abendsuppe verteilt wurde, kam ein von Fabing geschickter Läufer zu mir mit einer Nachricht, die noch nicht dagewesen war: ein Zug mit mehreren hundert Franzosen, von Compiègne kommend, lagerte auf dem Appellplatz. In diesem Transport befand sich auch einer meiner Kameraden aus Brive, dessen Namen man mir nannte und der mich sprechen wollte.

Ein Zug Franzosen! Endlich würden wir nicht mehr isoliert und Minderheit sein in diesem Dachauer Schrumpfeuropa, das bisher die Slaven, mit denen man sich nicht verständigen konnte, und die feindseligen Deutschen beherrschten. Und in diesem Zug war auch noch der Landsmann, den hier in Dachau eintreffen zu sehen ich wirklich nicht überrascht war. Hatte er nicht gleich nach dem Zusammenbruch von 1940 seine Solidarität zu der Haltung, die mein Freund und ich ange-

nommen hatten, zu erkennen gegeben; hatte er uns nicht geholfen, die ersten Aufrufe zu verteilen und die ersten geheimen Ausgaben von „A travers le desastre“? Er war ein Kommunist von unserer sozialistischen Gruppe. Schon ein Jahr ehe die Partei offiziell an unserem Kampf teilnahm, hatte er uns brüderlich unterstützt, diskret und wirkungsvoll. Da ich schon seit langem seinen schwachen Gesundheitszustand kannte, war ich natürlich besorgt, ihn in diesem Lager zu sehen, wo schon die Gesunden soviel Mühe hatten durchzustehen. Aber es war mir eine große Freude, ihn wiederzusehen. Sobald die rituellen Aufnahmeverrichtungen vollzogen waren, wurden die Franzosen in den beiden Quarantäneblocks 15 und 17 untergebracht. Ich ging nun auf die Suche nach meinem Freunde. Es war gar nicht so einfach, ihn in der Menge der Neuangekommenen zu finden. Schließlich war es dann gar nicht er, den ich fand, sondern, umgeben von einem halben Dutzend anderer aus Brive, einer seiner Parteikameraden. Er kannte die Freundschaft, die mich mit dem anderen verband und hatte sich seines Namens als Losungswort bedient. Das war das beste Mittel, mich zu entdecken, wenn — wie man ihm im Gefängnis versicherte — ich noch in Dachau wäre. So machte ich die Bekanntschaft von Germain Auboiron, einem alten kommunistischen Kämpfer, Soldaten des anderen Krieges, Inhaber der Militärmedaille; auch er wurde mir sehr schnell Freund und Bruder.

Auboiron, klein und vierschrötig, mit erstaunlich offenem Gesicht, war Eisenbahner. Vor 25 Jahren unter der Regierung von Millerand war er entlassen und unter der Volksfrontregierung wieder eingestellt worden. Er hatte die schönsten Jahre seines Lebens aktiv in den Reihen der kommunistischen Partei gekämpft. Er kam von der alten Sozialistischen Partei, die er bei der Trennung von Tours verlassen hatte. Die Kameraden von

Limoges hatten ihn zum Präsidenten der Vereinigung Frankreich—UdSSR gemacht. Als solcher hatte er vor dem Kriege eine Reise in das Land der Oktoberrevolution unternommen. Er war vor allem ein alter französischer Revolutionär, dessen Gedächtnis ich nicht dadurch verunglimpfen möchte, daß ich behaupte, er hätte wahrscheinlich nicht lange das Regime ausgehalten, das er doch mit seinen Wünschen herbeisehnte. Im Laufe des Jahres 1941 war er auf Grund der Verordnungen von Daladier verhaftet und seitdem von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt worden, um in Eysses zu enden. Er hatte bei der bekannten Meuterei mitgemacht, die Vichy im Blut ertränkte. Da die Hauptanstalt von Eysses nach Compiègne verlagert worden war, kam er in Begleitung von mehreren hundert Kameraden, meist Kommunisten wie er, zu uns.

In den zwei überbelegten Baracken, die von französischen „Zugängen“ wimmelten, sollte ich an diesem Abend eine Entdeckung nach der anderen machen. Als ersten sah ich Louis Terrenoire<sup>1)</sup>, mit dem ich seinerzeit in den Nouvelles Equipes Françaises zusammengekommen war, die sein Schwiegervater Francisque Gay am Tage nach München gegründet hatte. Er war zusammen mit seinen Kameraden Garo und Dannenmüller. Alle drei heruntergekommen, erbärmlich in ihren Stromerlumpen, schleppten unbeholfen ihre Holzpantinen. Nach außen zurückhaltend wie die Mehrzahl seiner Landsleute aus Lyon, aber unter dieser Kühle eine glühende Seele verbergend, enthusiastisch und von unbeugsamem Charakter, den er bewiesen hatte, als er ohne mit der Wimper zu zucken die Mißhandlungen der Gestapo ausgehalten hatte, abgemagert durch den Hunger in Fresnes, auf dem Antlitz noch die Spuren der kürzlich erhaltenen Schläge, brachte mir Louis Terrenoire die ersten genauen Nachrichten über die Wider-

<sup>1)</sup> Derzeitiger französischer Informationsminister.

standsbewegungen, deren Zusammenschluß 16 Monate früher, am Vorabend meiner Verhaftung, beschlossen worden war. Durch ihn erfuhr ich, daß Bidault, dessen Adjutant er war, Max<sup>1)</sup> an der Spitze des CNR (Comité National Résistance) gefolgt war. Er sprach von den Schwierigkeiten, die der Einfluß des Front National auf diese Organisation verursachte: „Bip<sup>2)</sup> verbringt seine halbe Zeit damit, sie daran zu hindern, alles zu überfluten.“

Die, die sich einbilden, daß die nichtkommunistischen Widerstandskämpfer dem Willen ihrer Partner unterworfen waren, täuschen sich. Niemals haben die Widerstandskämpfer der ersten Stunde auch nur den geringsten Minderwertigkeitskomplex den Kameraden von der kommunistischen Partei gegenüber gehabt. Vielleicht waren die der 11. Stunde etwas weniger umsichtig als wir. Es muß aber festgestellt werden, daß in diesen verworrenen Zeiten nichts einfach war. Wenn es mir zum Beispiel ganz offensichtlich klar scheint, daß die verantwortlichen Führer der kommunistischen Partei auf der höchsten Führungsebene ihre Haltung nach der des Auslandes richteten, scheint es mir ebenso ganz unbestreitbar klar, daß die mittleren Kader und insbesondere die Basis, um mich des modernen Jargons zu bedienen, in der Widerstandsbewegung nichts anderes sahen als die Erhebung des reinsten, echten traditionsgebundenen vaterländischen Gefühls des Volkes. Frühere Bekenner der Vaterlandsliebe hatten dieses Gefühl durch eine zu leicht hingegenommene Niederlage und deren Demütigungen verletzt.

In der Nachbarstube war eine Anzahl von Notablen untergebracht. Ich fand dort de Penarde, einen Schwerbeschädigten aus dem ersten Kriege, Wandendries aus

<sup>1)</sup> Max Moulin, Erster Präsident des Nationalen Widerstandskomitees, Vorgänger von Bidault.

<sup>2)</sup> Deckname von Georges Bidault in der Untergrundbewegung.

Soissons, dazu zwanzig andere aus der gleichen Stadt, den Dr. Graux, den großen Unterpräfekten von Reims, Picard und den guten Coquard, der stets bereit war, zu helfen. Nicht alle kamen eigentlich aus den Widerstandsbewegungen wie diese letzten da. Sie waren aber trotzdem wie die anderen von den Deutschen als Feinde des Dritten Reichs deportiert worden und sollten das gleiche Schicksal erleben. Unter ihnen sollte General B... unsere Bewunderung erregen wegen der Würde, die er bis zum Schluß zeigte. Die Harten warfen ihm seine Loyalität Vichy gegenüber vor, eine Loyalität, die unberührt durchzuhalten er den guten Geschmack hatte. Aber sein ruhiger Mut und seine gute Laune sollten bald die Haltung dieser Ultras entwaffnen, die nicht begriffen hatten, daß die Franzosen es sich schuldig waren vor den Augen der anderen Völker, in der Prüfung ihre Solidarität zu bewahren. Außerdem haben alles in allem die meisten Vichy-Leute nicht lange gebraucht, um die guten Gründe anzuerkennen, die die Widerstandsleute hatten, wenn sie sich mit allen Mitteln gegen den Nationalsozialismus stemmten.

Auch zwei französische Parlamentarier waren in diesem ersten Transport aus Compiègne. Der Südfranzose Vincent Badie hatte hinter seiner Maske eines römischen Kaisers ein unbezahlbares Phlegma behalten. Als er ankam, waren seine Füße von Ödemen geschwollen, und er schien unter der Verschleppung in die Fremde sehr zu leiden. Aber auch er hielt sich überraschend würdig. Ich sehe ihn noch in seinen unbeschreiblichen italienischen Militärklamotten. Am Abend, von dem ich spreche, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die Franzosen den Nachschlag von Suppe, der eben an sie verteilt worden war, den polnischen Pfarrern von Block 26 verdankten. Da sprach er dieses Wort, das ich noch immer höre, mit ernster Stimme, feierlich unnachahmlich, ein Wort, das von einem anderen Planeten zu

kommen schien: „Ich beauftrage Sie, mein lieber Kamerad, diesen Freunden namens eines Mitgliedes der französisch-polnischen parlamentarischen Gruppe zu danken.“

Camille Blaisot, früherer Minister, Kämpfer aus dem ersten Kriege, schleppte hartnäckig sein verwundetes Bein nach. Die SS-Leute hatten ihm seinen Stock weggenommen, was jeden Schritt für ihn sehr mühsam machte. Oft verzerrte der Schmerz sein Gesicht, hartgemeißelt wie das eines Piraten aus seiner normannischen Heimat; doch beklagte er sich niemals.

Der Einbruch dieser Hunderte von Franzosen, der prominenten und unbekanntenen Widerstandskämpfer, Geiseln, Vichy-Anhänger oder Kommunisten, Offiziere oder Arbeiter, Bauern und Bürger, sollte diesem Unglückslager, in dem unsere Landsleute bisher so wenig zahlreich vertreten gewesen waren, ein anderes Aussehen geben. Durch die äußeren Ereignisse begünstigt, sollte eine gewisse Lockerung der Disziplin folgen. Aber keiner von uns, weder Veteran noch Neuankömmling, ahnte damals gegen Ende des Monats Juni 1944, daß uns noch zehn lange Monate des Elends bevorstanden.

### XIII

#### *Andere wohlerzogene Leute*

Als die Einwohner von Königsberg sahen, daß der alte Kant den Weg seines täglichen Spazierganges änderte, vermuteten sie sofort, daß irgendein sehr bedeutendes Ereignis eingetreten sei. So ging es auch mir an diesem Morgen; ich spürte irgend etwas ganz Ungewöhnliches: in der völlig menschenleeren Freiheitsstraße rannte

Abbé Jost im Laufschrift zu den Blocks am Ende der Allee. Wie hatte er es wagen können, zu dieser Stunde sein Büro in der politischen Abteilung zu verlassen? Ich selber begab mich an den Baracken entlang zur Registratur des Reviers, wohin mich der gute Vater Joos einen Augenblick vorher hatte rufen lassen. Unsere Wege kreuzten sich bei der Baracke 5, der Experimentenbaracke. Abbé Jost blieb nur einen Augenblick stehen, gerade genug, um mir mit leiser Stimme einige Worte zuzuflüstern, von denen ich nur aufschnappen konnte:

„Fürchterlich, tausend Leichen!“ Er eilte weiter, ohne mir Zeit für eine Frage zu lassen. Die alten Häftlinge wie er waren immer in Angst, wenn sie während der Arbeitszeit einmal im Lager herumgingen. Man möchte sagen, sie fühlten sich persönlich im Blickwinkel des SS-Postens, der von seinem Wachturm aus unser Kommen und Gehen beobachtete. Jede Unterredung war zweifellos verdächtig. Ich setzte meinen Weg schnellen Schrittes fort, neugierig und irgendwie besorgt.

Die Registratur des Reviers war eine der reizvollsten Ecken des ganzen Unternehmens. Zwischen der Leichenhalle und der Zahnärztlichen Station gelegen, war sie den Prominenten und den Kapos vorbehalten. In einem hellen Raum mit tadellosem Fußboden nahm sie die „Zugänge“ auf, die sich dort der Einstellungsuntersuchung zu unterziehen hatten. In der für die Nachschau vorgeschriebenen bekleidungslosen Aufmachung wurden sie dort gemustert, gewogen und abgehört. Zwei zebragekleidete Schreiber registrierten langsam alle vorher von einem Pfleger auf kleinen Zetteln notierten Einzelheiten. Besonders die Zahl der Goldzähne wurde genauestens aufgenommen. Die medizinischen Einzelakten jedes Häftlings wurden von Anfang an aufbewahrt. Das ergab eine ganz beachtliche Menge. Sorgfältig beschriftet und in Fächern geordnet,

schm  
Tage  
der  
merk  
verb  
Die  
bewe  
Joos  
arbe  
Beisj  
die  
alten  
der  
zehr  
Uns  
keit  
als  
er v  
hatt  
Art  
wer  
gute  
mit  
Leu  
rüh  
Har  
gen  
so v  
hat  
Cor  
da.  
es  
gro  
Tis  
Na  
üb

schmückten sie die ganze Wand des Raumes. Als in den Tagen vor dem Zusammenbruch der SS-Chefarzt in wilder Aufregung die Vernichtung dieses Archivs befahl, merkte man an der Zeit, die notwendig war, um es zu verbrennen, daß es gar manche Tonne wiegen mußte. Die Eile, mit der man diese Papiere verschwinden ließ, beweist, daß sie nicht ganz ohne Interesse waren. Joseph Joos und ein anderer Häftling versahen die Schreibarbeit in dieser merkwürdigen Einrichtung, ein gutes Beispiel dafür, was man tun kann, um Leuten Sand in die Augen zu streuen. Der Kamerad von Joos war ein alter deutscher Kommunist mit einem kantigen Schädel, der dem Feldmarschall von Hindenburg gleichsah. Vor zehn Jahren in Lübeck verhaftet, hatte er wie Willi das Unsagbare kennengelernt. Mit vorgetäuschter Lustigkeit schilderte er mir eines Tages mit Hilfe von Joos als Dolmetscher eine „Hausbehandlung“, die er – wie er versicherte – als einer der ganz wenigen überstanden hatte. Es ging da um einen merkwürdigen Raum, eine Art Wandschrank, in dem er wissenschaftlich erstickt werden sollte, um ihm Geständnisse zu entreißen. Der gute Joos sagte von ihm, er sei ein altes Wildschwein mit widerstandsfähiger Schwarte. Diese beiden alten Leute in der Registratur stellten wunderbar das berühmte Bündnis zwischen dem Kreuz einerseits und Hammer und Sichel andererseits dar. An diesem Morgen des 5. Juli 1944 fand ich sie mitten in ihren Akten, so wie an vorhergehenden Tagen, als ich ihnen geholfen hatte, die Anatomie der Franzosen des Transports von Compiègne auf Zettel zu übertragen. Swida war auch da. Er war einer der Stammgäste der Registratur. Wie es seine Art war, redete er heftig und überstürzt. Seine großen Gesten und die wütenden Faustschläge auf den Tisch zeigten eine außerordentliche Erregung. Er hatte Nachsicht und ließ mich nicht lange zappeln, sondern übersetzte mir sofort den Schluß seiner Rede: Der Ober-

sturmführer des Lagers sei, sagte er, selbst empört über das, was eben geschehen sei.

„Ich werde eine Meldung nach Berlin machen“, hat er öffentlich bei der Ankunft des Zuges erklärt, „die Verantwortlichen werden bestraft werden.“

Diese Worte brachte ich mit der rätselhaften Nachricht von Abbé Jost in Verbindung. In dieser merkwürdigen Welt, in der niemand über nichts auf dem laufenden war, kam die Wahrheit nur stückweise durch, und unbedeutendste Tatbestände konnten nur durch vieles Zusammenfügen ermittelt werden.

Während Swida mit seinen Reden zu Ende kam, sah man durch das zum Appellplatz hin offene Fenster eine Kolonne von „Zugängen“ in das Lager kommen. Dieser Transport glich den anderen nicht. Die Ankömmlinge waren ungewöhnlich überlastet mit Gepäck und – unglaubliche Neuerung – trotz der Gummiknüppel fluchender SS-Leute zog die Herde der Neuen zum Duschgebäude nicht wie üblich genau ausgerichtet, sondern in einem unvorstellbaren Durcheinander. Welche Beziehung konnte wohl zwischen einer solchen Unordnung und der geheimnisvollen Schuld, auf die Swida anspielte, bestehen? Wir haben es später erfahren. Wir hatten die Überlebenden des Todeszuges vor Augen.

Man muß gerecht sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Tragödie, die sich da abgespielt hat, nicht beabsichtigt gewesen. In gewissem Sinne war das Geschehen sogar mehr kennzeichnend für die Lage: der Mechanismus fing an, in Unordnung zu geraten. Im Laufe des Abends, als die ersten Überlebenden in den Quarantäneblock kamen, war nichts von ihnen zu erfahren; sie waren völlig verwirrt, die Augen noch aufgerissen von dem Grauen, das sie gesehen und erlitten hatten. Wir brachten sie nicht von den Waschbecken weg, auf

die s  
trän  
gar  
mur  
mac  
sinn  
sicht  
Car  
Fort  
der  
den  
Ges  
Viel  
Luft  
Wal  
rück  
aus  
uns  
Ich  
„Zu  
bew  
77 c  
Züg  
her  
ihr  
mil  
Roj  
tär  
vie  
ihr  
wä  
vie  
den  
Jag  
Di  
Na

die sie sich gestürzt hatten und wo sie sich wie Tiere tränkten. „Typhus!“ schrie man ihnen zu. Das machte gar nichts. Wir mochten ihnen die Gefahr des hemmungslosen Trinkens dieser schmutzigen Brühe klar machen soviel wir wollten: eine Art kollektiven Wahnsinns hatte sie ergriffen. Unter den gespenstischen Gesichtern sehe ich wieder das des „contrôleur général“ Carmille, das des jungen Jacques Napoléon, das von Fortier und Lamiroux, alles aktive Widerstandsleute der ORA oder der Nachrichtennetze. Erst in den folgenden Tagen konnten wir ihnen einen Bericht über das Geschehene entlocken: bei der Abfahrt überladene Viehwagen, gewitterschwüle Temperatur, Mangel an Luft und Wasser. Die ersten Toten brachten den Wahnsinn; Erstickungsanfälle, Erbrechen und grausam rücksichtsloses Drängen an die Luftlöcher. Angstträume aus den Stunden des Entsetzens erfaßten uns wieder, uns, die wir uns vom Grauen gesättigt glaubten.

Ich habe den namentlichen Bestand der französischen „Zugänge“ dieses traurig berühmten Transportes aufbewahren können; alle diese Nummern 76 000 und 77 000. Wenn ich heute die abgezehrten, erschöpften Züge der Überlebenden im Geiste an mir vorüberziehen lasse, bin ich betroffen von der Verschiedenheit ihres Alters, ihrer Herkunft und geistigen Haltung, vom militanten Sozialisten Chapalain zum Journalisten Roger Milienne, von der zivilen Organisation zur militärischen. Für mich rief allein der Klang der Namen vieler von ihnen die Bilder meiner Corrèze in mir wach, ihre blühenden Buchweizenfelder, ihre Kastanienwälder, ihre Hügel mit dem rötlichen Heidekraut. Wie viele von den Surdol, den Madelmont, den Mournetas, den Bournazel, den Barbazanges hatten diese letzten Jagden der Division „Das Reich“ mitgenommen.

Diese Limousiner Landsleute brachten mir die einzigen Nachrichten aus meiner Heimat, die ich vor dem abso-

luten Schweigen der letzten zehn Monate erhielt. Diese Nachrichten waren die Tragödie von Tulle, die 99 Gehängten längs der Straße an der Corrèze. Noël Diedrichs, Mitkämpfer der katholischen Jugend von Tulle, gibt mir Einzelheiten über diesen 10. Juni und nennt nebenbei unter den Namen der Hingerichteten den eines meiner ersten Gefährten von „Combat“ von der Gruppe von Brive, Jacques Girard. So hatte dieser arme Freund sein Leben als Geisel hingeben müssen, er, der es bestimmt lieber im Kampfe geopfert hätte. Die Mehrzahl meiner Landsleute von Corrèze waren ebenfalls als Geiseln festgenommen worden. Aber viele von ihnen waren aktiv in der Widerstandsbewegung. Ich bemerke unter ihnen die schöne Gestalt des Rittmeisters Guillaume d'Ussel, die hoch über die Menge der zuletzt Angekommenen emporragt. In der Stube von Block 21, wo der friedliche Claekens mit Geschimpfe etwas Ruhe zu schaffen sucht, bittet er den Stubenältesten um die Genehmigung, zu den Kameraden sprechen zu dürfen. Mit einigen kurzen Worten, trocken und sehr einfach, legt er unter sofort eingetretenem Stillschweigen die Gründe dar für die Disziplin, die wir jetzt halten müssen. Die Autorität eines Chefs und die Erfahrung eines Befehlshabers wirken auf die Zuhörer, aber besonders das Strahlen seiner ganzen Persönlichkeit.

In den nächsten Tagen erzählte d'Ussel uns die näheren Umstände, unter denen er verhaftet worden war. Mit Gontran Royer, genannt „Pierette“, den ich vor meiner Verhaftung als Führer der Geheimen Armee unseres Gebiets R 5 bestimmt hatte, baute er die Widerstandsbewegung in der Armee, die O.R.A., auf und war einer ihrer ersten Förderer. Er hatte seinen Befehlsstand in Brive bei einer sehr würdigen Tertiäerin des Hl. Franziskus aufgeschlagen, wahrscheinlich einer Verehrerin von Marschall Petain, wie alle Leute in ihrem Milieu, die

aber t  
doch  
„So g  
„Es g  
tin, d  
tain v  
zu dü  
Es ka  
Todes  
fahre  
zosen  
halte  
wir C  
freiun  
verfri  
wort  
Anza  
Pflich  
So wi  
nach  
O.R.,  
an E  
habe  
robust  
ist a  
Opfe  
Schil  
In de  
unte  
die F  
Mitt  
sten  
Grex  
Frau  
\*) Ab  
organ

aber trotzdem gern den gefährlichen Pensionär, der er doch war, in Obhut nahm.

„So ging es damals mit Frankreich“, sagte mir d’Ussel. „Es gleicht der guten Madame Saulière, meiner Wirtin, die aus Gewohnheit weiterhin den Marschall Pétain verehrt, aber trotzdem glaubt, nichts unterlassen zu dürfen, um de Gaulle zum Triumph zu verhelfen.“ Es kam der Augenblick, die Ankömmlinge aus dem Todeszuge zu verteilen. Ich hatte durch Claekens erfahren, daß es möglich sein würde, eine Anzahl Franzosen in den Kommandos innerhalb des Lagers zu behalten. Ich bat also d’Ussel, in Dachau zu bleiben, wo wir Offiziere wie ihn brauchen würden, um die Befreiungsoperationen zu leiten, die wir allerdings etwas verfrüht ansetzten. Aber er gab mir die gleiche Antwort wie einige Tage vorher Louis Terrenoire: mit einer Anzahl seiner Untergebenen verhaftet, sei es seine Pflicht, ihr Schicksal im Guten und im Bösen zu teilen. So wie Terrenoire mit Dannenmüller und Gaston Garo nach Kempten gegangen war, ging d’Ussel mit seinen O.R.A.\*)-Gefährten nach Neckargerach. Dort starb er an Erschöpfung zu Beginn des folgenden Winters. Ich habe oft beobachtet, daß die Deportation körperlich robusten Männern unerbittlich zusetzte. Wie Renouvin ist auch d’Ussel mit seiner unbändigen Kampfmoral Opfer seiner allzu großen Vitalität geworden: Die Schilfrohre hielten besser aus als die Eichen.

In der oberen Corrèze, in der Nähe von Neuvic, steht unter Birken und Lärchen auf dem Granitplateau, wo die Herren de Ventadour und d’Ussel seit dem fernsten Mittelalter ihre Sitze haben, ein kleines, der Allerseligsten Jungfrau geweihtes Heiligtum, das kaum über die Grenzen des Bezirks hinaus bekannt ist: Unsere liebe Frau von Pennacorn. Es war abgemacht, daß die Män-

\*) Abkürzung für Organisation Résistance Armée (Widerstandsorganisation aus Angehörigen des ehemaligen französischen Heeres.)

ner von Corrèze nach ihrer Heimkehr eine Dankeswallfahrt dorthin machen würden. Guillaume d'Ussel sollte sie dort empfangen. Aber die Überlebenden hatten nicht den Mut, dieses Versprechen allein einzulösen, da die etwas zurückhaltende, aber dunkle und warme Stimme ihres Kameraden nicht mehr dagewesen wäre, um sie zu begrüßen.

Bei meiner Rückkehr hat man mir immer wieder sagen wollen, daß nur die Arbeiterklasse in diesen Zeiten des Elends dem mißhandelten Frankreich treu zu bleiben gewußt hätte. Da habe ich an Guillaume-Marie-Fidèle Graf d'Ussel, Rittmeister und Eskadronchef, gedacht und an einige andere von gleichem, echtem Adel.

Unter all den Franzosen, die im Laufe des Sommers 1944 zu uns kamen, waren gewiß — und zwar in großer Zahl — Vertreter der Arbeiterklasse. Aber es waren auch Bürger dabei; sie waren nicht die kleinste Gruppe. Es waren Widerstandskämpfer dabei von der ersten Stunde und solche von den späteren bis zur letzten. Aber man hätte unter den Geiseln auch viele aufzählen können, die mit dem Widerstand nichts zu tun hatten, und sogar eine ganze Menge überzeugte Anhänger von Petain. Das, was ich sagen will, ist, daß alle die gleichen Leiden erduldet haben, daß alle, die gestorben sind, unterschiedslos das gleiche Ende in Schmach hatten; deswegen fällt es mir so schwer, sie alle nicht zu verwechseln.

Da war ein Gendarmerie-Offizier, Major Veysières, dem die SS-Leute im Durcheinander der Ankunft sein Kepi und sein Koppel gelassen hatten. Eines Tages nahm ihm der Blockführer, um sich einen Spaß zu machen, nach dem Gang zur Dusche alle übrigen Kleidungsstücke weg. Völlig nackt, war er nur mit diesen beiden Zubehörstücken bekleidet. Die Lächerlichkeit war vollkommen; Zehnmal, zwanzigmal mußte Veys-

sière :  
vorbe  
konnt  
sich a  
Offizi  
anges  
Kame  
50jäh  
Revel  
Clerr  
Paris  
Junie  
Ober  
das  
inger  
ger Z  
gebar  
weni  
alte  
zigjä  
recht  
gen  
Félix  
Bürg  
alt.  
eine  
Klei  
liche  
ten  
dies  
In d  
ich i  
den  
mun  
mic  
doc

sière so vor der Front der völlig verdutzten Häftlinge vorbeimarschieren: Schnell, schnell! Der SS-Mann konnte sich vor Lachen kaum noch halten und klatschte sich auf die Schenkel. Endlich brach der französische Offizier vor Wut und Scham — er konnte nicht mehr — angesichts seiner mit festgebissenen Zähnen stehenden Kameraden zusammen. Da ist die Gruppe der mehr als 50jährigen: Audony, aktiver Sozialist, Sabo, Notar in Revel, der Vater Arveuf, Hypothekenverwalter in Clermont-Ferrand, Soulange-Boudin, ein waschechter Pariser, der Dr. Bettinger; Albert Chanson aus Saint Junien-en-Limousin — wie war der stolz auf seinen Oberst der Reserve und noch mehr auf seinen Sohn, der das Polytechnikum besuchte —; Louis Hais, Hauptingenieur der Technischen Zentralschule, hatte vor langer Zeit die französische Eisenbahn in Yunnan mitgebaut. Er zweifelte nicht einen Augenblick am Endsieg; wenige Tage nur, und er hätte ihn noch erlebt. Der arme alte Pétonnet, ein 1793er Revolutionär aus Poitou, siebzigjährig, Typ des Kämpfers der alten Liga der Menschenrechte, mußte im Block 30 an den Folgen eines zornigen Fußtritts seines üblen russischen Nachbarn sterben. Félix Peupion, traditionsgebundener Lothringer, war Bürgermeister von Montigny-les Metz; 60 Jahre war er alt. Claude Jordery, Abgeordneter von Oullins, kam eines eisigen Novemberabends auf den Transport. Die Kleiderkammer war diesen Tag leer. Nur ein jämmerlicher Kunststoff-Staubmantel schützte die abgemagerten Schultern des alten Sozialisten gegen die Kälte. Oh, diese klappernden Zähne, dieses kälteblaue Antlitz!

In den Tagen nach der Ankunft des Todeszuges ging ich im Block 23 schlafen. Ich teilte dort für einige Tage den Strohsack mit Cyprien Quinet, ehemaliger kommunistischer Abgeordneter des Pas-de-Calais, auf den mich Claekens aufmerksam gemacht hatte. Das war doch ein guter Kamerad, dieser Bursche aus dem Nor-

den mit den blauen, etwas schielenden Augen und den vielen Runzeln im Gesicht. Er verweigerte den Suppen- nachschlag, denn er entdeckte immer einen „interessanteren“ Fall als den seinigen. Auch er wollte das Schick- sal der Kameraden, mit denen er verhaftet worden war, teilen und weigerte sich, im Lager zu bleiben. Ich hatte sagen gehört, daß er bei der Kriegserklärung mit seiner Partei Ärger gehabt hatte, weil der Vertrag zwischen Molotow und Ribbentrop nicht nach seinem Geschmack war. Darüber war er sehr zurückhaltend. Ich glaube, daß sein Andenken der Sache wegen später bei den Kämpfern auf der untersten Ebene rehabilitiert worden ist. Das ändert aber nichts daran, daß der Alterspräsi- dent Marcel Cachin \*) glattweg seinen Namen zu nen- nen vergaß, als er in der konstituierenden Versamm- lung die lange Liste der erschossenen oder in der Depor- tation verstorbenen kommunistischen Parlamentarier aufzählte. Ich, der ich nicht verpflichtet bin, die Fein- heiten der Dialektik zu kennen, bin es mir selber schul- dig, dieses ungerechte Vergessen gutzumachen.

Eine originelle Persönlichkeit war in Stube Drei von Block 23 gestrandet. Ich hatte ihn schon beim Einzug der „Zü- gänge“ bemerkt. Es war ein alter humpelnder Priester mit hellen Augen und schütterem Haar, der sich auf einen Stock stützte. Im Durcheinander des Einzuges hatte er einen kleinen Koffer retten können, der einen Tragaltar enthielt, so einen, wie man ihn an die Feld- geistlichen ausgab. Es war tatsächlich der, den er aus dem ersten Kriege zurückgebracht hatte und an dem er deswegen wie an seinem Augapfel hing. Dieser Trag- altar hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Mit der ruhigen Sicherheit des Gerechten, der niemanden fürchtet außer Gott, hatte Abbé Goutaudier, Pfarrer

\*) Führender französischer Kommunist und Alterspräsident der Verfassunggebenden Versammlung nach 1945.

einer  
am T  
von S  
Man  
oder  
tig be  
vorsic  
ältest  
merk  
Hand  
„Dein  
zeigte  
auf s  
nicht  
„Sag  
was  
toriu  
Klos  
taud  
neue  
jetzt  
Kult  
„Wa  
sagte  
Er ta  
am  
ihm  
nam  
sein  
den  
beni  
dach  
verr  
Na  
gute  
bar.

einer kleinen Pfarrei im Charolais, es unternommen, am Tage nach seiner Ankunft zwischen zwei Stapeln von Strohsäcken am Ende des Blocks die Messe zu lesen. Man muß Deportierter gewesen sein, um die Kühnheit oder die Ahnungslosigkeit dieser Unternehmung richtig beurteilen zu können. Es war allerdings ziemlich vorsichtig gemacht worden, so daß Ludwig, der Stubenälteste von den internationalen Brigaden, es erst bemerkte, als der Pfarrer nach Beendigung der heiligen Handlung die Gewänder ablegte.

„Deine Franzosen sind verrückt“, sagte er mir und zeigte mit einer bohrenden Bewegung des Zeigefingers auf seine Stirn, eine Geste, die ich gut kannte. Es war nicht das erste Mal, daß man uns so als Irre behandelte.

„Sag deinem Pfarrer, daß, wenn ein SS-Mann erfährt, was eben hier geschehen ist, ich reif bin für das Krematorium; mach ihm klar, daß wir hier nicht in einem Kloster sind . . .“ Ich bemühte mich also, Abbé Goutaudier beizubringen, daß es tatsächlich unter den neuen Umständen von Ort und Zeit, in denen er sich jetzt befand, eine gewisse Gefahr war, solche äußeren Kulthandlungen vorzunehmen.

„Warten Sie doch, bis Sie in den Block 26 versetzt sind“, sagte ich ihm.

Er tat, als ob er einverstanden sei. Trotzdem wurde er am nächsten Morgen rückfällig. Ich erinnere mich, daß ihm an diesem Tage einer seiner jungen Landsleute namens Michel Fonfrède bei der Messe diente, der sein Vergehen zu verbergen suchte, indem er sich hinter den aufgestapelten Strohsäcken verkroch. Da der Stubenälteste keine weiteren Bemerkungen gemacht hatte, dachte ich, er würde sich damit abfinden und das Unvermeidliche dulden.

Na also, sagte ich mir, diese Unverfrorenheit ist ein gutes Zeichen; tatsächlich, das Ende nähert sich offenbar.

Da kam mit völlig unschuldigem Gesicht ein Krankenkämmerer des Reviers in den Block, um eine Sputumuntersuchung der Neuangekommenen vorzunehmen. Da sie zu zahlreich waren, traf er wie üblich eine willkürliche Auswahl und begnügte sich, den Auswurf von einem Dutzend der „Zugänge“ zu nehmen. Anscheinend zufällig war auch Abbé Goutaudier dabei. Zwei Stunden später wurde er in größter Eile geholt. Die Untersuchung des Auswurfs habe ergeben, daß der alte Pfarrer in höchstem Grade tuberkulös sei. Ein Bett erwartete ihn in Block 13, wohin er sich unverzüglich begeben sollte. Sofort! „Na denn also,“, sagte er ruhig mit seiner etwas schleppenden Stimme und klaubte seine Klamotten zusammen. „Ich habe bis zum 68. Lebensjahre warten müssen, um zu erfahren, daß ich Tuberkulose habe. Werde ich wenigstens da in der Krankenabteilung meine Messe lesen können?“ Und er ging mit seinem Tragaltar humpelnd los. Am nächsten Morgen kam Jacob mich besuchen. Er hatte das ernste Gesicht der Tage, an denen wichtige Dinge geschehen, mit denen man nicht spaßen kann.

„Laß sofort durch deine Kumpels vom Block 26 diesen Pfarrer anfordern, den Ludwig gestern in den Tuberkuloseblock expediert hat. Heute abend ist ‚Transport‘ vom ganzen Block 13.“

Der waghalsige Abbé Goutaudier konnte dem Schicksal, das ihn erwartete, der Spritze, die damals unbequeme Leute als unheilbar im Schnellverfahren durch den allmächtigen Kapo von Block 13 ins Krematorium beförderte, noch rechtzeitig entrissen werden.

Mehr  
und v  
zurück  
dring  
lasten  
der S  
Häftl  
fluch  
an k  
kom  
„Vor  
lasse  
war.  
Die  
App  
von  
schli  
dage  
Das  
sich  
Zur  
zäh  
hör  
„M  
Wid  
mö  
rad

*Neue Geographie Europas aus dem Herzen*

„Sollte ich nicht, um kleinliche Widersacher zu entwaffnen, zugeben, daß diese Geographie, die ich aus dem Herzen verpflichtet nenne, auch ihr Gutteil Empfindsamkeit birgt?“

(Georges Duhamel, „Geographie cordiale de l'Europe“)

Mehr als drei Stunden standen wir auf dem Appellplatz und warteten auf den Pfiff, der uns in die Baracken zurückschicken sollte. Ein feiner Regen, kalt und durchdringend, verwandelte die nassen Sachen in schwerlastende Fetzen. Man sah die Tropfen im gelben Licht der Scheinwerfer über der unbeweglichen Masse der Häftlinge tanzen, um die wie böse Hunde die ewig fluchenden SS-Leute kreisten. Die Pessimisten fing an besorgt zu werden und sahen das Schlimmste kommen:

„Voriges Jahr haben sie uns die ganze Nacht hier stehen lassen, weil einer fehlte, der im Block eingeschlafen war. Morgens lagen 30 Tote auf dem Platz.“

Die Leute von den Kommandos, die gewöhnlich vom Appell freigestellt waren, wurden geholt: zuerst die von der Desinfektion, dann die Pfleger des Reviers, schließlich die Kapos von der Küche. Das war noch nie dagewesen.

Das geschlossene Rechteck von Block 24 vergrößerte sich also um weitere Reihen von „Stücken“.

Zum zehnten Male kam der Blockführer seine Leute zählen. Jedesmal, wenn er bei der ersten Reihe ankam, hörte das Gemurmel der Gespräche auf:

„Mützen ab“, brüllte Georg mit seiner rostigen Stimme. Wir rissen die sogenannten Mützen vom Kopf, unmögliche Deckel oder Mützen aus Tuch, die die Kameraden vom Schneiderkommando gegen eine Brotration

getauscht hatten. Die Hinterwäldler begnügten sich mit den regulären zebra gestreiften Kappen oder verschmierten Feldmützen, Überbleibsel aus dem letzten Italienertransport.

Der SS-Mann kreiste um uns herum; wütend zählte er von neuem die Reihen: 10!, 20!, 30! und verschwand, nachdem er einiges Kleingeld an Hieben ausgegeben hatte. Er war zu sehr beschäftigt, um eine großherzige Verteilung vorzunehmen. Dann begannen wieder die Gespräche.

Bob Claessens vom Desinfektionskommando war guter Laune. Der andauernde Nieselregen erweckte in ihm Erinnerungen an Wasser:

Unter der Brücke von Mirabeau, da fließt  
die Seine, und unsere Liebe . . .

Er trug das Gedicht mit sanfter musikalischer, leicht vibrierender Stimme vor. Für einen Augenblick waren wir über tausend Meilen hinweg in eine unbeschreibliche Welt versetzt, wo es keine SS-Leute mehr gab, keinen Appellplatz und kein Dachau. Als er mit fehlerlosem Gedächtnis sein Stück beendet hatte, neigte sich Bob zu seinem Nachbarn:

„Neulich haben Sie mir eine so hübsche Sache von meinem Freunde Aragon erzählt; sind Sie so nett, wiederholen Sie es mir.“

Der Nachbar begann sofort. Die Verzauberung hielt für einen Augenblick an:

Du mein Paris vom Blumenquai leb wohl,  
Ich bleibe meiner Schmerzen Herr . . .

Bob war schon sehr lange da, lange bevor „Le Crève-cœur“ erschien. Er war mit einer Gruppe anderer Kommunisten im vorigen Jahr nach Mauthausen gekommen und trug eine Nummer unter 30 000. Er hatte dort die bekannte Behandlung durchgemacht, nach deren

Beendigung einer von zehn noch als Reserve zur Einberufung ins Krematorium übrigblieb. Die Bisse der Nazihunde hatten ihn auch nicht im geringsten tollwütig gemacht. Dieser Flame aus Antwerpen war mit seiner wilden Vaterlandsliebe die Güte selbst. Ich möchte ihm bei seinen PartEIFreunden nicht schaden: Trotzdem muß ich sagen, daß ich niemals einem Kommunisten begegnet bin, der ihm auch nur im entferntesten geglichen hätte.

Er unterhielt Beziehungen brüderlicher Freundschaft zu einem deutschen Priester vom Block 26. Die Achtung, die er der religiösen Überzeugung seiner katholischen Kameraden entgegenbrachte, war aufrichtig, das fühlte man, ohne die geringste Berechnung oder den leisesten Hintergedanken. Er schien den Heiligen Thomas von Aquin ebenso gelesen zu haben wie Hegel oder Marx und bewegte sich von einem zum anderen mit einer uns entwaffnenden Selbstverständlichkeit. Dazu kannte er unsere Geschichte und unsere Literatur so gut, daß ich glaube, daß nur wenige Franzosen besser Bescheid wissen. Kurz und gut: ein Pico della Mirandola, der mit einer wunderschönen warmen Stimme eine schwermütige Romanze wie „My old Kentucky Home“ singen oder in einem Zug die bekanntlich ziemlich lange „Grève des Forgerons“ auf-sagen konnte. Er beendete dann seine Nummer mit einem schallenden Gelächter. Er war ein unvergleichlicher Freund, herzlich, einäugig und häßlich, so häßlich, daß er sich selber als erster darüber lustig machte und diese Häßlichkeit durch das Lächeln einer strahlenden Güte verwandelte.

Wenn man ihn zu unerschöpflichem Sprechen bringen wollte, brauchte man nur auf Belgien zu kommen, sein Land, dessen Großstädte er alle kannte, ebenso wie die kleinsten Dörfer, ob flämisch oder wallonisch. Die Quais von Antwerpen, die Beguinen-Anstalt von Brügge, die

Museen von Brüssel, die Schätze von Hainaut, der Charm von Brabant machten ihn lyrisch. Ich erinnere mich an einen Nachmittag im Desinfektionshof. Wir waren dabei, mit den Fingerspitzen die Kleiderfetzen, die vom Krematorium kamen, zu sortieren. Einige dreißig Russen von unserem Kommando waren am Vormittag durch Genickschuß dort abgeschlachtet worden. Gehirnmasse und noch frisches Blut auf den Kragen der Hemden verschmierten uns die Hände, so vorsichtig wir auch sein mochten. Uns war speiübel. Und dann, nicht wahr, mußte man sich doch immer wieder fragen, ob nicht am nächsten Tage die anderen Russen, die noch bei uns waren, drankommen würden, die in der gleichen Sache beteiligt waren. So ist es dann auch gekommen.

Bob — man nannte ihn so, obwohl sein richtiger Vorname Frantz war — fragte uns dann in das bedrückende allgemeine Schweigen hinein, ob es uns unangenehm wäre, einen kleinen Vortrag über die Geschichte von Belgien zu hören, der uns auf andere Gedanken bringen würde.

Wir hatten keine Einwendungen. Bob trug nacheinander aus dem Stegreif vor, zunächst auf französisch und dann für die Polen und Russen auf deutsch. Als die schaurige Sortierarbeit dieses Tages beendet war, hatten wir über die Taten des Artevelde und die Abenteuer Karls V. das Grauen und den Ekel fast vergessen. Wilde Bilder von Teniers traten an die Stelle der höllischen Visionen, deren Zeugen wir waren und die Hieronymus Bosch nicht vorgesehen hatte. Die Helden-erzählungen von Bob besiegten den Totentanz, in dem wir mitmachen mußten.

Die Belgier waren sehr zahlreich in Dachau. Ich erinnere mich nicht an einen einzigen von ihnen, über den die Franzosen sich zu beklagen gehabt hätten.

Arth  
groß  
Wäl  
und  
Typ  
geri  
ren  
line  
aus  
prop  
ver  
Fehl  
bei  
Beir  
sele  
nich  
wol  
lich  
der  
Gec  
Jose  
der  
daf  
vor  
gez  
aus  
Blo  
wa  
Bel  
kat  
ge  
de  
me  
ka  
M  
Ich

Arthur Haulot war überzeugter Sozialist, zwei Meter groß, blond und blauäugig und Pfleger im Revier. Während der letzten fünf Monate habe ich ihn Tag und Nacht mit bewundernswerter Gewissenhaftigkeit Typhuskranke pflegen sehen, ohne daß er sich im geringsten um die offensichtlichen Ansteckungsgefahren kümmerte. Er hatte in seiner Unterkunft den Berliner Korrespondenten der Nachrichtenagentur Havas aus der Vorkriegszeit, Ravoux, aufgenommen, der das prophetische Buch „Die Revolution des Nihilismus“ veröffentlicht hatte. In Frankreich machte man den Fehler, es nicht zu beachten. Alle Franzosen wurden bei Arthur wie eigene Landsleute aufgenommen.

Beim Desinfektionskommando war Hilfskapo der Brüsseler Georges Walraëve. Er ließ uns auf seine eigenen, nicht geringen Risiken und Gefahren tun, was wir wollten. Wir benutzten es, um im Rahmen des Möglichen durch regelmäßiges Plündern den Kleiderbestand der Kameraden zu verbessern.

Georges Walraëve war Kommunist wie Bob. Auch Joseph Claekaens, Blockältester vom Block 21 zur Zeit der großen „Zugänge“, war es. Ihm ist es zu danken, daß zahlreiche Franzosen am Vernichtungskommando vorbeikamen. Der alte Jacquemard, immer tipptopp angezogen, und Boremans, dem die Gestapo ein Auge ausgeschlagen hatte, hielten bei den Tuberkulösen von Block 13 die wildentschlossene Hoffnung der Kämpfer wach, und auch derjenigen, die keine Kämpfer waren. Belgier war auch dieser kleine Jociste (Mitglied der katholischen Arbeiterjugend J.O.C.), dessen Name Liégeois auf seine Herkunft Lüttich zu deuten schien und der den Inhalt seiner Rot-Kreuz-Pakete mit den Stromern vom Kesselkommando teilte. Im letzten Winter kam er eines Abend glühend vor Fieber ins Revier. Man legte ihn auf einen Strohsack unweit von mir. Ich kannte ihn seit langer Zeit. Wir waren im vergange-

nen Jahr am gleichen Tage nach Block 15 gekommen. Seine Rechnung war schnell gemacht: beim Morgengrauen war er schon kalt. Ich hatte nicht die Zeit gehabt, ein einziges Wort mit ihm zu wechseln. Gerade daß ich den Leichnam eines Jünglings sehen konnte, in den verkrampften Fingern den Rosenkranz, den er mich bei seiner Ankunft als Erkennungszeichen hatte sehen lassen, und an seinem rechten Zeh die übliche kleine Aufschrift. Arthur brachte ihn in die Leichenhalle.

Während der Typhusepidemie hatte ich beim Duschkommando des Reviers den Monarchisten de Ryckère als Kameraden. Er zog, wie auch Charles Woeste, ein anderer sympathischer belgischer Royalist, seit Jahren von Lager zu Lager. Aber all das Grauen, das er durchgestanden hatte, hatte seine Feinfühligkeit nicht gemindert. Am Tage seiner Ankunft glitt Pater Dillard auf dem schlüpfrigen Boden der Waschräume aus und stürzte hilflos nieder. Ryckère kam mich holen, um ihm wieder aufzuhelfen. In Dachau wurde selten geweint. Ryckère aber weinte wie ein Kind, als er mir die Blöße des Paters zeigte, der, die Arme in Kreuzesform weggestreckt, in der Abflußgasse lag, wo verschmutzte Verbandketten herumschwammen. Schließlich bekam Ryckère den Typhus, von dem er sich beinahe nicht erholt hätte.

Die Untertanen der Großherzogin von Luxemburg waren ein Lieblingstier der Gestapo. In Dachau nahmen sie dank ihrer Kenntnis der deutschen Sprache gesuchte Posten ein, von denen sie viele den Grünen und den Schwarzen im Großkampf entrissen hatten. Auf diesen Posten zeigte sich in oft sehr wirksamer Weise ihr kameradschaftlicher Geist. Dank der Gerissenheit des Briefboten Jacoby bekamen schließlich die Franzosen sozusagen in extremis, ehe sie alle Hungers gestorben

waren, die Pakete ihres Roten Kreuzes. Im Revier betreute Alex mit immer gleichbleibender guter Laune die Typhuskranken und die anderen Ansteckenden. Er war ein unvergleichlicher Krankenpfleger, mit der Güte und Geduld einer Ordensfrau. Wie oft hörte man seinen Namen rufen in dem Alpdruck dieser stinkenden verseuchten Räume. Man sah seine hohe schlanke Gestalt mit dem bleichen Antlitz bei den Jammern den kommen und gehen. Diese brüderliche Hilfsbereitschaft stärkte und ermutigte alle.

Der Abbé Jules Jost hatte in der politischen Abteilung eine gefährliche Verwendung. Als Franzosen eingetroffen waren, die deutsch konnten und daher für die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, als Hilfskräfte brauchbar erschienen, hatte er die Kühnheit, sich diese zuteilen zu lassen. Seine Absicht war, diejenigen Kameraden, deren Akten besonders schwerwiegend waren, verschwinden zu lassen. So fanden Citron und einige andere in den letzten Monaten einen Job, der es ihnen erlaubte, uns unschätzbare Dienste dadurch zu leisten, daß sie uns alles mitteilten, was sie über die Absichten der SS-Lagerführung wußten.

Die originellste und bestimmt auch repräsentativste Figur unter den Luxemburgern war zweifellos Marcel Noppeney. Er war ein alter Rückfälliger der Lager. Die Deutschen hatten ihn schon während des ganzen ersten Krieges eingesperrt. Er bezeugte ihnen gegenüber öffentlich eine Unabhängigkeit des Urteils, die uns erschreckte. Wahrscheinlich berührten seine heftigen Äußerungen die SS nicht sehr, denn überhören konnten sie sie schwerlich. Vielleicht verdankte er auch seinem hohen Alter eine gewisse Achtung, die den Greisen immerhin entgegengebracht wurde. In diesem Lager des Schweigens und des Sichfügens war Marcel Noppeney der personifizierte Widerstand.

Wie könnte ich in dieser herzlichen Geographie mit

dem, was man heute Benelux nennt, zu Ende kommen und die holländischen Kameraden stillschweigend übergehen? Jede Verallgemeinerung hat — das steht fest — einen ziemlichen Schuß willkürlichen Urteils in sich. Sicherlich, die Belgier, Luxemburger und Holländer hatten ihre gemeinsamen Züge bewahrt, und einige von ihnen vielleicht auch diese etwas selbstsüchtige Sehnsucht nach Bequemlichkeit und Üppigkeit, von der Martin-Chauffier spricht. Aber warum sollte ich nicht ihre Herzlichkeit und ihr Entgegenkommen uns Franzosen gegenüber erwähnen? Gestehen wir es nur ein: Oft haben wir von ihnen brüderliche Freundschaftsbeweise mancher Art erhalten.

Im Revier fand Dr. Kredit bei der Pflege der Typhus-Kranken den Tod. Von den Ärzten, bei denen man nicht recht wußte, ob sie überhaupt welche waren und die bisher die Sache in der Hand hatten, waren sie aufgegeben. Sein Landsmann, Dr. Drost von Rotterdam, hatte mehr Glück, obwohl er unter den gleichen Umständen die gleiche Opferbereitschaft bewiesen hatte. Als die Seuche auf ihrem Höhepunkt war, wurden freiwillige Blutspender für die schwächsten der Kranken gesucht. Die Holländer hatten gerade Sendungen von ihrem Roten Kreuz bekommen. Sie boten sich also sehr zahlreich an, da sie wieder etwas zu Kräften gekommen seien. So bekam ich mit 24 Stunden Abstand zwei Blutübertragungen; die erste gespendet von einem katholischen Pfarrer von Bois le Duc, die zweite durch einen lutherischen Pastor von Alkmaar.

Nein, es ist nicht aus Widerspruchsgeist und nicht aus Vergnügen am Paradoxen, daß ich die Sache der Polen vertreten will. Waren ihre Fehler, die uns dort am meisten störten, nicht im Grunde häufig unsere eigenen Fehler? Wenn wir wie sie im Herbst 1939 in die Lager gekommen wären, hätten wir nicht auch wie sie das

Rech  
um  
sie in  
Die l  
nich  
Nazi  
das  
hier  
den  
erträ  
Kon  
wer  
von  
Bloc  
rer l  
Leo  
Aug  
des  
sch  
die  
Näc  
Zeit  
Tat  
Du  
dos  
dor  
un  
mö  
für  
Er  
Da  
den  
ser  
bar  
ert  
die

Recht der Zuerstgekommenen in Anspruch genommen, um an den Kommandohebeln der Stadt zu bleiben, die sie im „Heldenzeitalter“ den Grünen entrissen hatten? Die Polacken! So sehr ich es mir auch überlege, ich finde nicht einen wieder, der mir diese Abneigung, die die Nazis so sorgsam gegen sie unterhielten – wie hat man das vergessen können? – eingeflößt hätte. Ich werde hier nicht alles wiedergeben, was man von ihrer störenden übertriebenen höflichen Eitelkeit und von der unerträglichen Grausamkeit einiger ihrer Leute in den Kommandos, die sie in der Hand hatten, erzählte. Ich werde vielmehr die Erinnerung wachrufen, die zwei von ihnen bei denen hinterlassen haben, die die beiden Blockschreiber von 24 und 28 gekannt haben: der Lehrer Leo und der Pfarrer Valérien.

Leo mit seinem scharfen Profil und seinen grauen Augen in einem regelmäßigen Gesicht war ein Ahnherr des Lagers, eine Nummer unter 20 000. Er hatte die schrecklichen Monate des ersten Kriegswinters erlebt, die Monate, als man schlotternd stundenlang, ja ganze Nächte auf dem Appellplatz festgehalten wurde. Zur Zeit, von der ich spreche, waren von seinem mehrere Tausend umfassenden Transport kaum noch einige Dutzend Überlebende da. Er war durch alle Kommandos gegangen, angefangen von denen, wo es keinen Pardon gab, wie der Straßenbau, bis zur Gurtenweberei und dem Samenbau auf dem Liebhof, die doch weniger mörderisch waren. Im Block 24 hatte er die Sorge für die Belgier und Franzosen, undisziplinierte Leute. Er bemühte sich, ihnen das Schlimmste zu ersparen. Das war nicht immer leicht. Zum Unterschied von der Mehrzahl seiner Landsleute empfand er den Russen gegenüber keinerlei Haß. „Es sind unsere Nachbarn, ob man es will oder nicht. Wir werden sie schon ertragen müssen“, sagte er seufzend. Er lehnte energisch die Gedankengänge ab, die seine Landsleute gelegent-

lich hatten, nämlich einen dritten Krieg, um nach Hitler nun auch Stalin das Fell über die Ohren zu ziehen. Er teilte offensichtlich nicht den katholischen Konformismus der Mehrzahl seiner Kameraden, bestritt aber, Materialist zu sein. Ich erinnere mich an den naiven Stolz, mit dem er mir die Fotografie seines Sohnes im Erstkommunion-Anzug mit einer riesigen Kerze in der Hand zeigte. Er verkehrte wenig mit seinen Nachbarn von Block 28. Er war ihnen wegen ihrer Intoleranz gram. Mit einigen von ihnen unterhielt er aber freundschaftliche Verbindungen. Seiner Fürsprache bei den polnischen Pfarrern verdankten die Franzosen während eines ganzen Winters ihren Nachschlag an Suppe. Von ihm wie von Valérien bekamen sie als Gegenleistung für die Unterrichtsstunden, die sie gegeben hatten, auch die Handvoll zusätzlicher Nahrung, die vielen von ihnen erlaubt hat, bis zum Ende durchzuhalten.

Leo schien sich innerhalb des geheimen Präsidiums, das die Maßnahmen für den Augenblick der Befreiung vorbereitete, durchgesetzt zu haben. Er hielt mich auf dem laufenden über die Schwierigkeiten, die er hatte, um die Anerkennung von General Delestraint als Vertreter der Franzosen durchzusetzen. Dieser polnische Patriot verstand zu gut, was für uns das lebende Symbol der Vaterlandsliebe bedeutete, das unser gaullistischer General verkörperte, als daß er den Aufforderungen derjenigen nachgegeben hätte, die die Kandidatur eines Mitläufers förderten, den der kommunistische Apparat des Lagers gerissen nach vorne schob. General Delestraint hatte seine Achtung wie die aller anderen durch geistige Überlegenheit erworben.

Valérien hatte hinter seinen Brillengläsern einen ernsten, gemessen nachdenklichen Ausdruck, der seinem Gesicht etwas Schweres gab. Das wurde noch unterstrichen durch seine Art, den Kopf wie in ständiger Bereitschaft zur Entgegennahme von Geheimnissen ein

weni  
sagen  
allein  
Semi  
der i  
dem  
Aris  
die  
Gali  
Geh  
den  
krüg  
vert  
Win  
die l  
sein  
- da  
Anf  
ses  
viel  
Val  
Blo  
von  
in  
kor  
seir  
der  
We

Da  
ner  
Kra  
Sp  
die  
erv

wenig zu neigen. Es gibt Wesen, die ihren Beruf sozusagen im Gesicht tragen. Valérien zeigte seinen schon allein durch seinen Gang, nämlich den der großen Seminare. Er war weniger sorgsam gekleidet als Leo, der immer tadellos angezogen war. Aber er hatte trotzdem eine Art, den Zebra-Anzug zu tragen, die den Aristokraten verriet. Seine Aristokratie war aber nicht die des Blutes. Ich habe von diesem Bauernsohn aus Galizien bei unserem gemeinsamen Kommen und Gehen in dem engen Durchgang am Ende des Lagers, den der Zaun abschloß und von dem aus man die verkrüppelten Fichten der Krematoriumshecke sah, viele vertrauliche Mitteilungen entgegengenommen. Im Winter, wenn der Schnee mit seinen weißen Flocken die Bäume bedeckte, segnete er die Landschaft, die dann seiner Heimat glich. Er hatte — wie, das weiß ich nicht — das kleine Bändchen von Mauriac aufgetrieben „Die Anfänge eines Lebens“. Er bat mich, ihm an Hand dieses Bändchens französischen Unterricht zu geben oder vielmehr einen Lehrgang für Fortgeschrittene, denn Valérien sprach, wie fast alle seine Kameraden von Block 28, unsere Sprache ziemlich geläufig. Beim Lesen von Mauriacs Erinnerungen kamen ihm die eigenen in großer Zahl wieder. Er bemühte sich, sie mir in korrektes Französisch zu übersetzen. Ich erinnere mich seiner Ergriffenheit, als er das Fronleichnamsfest schilderte: den Duft der Rosen und das Schwenken der Weihrauchfässer, den Gesang.

*Lauda Sion salvatorem*

*Lauda ducem et pastorem!*

Da war er wieder der kleine Ministrant eines verlorenen Dorfes. Er zog mich mit in das Priesterseminar nach Krakau und in die Arbeiterpfarrei, wo er seine ersten Sporen als Kaplan verdient hatte, und dann endlich in die Dorfpfarrei, wo seine Mutter ihn schon so lange erwartete. Auch Valérien war gleich nach der Besetzung

seines Landes nach Dachau gekommen. Das brachte uns auf den Winter 1939. Das war also vier lange Jahre her. Alles, was er während dieser 50 Monate in den höllischen Kommandos erduldet hatte, er und seine Kameraden, hörte ich ihn wohl hundertmal erzählen. Sein nachdenklicher, etwas trauriger Ausdruck wurde verständlich.

Auf dem Appellplatz, auf dem wir nur durch den Posten von Block 26 getrennt waren, kam mich Valérien, wenn die Zählung ewig dauerte, öfters besuchen, um keine Gelegenheit zu verlieren, französisch zu sprechen. An einem dämmernden Januarmorgen 45 kam er so, um mich wegen ich weiß nicht mehr welcher grammatischen Regel über die Anwendung des Partizips zu befragen. Ich fühlte mich gar nicht gut und sann mehr auf Möglichkeiten, ins Revier zurückzukommen. Leicht würde das nicht sein, weil ich dort eben erst herausgekommen war und nicht annahm, die 40° Fieber zu haben, die damals Voraussetzung für die Wiederaufnahme waren. Als ich nach Schluß des Appells taumelnd auf die Baracke zuing, wo sich das abspielte, was als ärztliche Sprechstunde galt, kam Valérien rasch hinter mir her. Er ergriff meine beiden Hände:

„Einen kleinen Augenblick“ sagte er mir.

Ich fragte mich, was er wohl wollte. Unauffällig hob er die rechte Hand und flüsterte Worte über mich, deren Sinn ich erst verstand, als er die letzten: „et maneat semper“, mit innerster Überzeugung betonend deutlich aussprach.

In Dachau, während einer Unterhaltung mit Popovitsch<sup>1)</sup>, ist mir die Überschrift für dieses Kapitel eingefallen. Popovitsch, Professor der englischen Literatur an der Universität Belgrad, kannte Duhamel. Er veräumte keine Gelegenheit, auf diese Bekanntschaft

<sup>1)</sup> Sohn des Bruders von Tito.

rühmend hinzuweisen. Wenn ich mich recht erinnere, war er einer derjenigen, der sich um die Einrichtung der Freundschaftsorganisation mit Frankreich nach dem ersten Kriege in seinem Land bemühte. Der gute Vater Joos hatte ihn mir eines Sonntags nachmittags während eines dieser Spaziergänge, die unsere trübselige Beschäftigung an diesem Tage waren, vorgestellt. Die beiden glichen sich irgendwie durch dieselbe Klarheit des Blickes, durch dieselbe Treue zu ihrer religiösen Überzeugung und durch das Freisein von Haß, auf wen immer es sei.

Popovitsch, stolz auf seine junge jugoslawische Nationalität, gehörte dem orthodoxen Glauben an. Er suchte zu beweisen, daß dieser der Heiligen Schrift mehr entspreche als der römische Katholizismus. Ich erinnere mich, daß er der Spendung des Heiligen Abendmahles unter beiden Gestalten besondere Bedeutung beimaß. Zu dem eigentlichen sachlichen Interesse an dieser Frage, die auf der Freiheitsstraße inmitten eines gleichgültigen ausgehungerten Babelwirrwarrs behandelt wurde, kam ein Begeisterungsrausch, der nicht ohne Reiz war.

Seinem König treu ergebener Monarchist und entschlossener Anhänger von Michailowitch, machte sich Popovitsch Sorgen über das Schicksal des einen oder anderen nach der Befreiung. Trotzdem hatte er sich seinen titotreuen Landsleuten im Lager gegenüber durchgesetzt, so groß war sein moralisches Ansehen. In ihrer Gesamtheit zeigten die Jugoslawen tatsächlich eine Vorliebe für Tito. Die Propaganda für ihn bei den slovenischen Bauern betrieb J., ein alter Spanienkämpfer.

Ihn beschäftigte das Problem der Transsubstantiation nicht. Er war ein doktrinärer Kommunist, der keine Gelegenheit versäumte, seinen marxistischen Glauben zu predigen. Georg Surowy, sein Waffengefährte von den internationalen Brigaden, hatte ihn dazu gebracht, den

Block seiner Landsleute zu verlassen und sich in unserem sehr viel lausigeren einzunisten. Er redete den lieben langen Tag in einem netten holprigen Französisch.

Wegen seiner kommunistischen Tätigkeit lange vor dem Krieg war er aus seinem Land vertrieben worden und behauptete, mit Tito sehr freundschaftlich verbunden zu sein, den er aus der Zeit kannte, da er noch Joseph Brosz war. J. hatte lange Jahre das Leben eines Geächteten geführt. Wäre er nicht so geschwätzig gewesen, hätte ich beinahe geglaubt, daß er wirklich eine Schlüsselstellung in dem „Agit-Prop“-Apparat gehabt hatte, die aber zweifellos nur Kameraden anvertraut wurden, die diskreter, weniger sichtbar begeistert und behutsamer in ihren Reden waren. Popovitsch liebte das Frankreich von Duhamel, das der Familie Pasquier und des armen Salavin. J. kannte es nur durch Romain Rolland und Barbusse, aber bewunderte es deswegen nicht weniger. Er hatte in Paris als Baumaler bei einem Handwerker auf dem linken Seine-Ufer gearbeitet. Er erzählte mit Rührung von der Zeit, die er bei uns verlebt hatte, und von seinen Entdeckungen: die Buchtrödler auf den Seinequais und die Ölbratereien auf der Straße. Die Freundschaft, die Popovitsch uns entgegenbrachte, war echt, tief, aber nicht urteilslos. Er grollte uns etwas wegen unserer Unordnung. Hatten wir nicht seinen König Alexander in Marseille ermorden lassen? Die Freundschaft von J. war total, ohne Vorbehalte und bedingungslos.

Eines Tages widmete der „Völkische Beobachter“ seine Literaturchronik dem Aufenthalt von Verlaine in Belgien. Der gute Nicot bemühte sich, seinem Schüler, einem polnischen Pfarrer namens Landowski, die Schönheiten der Verse verständlich zu machen, die er ihm aus dem Deutschen zurückübersetzte:

Diese  
seren  
diese  
Nass  
unen  
ren, g  
orgar  
uns  
klein  
Eine  
der U  
des C  
von  
lager  
zähle  
Arm  
Zusa  
man  
wege  
losbr  
Fran  
beto  
und  
der c  
nung  
Gur  
J. ric  
noch  
klär  
„Ma  
ihre  
kön  
Er s

„Über dem Dach der Himmel so blau  
ist friedlich und still . . .“

Diese Musik des armen Lelian öffnete uns hier in unserem bayerischen Sumpf unter der niedrigen Decke dieser todesdüsteren Stube Vier, wo sich Stromer und Nassauer versammelt hatten, himmelsblaue Türen zu unendlichen Fernen. Um den Kachelofen, den die mageren, gestern von den Kameraden des Kesselkommandos organisierten Briketts notdürftig heizten, drängten wir uns einer dicht an den anderen, um auch nicht das kleinste Krümchen Wärme verlorengelassen zu lassen. Eine naheliegende Gedankenverbindung hatte J., der der Unterrichtsstunde beiwohnte, bei der Behandlung des Gefängnisses von Verlaine in Brüssel veranlaßt, uns von den zahlreichen Gefängnissen und Internierungslagern, die ihn in Frankreich beherbergt hatten, zu erzählen. Alvarez, Spanier von der republikanischen Armee, erwähnte ihre Begegnung in Gurs nach dem Zusammenbruch des Frente Popular. Vielleicht erinnert man sich noch an die Pressekampagne, die damals wegen der Unordnung in diesem improvisierten Lager losbrach, das die Scharen der Flüchtlinge aufnahm, die Francos Sieg über die Pyrenäen gedrängt hatte. Alvarez betonte den Unterschied zwischen der Organisation und der, alles in allem genommen, leidlichen Sauberkeit der deutschen Lager und dem Schmutz und der Unordnung der französischen, und besonders des Lagers von Gurs.

J. richtete seine schwarzen Augen auf ihn. Ich höre ihn noch mit seiner ernsten, etwas langsamen Stimme erklären:

„Man soll den Franzosen nicht nachtragen, daß sie ihre Konzentrationslager nicht haben organisieren können . . .“

Er suchte offensichtlich nach einer Formulierung, um

seinen Gedanken besser wiederzugeben, genauer auszudrücken. Er zögerte etwas, und fand dann, was er suchte. Er schloß seinen Satz mit der Bemerkung, deren letztes Wort er besonders betonte: „Das ist nicht ihre Spezialität.“

In der Stube Vier hatten wir ein halbes Dutzend spanischer Kameraden. Swida betonte ernsthaft, der Österreicher Georg habe sie mehr in Erinnerung an seine Zeit bei den internationalen Brigaden hergebracht, als um die Fortführung der Annexionspolitik der Habsburger anzudeuten.

Die Deportierten mochten über trennende nationale Gruppen verschiedener Meinung sein. Aber alle stimmten darin überein, daß die Spanier das Kunststück zustande gebracht hätten, von allen Seiten einheitlich Sympathie und Bewunderung zu haben. Diese Roten der republikanischen Armee waren in der Mehrzahl Arbeiter und Bauern. Ihr Los war ganz besonders jammervoll. Seit Ende ihres Bürgerkrieges interniert, wurden sie nach dem Frankreichfeldzug, den sie auf unserer Seite mitgemacht hatten, durch Vichy an die Nazis ausgeliefert. Seit langen Jahren kam kein Brief für sie aus der Heimat und kein Paket vom Roten Kreuz; sie waren völlig verlassen. Hinzu kam die Unkenntnis der deutschen Sprache, die sie in ihrem Jammer noch mehr isolierte.

Die Spanier begegneten ihrem Mißgeschick mit stolzer anständiger Haltung, die Achtung erzwang. Nie hörte man sie jammern; ein inneres Schamgefühl verbot es ihnen. Trotz ihrer politischen Meinungsverschiedenheiten — es gab immerhin bei ihnen sehr deutliche Unterschiede zwischen dem Anarchisten der FAI und dem Republikaner, zwischen dem Sozialisten und dem Kommunisten — hatten sie den guten Geschmack, davon nichts sichtbar werden zu lassen. Allein schon die Tatsache, daß wir alle wußten, daß es unter ihnen nur

Politische gab, begünstigte sicher diese Vorrangstellung, die ihnen stillschweigend zugebilligt wurde; sie hätten aber von dieser Höhe durch ihr persönliches Verhalten absinken können. Weit davon entfernt, zeigten sie sich immer tadellos zurückhaltend: in der Waschanlage drängten sie sich nicht vor und verlangten beim Verteilen vom Nachschlag nicht mehr als die anderen. Die stolze Ergebenheit in ihr Schicksal hatte eine Größe, die vielleicht aus der Geschichte ihres Vaterlandes kommt. Seit Dachau sehe ich, wenn ich von spanischen Granden höre, nicht so sehr eine von den mit Gold und Seide angetanen Gestalten von Claudel, sondern einen von diesen unglücklichen Kameraden: Alvarez, den mitteilksamsten von ihnen, leidenschaftlich, manchmal heftig, der sich auf ein Zeichen von Georg sofort wieder beruhigte, den wunderbaren Capella, der, auch wenn er vor Müdigkeit und Fieber taumelte, die Typhus-Kranken weiterpflegte, Vincente Parra, ihren sympathischen heimlichen Chef, den kleinen Mariano, schwarz wie Pechkohle, zwanzig Jahre alt, immer lächelnd, der sich manchmal über sein Dorf in Kastilien ärgerte und der, ohne je zu widersprechen, die schweren Pakete verseuchter Wäsche in den Schwefelkasten des Desinfektionskommandos packte, den Dr. van Dyk und zwanzig andere.

Die allgemeine Geringschätzung der Italiener stand im Gegensatz zur Hochachtung, deren sich die Spanier erfreuten. Die ersten Transporte aus Italien waren im Sommer 1943 nach der Landung der Alliierten auf Sizilien eingetroffen. Die Deutschen hatten ihnen wie den Russen „die Straße“ mitten über den Kopf eingeschoren. Dieser demütigende, den Kopf in zwei Partien teilende Haarschnitt betonte den Charakter des Sträflings und machte ihn lächerlich. Später kamen noch weitere Tausende zu uns. Sie waren allesamt arme Teufel, die

überhaupt nicht begriffen, was ihnen geschah; sie starben wie die Fliegen.

Manchmal half man ihnen allerdings auch sterben. Einen nächtlichen Alarm ausnutzend, hatte sich ein völlig abgemagerter Italiener eines Paketes trockener Erbsen bemächtigt, das ein prominenter Deutscher unter seinem Strohsack versteckt hielt. Als das Licht wiederkam, entdeckte der Bestohlene seinen Dieb, der seine lächerliche Beute zu kauen versuchte. Er ließ ihn auf der Stelle durch den Pfleger totschiessen. Das arme geschwellene Gesicht des Italieners und sein letztes Aufschlucken werden mich lange verfolgen. Das ganze Italien, ungerechterweise verachtet, war schließlich im Lager vertreten: ein echter Garibaldi mit runzelzerfurchten Zügen, schwungvoll, begeistert, der in der französischen Armee gekämpft hatte, ein junger Dominikaner mit engelgleichem Gesicht, der nicht lange auf dem Strohsack lebte, auf den man ihn eines Abends bettete. Ich sehe ihn noch mit seinen riesengroßen schwarzen Augen die letzte Wegzehrung verlangen; und schließlich den unvergeßlichen Pater Menciana, ein Oratorianer aus Brescia, dessen Asketengesicht von innerem Licht leuchtete.

Mein Bericht ist getreu, wird aber unvollständig bleiben. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich richtig und zutreffend die Vertreter der einzelnen 24 Vaterländer, die Europa in Dachau zusammenfaßte, beschreiben sollte. Ich habe nur oberflächliche Verbindungen mit den baltischen Kameraden gehabt, die nach der Befreiung mich anflehten, sie nach Frankreich mitzunehmen. Die Norweger waren wenig zahlreich. Ich erinnere mich trotzdem an jene Zwillingsbrüder, blonde Riesen mit blauen Augen, die zusammen neben mir an Typhus starben. Der dänische Krankenpfleger, der sie versorgte, tat einige Stunden später das gleiche. Die Gesamtheit der

Skandinavier akklimatisierte sich, ich weiß nicht warum, ganz besonders schlecht. Die Sprache der Ungarn erleichterte kaum den Kontakt, denn sie war unverständlich. Ebenso wie die Rumänen und Bulgaren sind sie erst sehr spät zu uns gekommen. Unter ihnen hatte der Marquis P. das Kunststück zustandegebracht, in den Pfarrerblick zu kommen unter dem Vorwand, er sei Ritter des Heiligen Grabes. Ich frage mich, ob er einen entsprechenden Dreh in dem neuen Internierungslager gefunden hat, das ihn, wie man mir sagte, kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat, weiter im Osten in Empfang genommen habe. Dieser Magnat, ein Überbleibsel eines verschwundenen Europa, mochte unser Land sehr gern. Er kannte es wie sein eigenes und sprach französisch wie Marcel Proust es schrieb. Er war auch keineswegs humorlos: Möge er sich diesen Humor besser erhalten haben als seine 18 Schlösser und seine 20 000 Hektar.

Yokarinies, Professor der Universität Athen, hatte ein von Blattern entstelltes Gesicht. Er sagte von Zeit zu Zeit, wenn er uns eine Freude machen wollte, die *Marseillaise de la Paix*<sup>1)</sup>, die Friedensmarseillaise auf. Ich glaube mich zu erinnern, daß er bei der Befreiung mit seinen Landsleuten Schwierigkeiten hatte. Ali Kucci, ein Albanier, behauptete unerschütterlich, ein Nachkomme von Alexander dem Großen zu sein. Ich habe es daher ganz natürlich gefunden, daß man ihm später bei der Befreiung die Funktion eines Propagandaministers anvertraute. Er entledigte sich dieser Aufgabe recht gut während des ganzen Monats, den im Frühjahr 1945 die befreite Republik von Dachau unter amerikanischem Protektorat bestand.

Meines Wissens waren nur vier britische Untertanen bei uns. Zwei von ihnen, Offiziere der Royal Air Force,

<sup>1)</sup> Berühmtes Gedicht des französischen Dichters La Martine, das den Rhein als Friedensstrom zwischen den Völkern preist.

kamen erst in den letzten Tagen. Von den beiden anderen hieß der erste Santi, ein, wie man sieht, typisch britischer Name; er kam aus Mailand. Ich habe nie in Erfahrung bringen können, aus welchem Grunde dieser englische Staatsbürger seinen Familiennamen italienisiert hatte. Der andere Untertan des Königs von England hörte auf den Namen Durand, genauso britisch wie der vorige. Es war ein Ordensmann, Oblat der Unbefleckten Empfängnis, von Jersey gebürtig, der sich auf der Eisenbahn in Avignon mit falschen Papieren von der Gestapo hatte erwischen lassen, die dieses Mal die Sache durchschaut hatte. Es ist anzunehmen, daß sie recht ungeschickt gemacht waren. Pater Durand hatte viele Freunde unter den Franzosen, denn er zeigte sich ihnen gegenüber besonders nett. Wir hatten ihn bei uns aufgenommen, obwohl er es für seine Ehrenpflicht hielt, loyal in die Mitte seines roten Winkels das große E einzuschreiben, das seine Nationalität kennzeichnete.

Die Schweiz war bei uns durch den Pastor Bornand vertreten; sie war großartig vertreten. Dieser Gefängnis-seelsorger wußte seine Ruhe und seine gute Laune selbst in den schlimmsten Augenblicken zu bewahren. Ich erinnere mich eines Abends, an dem er mir unter strömendem Regen – wir wußten nicht, wohin wir uns verkriechen sollten – ausführlich die Bekehrungsgeschichte eines seiner Pfarrkinder von Fresnes, das zum Tode verurteilt war, erzählte. Während der letzten Tage, der Tage der härtesten Prüfung, als wir uns ernsthaft fragten, ob nicht zuguterletzt die Flammenwerfer uns noch alle vernichten würden, versammelte er jeden Abend seine französisch sprechenden Glaubensgenossen in der Freiheitsstraße um sich und bereitete sie mit Ruhe und heiterer Unbefangenheit auf das Schlimmste vor.

Dank der Dolmetscherdienste von Bob Claessens hatte ich eine freundschaftliche Verbindung mit zweien unserer russischen Kameraden vom Desinfektionskommando. Es handelte sich um zwei loyale Bürger der UdSSR: Bob war ein zu anständiger Kommunist, um mich mit Deserteuren der Wlassow-Armee oder ukrainischen Separatisten, von denen es viele unter uns gab, in Verbindung zu bringen.

Diese beiden jungen Russen waren sehr sympathisch. Es waren Kriegsgefangene, die später zu Zivilarbeitern gemacht worden waren. Wegen irgendeiner Lapalie waren sie schließlich in Dachau gestrandet. Einer von ihnen, Alex, hatte im Gesicht eine Brandnarbe, die ihn etwas entstellte. Er hatte noch auf einer technischen Schule von Moskau studiert, als die deutsche Invasion ihn zu den Fahnen rief. Der andere war weniger gebildet, ein Fischer aus Archangelsk; er hieß Nicolai.

Was sie von unserem Lande wußten, war bruchstückhaft und etwas enttäuschend. Alex kannte die Namen von Hugo, Balzac und Maupassant. Er bekannte sich zu einem überzeugten und umständlich begründeten Atheismus und sprach mit zärtlichem und spöttischem Mitleid vom Aberglauben seiner Mutter und von den Ikonen, die sie weiterhin verehrte. Seine Verkennung des Westens war unvorstellbar. Weil Bob sich eingemischt hatte, gab er schließlich zu, daß es in Paris auch eine Untergrundbahn geben könnte. Aber im übrigen blieb er mißtrauisch, was die Leistungen anging. Alex und Nicolai waren gute Kameraden und hielten es für ganz natürlich, ihr Kochgeschirr nur nach den Älteren für einen Nachschlag vorzustrecken. Wenn so ein Häufchen Elend vor Kälte schlotterte, überließen sie ihm ihren Strohsack. Wir haben sie sehr bedauert, als sie gegen Ende mit den anderen Russen zu einem Transport geholt wurden, von dem keiner lebend zurückkam.

Österreicher und Deutsche hatten äußerlich keine Unterscheidungsmerkmale: sie trugen denselben Großbuchstaben D in ihrem roten Winkel, bewohnten dieselben aristokratischen Blocks, stellten dieselben ausgesuchten Kommandos. Trotzdem konnte man auf die Dauer so weit kommen, sie nicht zu verwechseln.

Zunächst konnten in Dachau verhältnismäßig viele Österreicher etwas französisch, im Gegensatz zu den Deutschen. Sie suchten die Gelegenheit, mit uns zu sprechen. Ob sie Monarchisten waren, wie Kamman und Schmitz, oder Sozialdemokraten, wie Georg Surowy und Ludwig, sein Brigadekamerad, der gegen Ende bei einer dunklen Abrechnung auf geheimnisvolle Weise verschwand, sie zeigten für die Franzosen eine oft sehr wirkungsvolle Freundschaft. Der spürbarste Unterschied bestand darin, daß die Deutschen trotz allem anscheinend eine gewisse Solidarität — zweifellos resigniert, aber unbestreitbar — mit ihren für den Stand der Dinge verantwortlichen Landsleuten fühlten. Die Österreicher wollten unter keinen Umständen damit identifiziert werden. Aus Anlaß der Rundstedt-Offensive meldeten sich Hunderte der aus politischen Gründen deportierten Deutschen — Kommunisten einbegriffen —, die seit zehn Jahren die Sklaverei ertrugen, zu einer Strafeinheit der SS, um beim letzten Aufgebot mitzumachen. Wir waren sprachlos. Georg sagte mir nicht ohne einen gewissen Stolz, daß kein einziger Österreicher dieses ehrlose Geschäft angenommen hatte. Ich erinnere mich auch des Ekels, der sich unser bemächtigte, als gegen Weihnachten 1944 der Erfolg dieser Offensive in den Ardennen einige unserer deutschen Kameraden von Block 26 die Köpfe höher tragen ließ. Dieser Anfall von instinktivem Patriotismus war vielleicht entschuldbar. Wir schätzten ihn kaum, und die Österreicher taten es ebensowenig.

Die alten Pfeiler des Lagers, die überlebenden Deut-

schen der ersten Jahre, teilten sich in zwei Gruppen. Es waren welche, die auf die Dauer durch eine Art fortschreitender Anpassung an das Milieu unmöglich geworden waren, grausam und blutdürstig. Sie hatten seit langer Zeit die Hoffnung aufgegeben, jemals die Luft der Freiheit zu atmen. Wüschten sie es wirklich? Sie hatten sich eingerichtet und waren in das Spiel ihrer Gegner eingetreten. Zu Mitschuldigen geworden, hatten sie den Wunsch, keine Rechenschaft ablegen zu müssen; in ihrer Art waren sie „eingewöhnte Seelen“, wie Péguy gesagt hätte. Eines Tages, als einer von ihnen in seiner Hanswurstenaufmachung feierlich an uns vorbeimarschierte, sagte mein Kamerad Pierre Suire zu mir:

„Sie verstehen, mein Lieber, so eine Stellung, wie sie hier haben, werden die Leute nie wieder bekommen.“

Die anderen, die ohne mitzumachen den Dingen rein passiven Widerstand entgegengesetzt hatten, verfielen einer Art Nirwana, die sie für Menschen und Dinge gleich unzugänglich machte. Sie flüchteten sich in völlige Gleichgültigkeit allem gegenüber, außer, wenn ein lange unterdrückter Zornanfall sie jäh ebenso übel werden ließ wie die vorher Genannten. Die, die wie Willy oder Addie es verdient hatten, den Ehrennamen eines Menschen zu behalten, waren, es ist betrüblich, die kleine Minderheit.

Dennoch denke ich nicht daran, Deutschland bei meiner Geographie des Herzens auszusparen. Es ist nicht leicht, ich schwöre es. Nicht, daß ich irgendeinen vererbten Widerwillen zu überwinden hätte, mit Deutschen ein Zwiegespräch zu beginnen, dessen Notwendigkeit auf der Hand liegt, noch daß ich einen gärenden heiligen Haß im Gedanken an das in mir züchtete, was wir durch die erschütternde Unachtsamkeit dieses ganzen Volkes entdeckt und erlitten haben. Der Haß ist ein zu schweres Gewicht, besonders für müde Schultern. Und unsere Schultern sind müde.

An dem Tage, da Frankreich und Deutschland sich endlich versöhnt haben werden, wird man die berühmten Seiten nachlesen müssen, wo derjenige von unseren Zeitgenossen, der mit dem meisten Verständnis über die Deutschen spricht, in großartiger Weise die Gefühle zusammenfaßt, die viele von uns als Deportierte dem Nachbarland gegenüber empfinden: „Eine Naturkraft, mit der es engstens verbunden, ein Bündel mächtiger, aber dunkler Gefühle . . . wahllos zieht das Netz Ungeheuer und Schätze daraus hervor.“\*)

Deutschland macht uns noch Sorge. Weshalb es leugnen? Wir haben zu lange und allzu nahe seine Ungeheuer gesehen. Wir würden jetzt gern seine Schätze betrachten.

Wenn Deutschland uns noch beunruhigt, so beunruhigt es nicht die Amerikaner; vielleicht deshalb, weil es keine Amerikaner in den Konzentrationslagern gab. Während ganz Europa – wie wahrscheinlich auch in den anderen Lagern – in Dachau vertreten war, hat nicht ein Kämpfer der neuen Welt die konzentrationslägerische Maschinerie kennengelernt. Gewiß, den amerikanischen Soldaten verdanken die meisten von uns, daß sie sich noch des Tageslichtes erfreuen dürfen. Wir werden ihnen für die Zeit unseres Lebens, das sie uns erhalten haben, dankbar sein. Aber ich bedauere oft, daß keiner unserer Freunde von jenseits des Ozeans Gelegenheit gehabt hat, über die düstere, lichtscheue Wissenschaft, die wir am Werk gesehen haben, Betrachtungen anzustellen, wie wir es konnten. Sie haben sich nur vom äußeren her eine ganz oberflächliche Vorstellung machen können, als sie uns befreien kamen, weil die Atmosphäre des Sieges den Schatten unserer Leidensmonate völlig überdeckte. Ich fürchte, daß die Barberei der Nazis sie nicht anders berührt als die weit entfernte der

\*) Charles de Gaulle: La France et son armée.

Assy  
weite  
Am I  
Nach  
Infor  
Zwei  
gen  
franz  
Endl  
Arm  
wir  
Pake  
den  
Kam  
Scha  
von  
teilt  
der  
Que  
liere  
Uns  
Des  
mar  
hau  
abg  
zäu  
lebe  
Läu  
wa  
An  
nie  
hir  
Eir  
Ka  
mi

Assyrer. In diesem Punkt trennt uns eine Welt, die weiter ist als ein Ozean.

Am letzten Sonntag dieses Monats August waren die Nachrichten gut, ja ausgezeichnet. Bob, dessen geheime Informationen durchaus ernsthaft waren und nie in Zweifel gezogen wurden, hatte bestätigt, daß vor einigen Tagen General de Lattre an der Spitze einer ersten französischen Armee in der Provence gelandet war. Endlich! Man begann wieder von einer französischen Armee zu sprechen. Um das Ereignis zu feiern, hatten wir uns entschlossen, die letzte Büchse vom letzten Paket zu öffnen. Da wir in einem Monat befreit werden würden, war es unnötig, weiter zu sparen! Alle Kameraden waren natürlich eingeladen. Der Inhalt des Schatzes wurde fingerhutweise auf das, was die Stelle von Brot vertrat: einem Block gestampften Strohes, verteilt. Wir kauten ganz langsam, denn das war nach Rat der erfahrenen Alten das einzige Mittel, um kein Quentchen Kalorie und kein Atom Vitamin zu verlieren.

Unser Kommando hatte einen Vorteil. Es war ja das Desinfektionskommando. Man mußte also sehen, was man desinfizierte. Wir waren in einem alten Bauernhaus am Nordende des Lagers untergebracht, aber etwas abgewandt; so hatten wir die Illusion, dank der Einzäuntheit der „Stadt“ in einer Art Niemandsland zu leben, in einer selbständigen Republik. Wegen der Läuse waren die Besuche der SS-Leute selten. Sonntags war man ganz unter sich.

An diesem Tage hatte sich Addie Mesler am Fenster niedergelassen. Es ging auf die eintönige Landschaft hinaus, die in fünf Meter Entfernung durch die hohe Einzäunung abgesperrt war. Ich habe keinen besseren Kapo gekannt als Addie. Es war der blonde Deutsche mit blauen Augen, mit regelmäßigen Zügen, wie man

ihn hinter Straßburg auf den Wegen des Schwarzwaldes oder den Straßen in Bayern findet. Dieser aktive Münchener Kommunist strahlte eine franziskanische Milde aus.

In seinem Fenster sitzend, spielte er Harmonika. Die langsame Modulation eines Liedes von Schubert wiegte unsere morgendliche Hoffnung. Die wunderbare Nachricht hatten wir erhalten; wie immer, wenn die Spannung der Begeisterung nachläßt, wurden wir schwermütig. Noch immer waren wir, wie schon so lange Zeit, bedrückt durch Aussichten unmittelbar bevorstehender Dinge. Wir hätten gern irgend etwas spüren wollen in der Außenwelt, das uns hätte teilnehmen lassen an den Ereignissen; irgendwelche Zeichen am Himmel wollten wir sehen. Die Gleichgültigkeit der Dinge ließ uns die Schwierigkeiten einer Befreiung vor der Schlechtwetterzeit unterschätzen. Wir fanden in die Begeisterung nicht wieder zurück:

„Sie sind noch stark“, seufzten die Realisten und dachten an die bittere Enttäuschung, die dem Attentat auf Hitler vom vergangenen Monat gefolgt war.

Und ohne es dem Nachbarn einzugestehen, dachte jeder an diese neuen Waffen, deren unmittelbar bevorstehenden Einsatz die Zeitungen täglich ankündigten. Die Kameraden, die vom Kommando von Neckarelz zurückgekommen waren, hatten die riesige Baustelle der unterirdischen Werke beschrieben:

„Wenn sie es zustande bringen, ihre Rüstungswerke zu tarnen . . .“

Jakob kam uns besuchen. Er war der wirkliche Chef der Desinfektion; Addie war nur sein zweiter Mann. Wie Jakob aber wegen der Läuse nie bei uns nachschauen kam, schien er sich auch diesmal unbehaglich zu fühlen und schnell weg zu wollen. Plötzlich neigte er sich zu mir und sagte mit einem wissenden und geheimnisvollen Gesicht:

„Star  
komm  
Ich ü  
Auff  
des n  
späte  
der F  
die S  
Jacq  
wuß  
Befel  
ich a  
liche  
schei  
Stan  
vitsc  
des e  
gedi  
komm  
Dies  
ryk  
wirk  
Frar  
trau  
Unt  
brac  
eige  
heit  
wuc  
Eck  
men  
ung  
mel  
als  
wo  
das

„Stan läßt dir sagen, du sollst zu ihm zum Block 13 kommen, sofort!“

Ich überlegte mir den Grund dieser ungewöhnlichen Aufforderung. Was konnte Stan mir wohl so Dringendes mitzuteilen haben, da ich ihn ja, wie jeden Abend, spätestens in drei Stunden sehen würde. Ich wußte, daß der Block 13, der der ansteckend Tuberkulösen, in den die SS-Leute nicht hineingingen, seit dem Weggang von Jacques Martin die Nachrichtensammelstelle war. Ich wußte auch, daß Stan dort seit einigen Tagen seinen Befehlsstand eingerichtet hatte. Vor allem aber wußte ich auch, daß die Vorsicht es gebot, nur in außergewöhnlichen Fällen hinzugehen, da jede irgendwie geheim erscheinende Zusammenkunft eine Gefahr bedeutete.

Stan war ein tschechischer Kamerad; ihm und Popovitsch hatte mich Joos vorgestellt. Als alter Kämpfer des ersten Krieges hatte er später in der Fremdenlegion gedient und war dann zu uns als Militärattaché gekommen.

Dieser Offizier hatte Seite an Seite mit dem alten Masaryk und Benes für die Auferstehung seines Landes gewirkt. Er gehörte zu jener Generation, deren Liebe für Frankreich irgendwie mystisch war. Er war der vertrauenswürdigste von allen unseren Freunden dort. Unterwegs zum Block 13, unruhig aber neugierig, zerbrach ich mir weiter den Kopf: Ja, was wollte denn eigentlich Stan zu dieser Stunde von mir? In der Freiheitsstraße beschleunigte ich den Schritt. Meine Neugier wuchs. In Stube Zwei, in der den Pflegern vorbehaltenen Ecke, erwartete mich Stan, Popovitsch und Leo in strammer Haltung ihm zur Seite. Alle drei standen mit einem unglaublich feierlichen Gesicht da. Ich war mehr und mehr gespannt. Diese Slaven, dachte ich, sehen so aus, als ob sie dauernd eine Parade abnähmen. Aber was wollen sie eigentlich von mir? Stan, unbeweglich, nahm das Wort: „Ich habe Sie gebeten, sofort zu kommen,

weil wir Ihnen eine große Nachricht mitzuteilen haben, die größte, seitdem wir hier sind.“ Er sprach ein hartes Französisch.

Seine Augen glänzten. Er sprach langsam, jedes Wort einzeln formend. Seine Stimme zitterte, unfähig, seine Rührung zu verbergen.

„Paris ist befreit“, sagte er, „endlich; und Paris ist unbeschädigt.“

Schweigen. Alle drei schluchzten vor Glück: die beiden, die wußten, daß ihre eigene Hauptstadt in Trümmern lag, ebenso wie der dritte.

## XV

*„Marschall, wir melden uns zur Stelle“*

In den Monaten Juni und Juli 1944 kamen Tausende von Franzosen, die jede Ordnung verloren hatten, in das Lager; sein Aussehen wurde dadurch völlig verändert. Selbst die abgebrühtesten von den Alten mußten das zugeben. Zunächst zeigten sie sich verärgert, ja manchmal entsetzt. Auf die Dauer jedoch fanden sie sich damit ab.

Am Tage des 14. Juli, dem Nationalfeiertag der Franzosen, war zum Beispiel in den von den „Zugängen“ aus Compiègne überfluteten Blocks ohne große Umstände beschlossen worden, nach dem Morgenappell eine Minute des Stillschweigens zu halten. „Man muß bar jeden gesunden Menschenverstandes sein, wie diese Anarchisten da“, sagte Joos, „um nicht die Konsequenzen zu übersehen, wohin diese lächerliche Geste sie zu bringen droht.“ Das Verbot jeder nationalen oder son-

stiger  
Besti  
seher  
nung  
Gefar  
Woh  
Geda  
habe  
Nicht  
am T  
folge  
einer  
auf F  
des S  
in da  
mich  
Pani  
der I  
Mar  
aus  
dem  
deck  
Gefi  
so g  
Volk  
dara  
Trot  
Fran  
Züg  
nur  
lasse  
sie c  
Joos  
jekt  
Fran  
Alte

stigen Vereinigung war tatsächlich eine der strengsten Bestimmungen der Lagerordnung. Es darf nicht übersehen werden, daß einer der Ausgangspunkte der Ordnung dieser Stadt die Tatsache war, daß die einzelnen Gefangenen als Vieh niedrigster Art angesehen wurden. Wohin hätte es geführt, wenn dieses Gesindel auf den Gedanken gekommen wäre, eine gemeinsame Idee zu haben oder eine einheitliche Aktivität zu entfalten?

Nicht zufrieden mit dieser schweigenden Kundgebung am Tage ihres Nationalfestes, waren die Franzosen am folgenden 20. Juli außer Rand und Band, als im Verlauf einer Stunde die im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler rasch ablaufenden Ereignisse eine Wendung des Schicksals anzuzeigen schienen. Wie die Nachricht in das Lager gekommen war, weiß ich nicht. Woran ich mich aber im Gegensatz dazu sehr gut erinnere, war die Panik der Kameraden, die die geheime Organisation in der Hand hatten, als sie auf den Blocks 21 und 23 die Marseillaise aufbrausen hörten. Ich wurde schleunigst aus dem Desinfektionskommando geholt, wo wir von dem, was voring, keine Ahnung hatten. Damals entdeckte ich, wie weit die französische Mentalität vom Gefühl für Tragik entfernt ist. Auch hatte ich noch nie so gut verstanden, warum man uns als leichtfertiges Volk behandelte. Niemals aber habe ich mich so stolz darauf gefühlt.

Trotz ihrer sehr verschiedenen Herkunft bildeten die Franzosen eine Gruppe für sich mit viel ausgeprägteren Zügen als die anderen nationalen Gruppen, und sei es nur durch ihre Disziplinlosigkeit und ihr Sichgehenlassen, das sie natürlich jedesmal dann betonten, wenn sie das Gefühl hatten, man wolle es ihnen ankreiden. Joos hatte recht: wirkliche Anarchisten. Um ganz objektiv zu sein, muß allerdings betont werden, daß diese Franzosen in ein recht anderes Klima kamen, als es die Alten des Lagers bis dahin gekannt hatten. Die Diszi-

plin hatte sich irgendwie gelockert. Die alliierten Truppen standen seit einem Monat in der Normandie, und die Befreiung des nationalen Territoriums ging weiter, zweifellos langsamer als wir es wünschten, aber in einem Tempo, das die Hoffnung erlaubte, der Alpdruck werde vor Winter zu Ende sein. Kein Mensch zweifelte mehr daran, daß die Lösung unmittelbar bevorstehe.

Unter den Neuangekommenen waren viele dabei, die wußten, weshalb sie da waren. In einem gewissen Sinne fanden sie dies sogar ganz in Ordnung. Das war aber bei allen denjenigen nicht der Fall, die bei irgendeinem Fangzug zufällig als Geiseln mitgenommen worden waren. Mit einer rührenden, manchmal aufreizenden Einfalt erwarteten sie mit Sicherheit ihre sofortige Freilassung, sobald ihre Unschuld festgestellt sein würde. Ihre einzige Sorge drehte sich um die praktischen Möglichkeiten, nach Hause zu kommen, wo diese störenden militärischen Operationen im Gange waren, die alles zu erschweren drohten.

„Wir haben ja nichts getan“ jammerten sie.

Und das stimmte leider Gottes.

Man konnte ihnen versichern soviel man wollte, daß kein Vorgang bekannt sei, der irgendwie die Hoffnung auf eine Maßnahme, die den Gebräuchen des Unternehmens so gar nicht entsprach, berechtigt erscheinen ließ. Sie hofften trotzdem weiter.

„Sie täten besser, sich in die Haut von einem hinein-zudenken, der wenigstens einen Munitionszug zum Entgleisen gebracht hat; das wäre auch nicht schlimmer für Sie und Sie hätten dann weniger völlig unnötige Sorgen.“

Die „Freiheitsstraße“ war von nun an während der kurzen Zeiten, die dem Arbeitsschluß folgten, von einer Menge, in der die Franzosen überwogen, überschwemmt; überall waren Franzosen.

Wäh  
hatte  
uner  
pöru  
viele  
durd  
eine  
dere  
die  
brach  
Dies  
nete  
der  
tige  
eine  
dies  
derf  
jung  
wor  
sein  
zur  
sinn  
scha  
als  
feld  
Lan  
terr  
ger  
„M  
mei  
fen  
hat  
Ma  
kei  
„Si  
wo

Während Blaisot, für den wir einen Stock organisiert hatten, auf den er sein lahmes Bein stützen konnte, ein unerbittlicher Widerstandsmann blieb, der seine Empörung gegen Vichy weiterhin herausschrie, hatten viele andere überhaupt noch nicht begriffen, was er durchgemacht hatte. Solange die Landung nicht durch einen Erfolg sichergestellt war, stellte Oberstleutnant B. deren Enderfolg mit unwiderleglichen Begründungen, die er aus der Kriegsschule herbeizog, in Frage. Das brachte die Gruppe der Widerstandskämpfer in Wut. Dieser höhere Offizier war übrigens ein ausgezeichnete Kamerad, klein, schwarz, stämmig, und hatte in der Jugendorganisation der Vichy-Regierung eine wichtige Stellung inne; sie fand ihre Rechtfertigung durch eine moralische Kraft, die auch auf die jungen Leute dieser Organisation wirkte, die er hier in Dachau wiederfand. Das Unglück für B. war, daß er von anderen jungen Leuten, nämlich aus dem Maquis, entdeckt worden war, die sich zu erinnern glaubten, er habe sich seinerzeit gerühmt, diese unbotmäßigen jungen Leute zur Vernunft zu bringen. Nicht ohne gewissen Starrsinn trug B. weiterhin seine Anhänglichkeit für Marschall Petain zur Schau. De Gaulle betrachtete er immer als einen Abenteurer. Aber zu Beginn des Frankreichfeldzuges, als die Nachrichten über den Erfolg dieser Landung vorlagen, die er immer als ein sinnloses Unternehmen angesehen hatte, hielt es B. nicht mehr länger an der Stelle:

„Meine Pflicht ist es nun, abzuhaun. Ich will jetzt meine Kameraden erreichen. Ein Offizier muß kämpfen, wenn die wirkliche Schlacht im Gange ist“; — er hatte immer mit der Achsel gezuckt, wenn man von der Maquis-Schlacht sprach — „ich habe eine Fluchtmöglichkeit durch die Polen.“

„Sie werden eingefangen werden wie alle, die flüchten wollten“, antwortete man ihm, „wir werden Sie auf dem

Appellplatz vor dem Tor sehen in der Gruppe der Wiedergebrachten. Haben Sie denn nie diese Unglücklichen gesehen, die dort in Erwartung von Schlimmerem ausgestellt waren? Haben Sie nicht die ihnen um den Hals gehängte Tafel gelesen: Ich bin wieder da!?"

B. wurde eigensinnig. Er bestand darauf, von einem Kameraden vom Desinfektionskommando eine Reihe von Ausrüstungsgegenständen zu bekommen: Kompaß und Ledergamaschen, die dieser ihm dank der Ankunft neuer Gruppen italienischer Offiziere zu beschaffen vermochte. Außerdem mußte ein Zivilanzug her, der noch nicht mit Deportiertenkennzeichen (das auf dem Rücken angebrachte Andreas-Kreuz) versehen war, nicht zu reden von einem seinem Kopfmaß entsprechenden Hut. Als das ganze Gepäckzeug Stück für Stück zusammengebracht und in Erwartung der Abreise versteckt war, hatte B. sich noch immer keine Rechenschaft darüber gegeben, welche ungeheure Leistung diese Lieferung eigentlich darstellte.

Einige Tage später gab er alles zurück, denn im letzten Augenblick hatten die Polen gekniffen. Die kompromittierenden Gegenstände wieder verschwinden zu lassen war ebenso schwierig wie ihre Beschaffung.

Der gute Oberstleutnant B.! Ich traf ihn während der zehn Monate, die diesem mißlungenen Fluchtversuch folgten, des öfteren. Er hatte sich damit abgefunden, es von der Vorsehung als zusätzliche Prüfung anzunehmen, daß er in dem gigantischen Endkampf, der jetzt tobte, keine andere Aufgabe hatte als die eines Arbeitmannes im friedlichen Plantagenkommando. Abends kam er zurück, erschöpft wie alle seine Kameraden, aber in stolzer, aufrechter Haltung und wie am ersten Tag überzeugt, daß der Marschall recht habe.

Nichts ist einfach. In der ungeheuren moralischen Verwirrung, die der Niederlage vom Juni 1940 folgte, war

ich im  
Glück  
Ausga  
tig der  
lichen  
Lager  
artigk  
Als ic  
Obers  
vor de  
war, v  
von S  
ten si  
schon  
ganze  
würdi  
nicht  
schme  
Bedau  
so vö  
Wille  
bolisi  
liebte  
das st  
recht  
geger  
habt  
sich e  
künft  
Rat,  
von :  
schm  
ten F  
zu la  
desse  
Beha

ich immer der Meinung gewesen, daß derjenige, der das Glück gehabt hatte, frühzeitig den unvermeidlichen Ausgang des Kampfes vorauszusehen, weil er rechtzeitig den Einsatz erkannte, die Pflicht hätte, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, die guten Glaubens ins Lager der später Besiegten gegangen waren, deren Bösartigkeit sie ja oft nicht erkannten oder unterschätzten. Als ich in den Tagen nach der Befreiung des Lagers Oberstleutnant B., den verstockten Petain-Anhänger, vor der Delegation, die aus Paris zu Besuch gekommen war, vorbeimarschieren und wie einen jungen Leutnant von Saint Cyr unsere Nationalfahne tragen sah, stellten sich wieder diese Gedanken ein, die ich früher schon recht oft gehabt hatte. Daß er während der ganzen Dauer einer harten Deportation ein Beispiel würdiger Haltung gegeben hatte, rechtfertigte vielleicht nicht ganz diese Ehre. Aber wußte ich, ob zu dem etwas schmerzlichen Stolz seiner Haltung nicht das bittere Bedauern hinzukam, sich in der Beurteilung der Lage so völlig getäuscht zu haben, und vielleicht auch der Wille, nun mit noch mehr Eifer zu dienen? Er symbolisierte in meinen Augen alle die, die Frankreich liebten. Er hatte unrecht gehabt, sich nicht zu schlagen, das steht fest. Wir aber hatten uns geschlagen, weil wir recht hatten, aber nicht, um eines Tages denjenigen gegenüber auf unser Recht zu pochen, die unrecht gehabt hatten. Sogar aus dem Konzentrationslager läßt sich eine brauchbare Nutzenanwendung ziehen. Den zukünftigen Kandidaten gebe ich daher den brüderlichen Rat, den Schwierigkeiten, die im System liegen, nicht von sich aus weitere hinzuzufügen. Nichts schien mir schmerzlicher, als über einen für uns vorläufig beendeten Kampf hinaus die Leidenschaft von gestern wirken zu lassen, die Gegensätze, den Groll. Das Schauspiel, dessen Zeugen wir täglich waren, die unmenschliche Behandlung, unter der wir litten, reichten bei weitem

aus, um den Widerstand derjenigen, die gegen dieses Regime gekämpft hatten, zu rechtfertigen. Wozu dann sich nun auf die anderen stürzen, auf die, die nichts anderes verlangten, als ihren Irrtum einzugestehen. Dabei bleibt ganz außer Ansatz, daß unter diesen anderen so viele völlig Ahnungslose waren!

Unter diesen Letztgenannten habe ich die Hilflosigkeit von jungen Arbeitern nicht vergessen, die oft auf Veranlassung ihrer Eltern der Kriegsmaschine des Dritten Reiches ihre freiwillige Hilfe gebracht hatten. Eine Lapalie, oft eine Kinderei, hatte sie nach Dachau gebracht, und so schlug der bleischwere Druck des Systems auf ihre Schultern und zermalmte sie.

Revierblock 13: Nicolaus R. hatte vor wenigen Monaten das Lyceum du Parc in Lyon verlassen, um Kriegsgefangene als Arbeiter in Deutschland abzulösen. Er war ein Student von nicht einmal 20 Jahren. Er hielt seinen Kopf immer etwas gesenkt, was ihm eine gewisse Leidensmiene gab, das hatte ihn zu einem Lieblingsziel der Kapos gemacht. Seine letzten Lungenfetzen spuckte er in dieser überbelegten und ungesunden Stube aus, aus der die Angst vor dem Bazillus Koch die SS-Leute vertrieben hatte. Sein Vater ahnte nichts von der neuen „Verwendung“ seines Sohnes. Er schrieb ihm also weiter an die Fabrik, in der er eine Stellung angenommen hatte. Die politische Abteilung ließ die Post unentwegt nachschicken. Als es zu Ende ging, hatte der unglückliche Junge nicht einmal mehr die Kraft, die endlosen väterlichen Briefe zu lesen und bat mich, es für ihn zu tun. Ich entzifferte also über sein Ohr gebeugt flammende Ermahnungen folgender Art, die ich treulich im Gedächtnis behalten habe:

„Mein liebes Kind, entsprich weiterhin den Anforderungen derer, die Dir die unvorstellbare Ehre gegeben haben, Dich in ihr großartiges Werk der Verteidigung der westlichen Zivilisation gegen asiatische Horden

einzu  
funk  
wund  
artige  
die g  
Terro  
Vier S  
Schrif  
Kame  
Sein l  
ander  
gaulli  
stehe  
Eines  
bäud  
gezie  
innen  
Morg  
Räur  
ren l  
trotz  
Com  
Besar  
zösis  
Es k  
Wie  
die  
räun  
drau  
bew  
dies  
Die  
vier  
perr  
Stra  
\*) In

einzugliedern . . . Ich rate Dir, jeden Abend den Rundfunk zu hören. Du wirst die beredte Stimme dieses wunderbaren Philippe Herriot\*) hören; welch großartiger Redner! Wie geißelt er mit strafenden Worten die gaullischen Verräter und ihre Helfershelfer, die Terroristen im Solde Moskaus . . .“

Vier Seiten waren es mit einer gesetzten eigenwilligen Schrift. Das war der letzte Brief, den ich dem jungen Kameraden aus Lyon vom Block 13 vorzulesen hatte. Sein leicht gewordenes Knochengerüst ist bald zu den anderen ins Krematorium gekommen, zu denen der gaullistischen Verräter und der im Solde Moskaus stehenden Terroristen.

Eines Tages hatte die amerikanische Luftwaffe die Gebäude der SS-Kasernen bearbeitet, und eine schlecht gezielte Bombe hatte die Baracke der Effektenkammer innerhalb des Häftlingslagers getroffen. Am nächsten Morgen waren diese Blocks gesperrt. Nur die Leute vom Räumungskommando konnten heraus. Aber die inneren Höfe, die auf die Freiheitsstraße gingen, waren trotzdem voll von der Masse der letzten Transporte aus Compiègne, zu denen unterdessen ein Transport aus Besançon hinzugekommen war. Tatsächlich, die französischen „Zugänge“ wurden eine Überflutung.

Es konnte ein oder zwei Uhr nachmittags sein.

Wie die Tiere im Zoologischen Garten drängten sich die „Zugänge“ an den Gittern, die die Quarantänräume abschlossen, und versuchten zu erspähen, was draußen geschah. Draußen geschah gar nichts. Die unbeweglichen Pappeln standen in der dumpfen Hitze dieses Julitages gleichgültig Wache.

Die Ankunft eines weiteren Transports, des vierten seit vierzehn Tagen, kündigte sich zunächst mit dem Klappern der Holzpantinen auf der schlecht gepflasterten Straße der Mittelallee an. In Fünferreihen sah man die

\*) Informationsminister der Vichy-Regierung.

Kolonne der Neuangekommenen langsam sich nähern, in der Höhe der Blocks 17 bis 21, wo die Franzosen untergebracht waren. Mit kahlgeschorenen Schädeln und verdutzten Gesichtern gingen sie auf schlecht angebundnen Sohlen unsicher weiter. Sie warfen nach rechts und links verängstigte Blicke.

„Sind Franzosen hier?“ riefen sie, als sie bei uns vorbeikamen. Hunderte von Stimmen antworteten ihnen. Wir riefen uns gegenseitig an, ohne uns um das „Streng verboten“ zu kümmern. Die Blockältesten waren außer sich und wußten nicht mehr ein noch aus. Sie brüllten wild „Alles in die Baracken“ und schlangen die Schemel über die Köpfe. Die völlig sprachlose Gruppe wurde zum Block 23 geführt. Durch die Fenster von Block 21 gingen Zwiegespräche zwischen den Ankömmlingen des Tages und denen der vorigen Woche hin und her. So erfuhren wir, daß es sich um die Überbleibsel aus den Gefängnissen handelte, die Ladenhüter aus dem Fort du Hâ und die Reste von Montluc. Der Zug war die Strecke Marseille—Paris das Rhône-tal entlang gefahren; von da war er — nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Maquis-Leute hatten mehrfach versucht, ihn aufzuhalten — bis zum Norden heraufgekommen.

Die Zusammensetzung des Transports unterstrich das neue Aussehen, das die Ereignisse in Frankreich seit der Landung gewonnen hatten. Unter die zahlreichen Geiseln, die aus den angesehenen Leuten herausgegriffen worden waren, und die oft mit Recht der Opposition und Sabotage verdächtigt wurden, unter die Widerstandskämpfer und unter die üblen Elemente war eine kleine Zahl verbissener Mitarbeiter der nationalen Revolution (Vichy-Anhänger) gemischt, denen der Spaß nun aber auch zu weit ging.

Da fand ich den Kanonikus Daguzan, Generalvikar von Pau, von dem ich wußte, daß das Schicksal, das ihn erwartete, nicht ganz von ungefähr über ihn kam, er war

eine  
gewe  
Gege  
kämp  
Petain  
Fortin  
alt, c  
Mau  
der b  
litt u  
stiert  
galt;  
kame  
führt  
In de  
dem  
hatte  
mach  
In de  
Fran  
Teil  
vora  
ein l  
weil  
hina  
Dick  
der  
steck  
Ich v  
verg  
schr  
das  
Mal  
uns  
Art  
Auf

eine der Säulen des geistigen Widerstandes in Bearn gewesen. Um ihn herum zahlreiche Freunde aus der Gegend von Pau: ein Präsident der französischen Frontkämpferlegion, der einige Monate früher Marschall Petain mit großem Pomp empfangen hatte; der Lehrer Fortin; mein alter Kollege Charaudeau, siebzig Jahre alt, dessen Sohn ein aktives Nachrichtennetz leitete; Maurice Estrabaut, die edle Figur eines Protestanten, der bis zu seinem Tode effektiv gegen alles, was er erlitt und noch mehr, was die anderen erlitten, protestierte, weswegen er sehr zu Unrecht als Schwarmgeist galt; der Präfekt Grimaud und viele andere. Zu diesen kamen Basken aus Bayonne und Saint Jean de Luz; sie führte mit hartem Schädel der Pater Fily von Hendaye. In derselben Ankunft war auch Georges Villiers, der auf dem Bürgermeisteramt von Lyon nicht lange gebraucht hatte, um die Deutschen auf sich aufmerksam zu machen.

In den folgenden Tagen kam das große Verteilen. Viele Franzosen wurden in das Lager Allach geschickt. Ein Teil der Züge von Compiègne war ihnen dorthin schon vorausgegangen. Einen Monat später wurde eines Tages ein Kommando von der Desinfektion dort eingesetzt, weil Läuse und Wanzen sich über jedes erträgliche Maß hinaus vermehrt hatten. Die Arbeit im Steinbruch von Dickerhof litt unter der Schlaflosigkeit und Erschöpfung der Häftlinge; in den BMW-Werken drohte die Ansteckung sich auf die Zivilbevölkerung auszudehnen.

Ich war bei dieser Abteilung. Elf Monate waren damals vergangen, daß ich die Schwelle des Turmes nicht überschritten hatte. Vom kleinen Lastwagen aus, der uns in das Nachbarlager brachte, entdeckte ich zum ersten Mal wieder Frauengesichter. Blonde Kinder machten uns gewohnheitsmäßig die Faust. Ich empfand eine Art Freude bei dem Gedanken, daß das Leben in der Außenwelt weiterging, dieser Welt, die uns verschlossen

war, aber die sich für uns — das war sicher — wieder öffnen würde, ehe der Sommer zu Ende ging.

In Allach suche ich Perrier, der Dachau vor mehr als einem Jahr verlassen hatte. Aber er ist im Krankenblock, wo ich meinen armen Freund neben dem Strohsack des Präfekten Ernst am Ende seiner Kraft wiederfinde. Wenn die Befreiung nicht sehr schnell kommt, wird er völlig „Muselmann“ sein. Seine aufmerksamen Augen suchen in den meinen die Hoffnung, sein Perigueux wiederzusehen. Von dem Krankenblock aus sehe ich hinter Stacheldraht eine Nebenabteilung des Lagers. Dort sind Tausende von Juden zusammengepfercht, ein Bild des Grauens. Ungeziefer bedeckt ihre Leiber. Sie tragen auf dem Leib nur die übriggebliebenen Fetzen der Klamotten der anderen. Sie hocken da und strecken die Hände wie Automaten aus zu den Hungerleidern auf der anderen Seite, die es vorziehen, sie nicht zu sehen.

Abends bin ich bei der Rückkehr der Kommandos dabei. Beim Auseinandergehen nach dem Antreten sammelt Georges Briquet, mit einem guten runden Kopf, gerissen und mit spitzer Nase, die Franzosen um sich. Er hat seine Rolle als amtlich bestellter Radiosprecher wiedergefunden, und von der Höhe seines Schemels aus gibt er die Nachrichten — richtig oder falsch — bekannt, die er aus der Fabrik mitgebracht hat. Die Arbeit ist hier sehr viel härter als in Dachau. Dafür ist die Disziplin lockerer. Die Ausbeute an Geheimnachrichten des Tages wird besprochen: sie ist nicht schlecht. Trotzdem wundert man sich über die Langsamkeit der Entwicklung der Dinge. Aber es hindert uns nicht am Singen. Georges Briquet, einer alten Gewohnheit treu, wird wieder Chordirigent und beginnt seine „Tour de France“. Aber bald tönt das „Ruhe!“ aus den Nachbarblocks. Die Nacht ist gekommen. Die letzten Häftlinge haben ihre Lagerstatt gefunden. Über den Wacht-

türme  
stehen  
Famil

In der  
Anku  
heit c  
(Gers  
symp  
Abbé  
eine  
Die  
der  
Terra  
jede  
nicht  
platz  
Dach  
der  
Steu  
nich  
die  
Mar  
Swic  
lich  
Bor  
dier  
sie  
die  
sie  
brä  
Me  
erk  
sch  
ihr

wieder  
hr als  
nken-  
Stroh-  
wieder-  
ommt,  
samen  
n Peri-  
s sehe  
Lagers.  
ht, ein  
er. Sie  
Fetzen  
recken  
eidem  
cht zu  
  
los da-  
a sam-  
Kopf,  
n sich.  
recher  
nemels  
- be-  
Arbeit  
ist die  
chrich-  
hlecht.  
eit der  
ht am  
it treu,  
our de  
chbar-  
Häft-  
Wacht-

türmen stehen dieselben Sterne wie in Frankreich. Sie stehen über den Träumen, die den Deportierten die Familien und geliebten Menschen wiederbringen.

In der Stube Vier von Block 17 bei Swida hatte nach der Ankunft des Transports vom 20. Juni fast die Gesamtheit der Männer von, nun sagen wir Goutaut-Loratoire (Gers et Garonne) es zustande gebracht, sich um ihren sympathischen und stürmischen Seelenhirten, den Abbé R., zu sammeln. Die Gemeinde war angeklagt, eine Maquis-Gruppe in der Umgebung zu unterhalten. Die Tatsache war zweifellos richtig; aber eine Anzahl der angeblich Mitschuldigen an diesem Gascogner Terrorismus leugnete energisch und mit großem Getue jede Teilnahme an der Geheimtätigkeit. Das hatte aber nicht verhindert, daß sie sich eines Tages auf dem Dorfplatz versammelt sahen und mit den anderen nach Dachau verladen wurden. Alles war da: der Pfarrer und der Bürgermeister, der Lehrer und der Posthalter, der Steuereinnnehmer und der Feldhüter, den Kaufmann nicht zu vergessen, und der Tankstelleninhaber, und die Gutsbesitzer, deren Mais- und Tabakfelder den Marktflecken umgaben.

Swida war ziemlich stolz darauf, diese überschwenglichen Südländer bei sich zu beherbergen: Toulouse, Bordeaux, Agen, wo er sich seinerzeit die Sporen verdient hatte. Eines Abends, als er mich eingeladen hatte, sie in seinem Quarantäneblock zu besuchen, fand ich die ganze Gesellschaft singend vor, völlig unbesorgt um die Zukunft. Sie hatten noch nicht richtig erfaßt, was sie erwartete. Swida, der glaubte, alle Gascogner Volksbräuche zu kennen, wundert sich, daß er weder die Melodie noch die Worte eines Kehrreims seiner Mieter erkennen konnte. Er verstand den Sinn der Reime schlecht. Und während die anderen mit Überzeugung ihren Refrain wiederholten:

„Marschall, hier sind wir zur Stelle  
vor dir, dem Retter von Frankreich“,  
mußte ich dem Polen rasch erklären, daß es sich nur  
um eine durchaus zufällige Gelegenheitsmelodie han-  
dele.

„Aber was heißt denn das, ‚Gelegenheitsmelodie‘?“  
fragte er mich neugierig.

„Das werde ich Ihnen später erklären“, antwortete ich.  
„Später.“ Und ich forderte meine Gascogner freund-  
schaftlich auf, ihr Repertoire zu wechseln.

## XVI

### *Einige große Herren*

Die 1600 aus dem Todeszug Geretteten waren in die  
Blocks 19 und 21 gepackt worden. Mit ungewöhnlicher  
Hast, ohne im geringsten auf die übliche Quarantäne-  
frist Rücksicht zu nehmen, hatte man angefangen, sie  
sehr schnell auf die Außenkommandos zu verteilen.  
Der Blockführer brach mehrmals am Tage in die Stube  
ein, wo Joseph Claekens und der gute Nicot es nicht  
mehr schafften, ihre Bestandslisten auf dem laufenden  
zu halten. „Die Räume müssen sofort, aber sofort, leer-  
gemacht werden“ brüllte der SS-Mann, um reinen Tisch  
zu machen. Die alten Franzosen des Lagers fingen an  
sich zu fragen, ob sie bei diesem Tempo sich nicht bald  
allein wiederfinden würden, ohne diese neuen Kame-  
raden richtig gesehen zu haben, die ihnen nicht nur  
etwas Heimatluft, sondern auch so viele Gründe ge-  
bracht hatten, den Mut nicht zu verlieren. Als Joos  
darauf aufmerksam gemacht worden war, sah er ein,  
daß wir nicht alle unsere „Zugänge“ weggehen lassen  
durften. Um jeden Preis mußte eine gewisse Zahl von

ihnen dableiben, um den Lagerapparat „französischer“ zu machen. Um Claekens und Nicot herum hatten Terrenoire und seine beiden Kameraden Garo und Dannenmüller zuerst als Hilfsschreiber Dienst getan. Dann hatte sie nach ihrem Weggang der Professor Jean Lassus aus Straßburg ersetzt. Er war nicht unterzukriegen und hielt die Moral der Truppe durch die Geschichte von Byzanz immer wieder hoch. Das war seine große Spezialität. Da wir auch auf geistigem Gebiet nicht viel zwischen die Zähne bekamen, nahmen wir die byzantinische Nahrung gewissenhaft an: Michael Kerularius, die Paleologen und Cantacuzene, wurden uns schließlich vertraute Gesellen, die keinerlei Geheimnis mehr vor uns hatten.

Lassus war nicht bloß ein gelehrter Professor. Ich hatte im folgenden Winter Gelegenheit, ihm im Revierblock zu begegnen, wo er schließlich eine Verwendung gefunden hatte. Er pflegte freiwillig die Phlegmonen-Kranken und Skrofulosen, alle die, von denen die polnischen oder tschechischen Pfleger mit ihren empfindlichen Nasen nichts wissen wollten. Er löste die völlig verschmutzten Verbände seiner rund hundert täglichen Patienten und wusch sorgsam ihre Wunden in einer alten Zinkbadewanne. Die Luft in dem Raum, wo sich das abspielte, war eine Pestilenz. Lassus schien das aber gar nicht zu bemerken. Der Professor der byzantinischen Archäologie war ein bewundernswürdiger Bruder von St. Johannes von Gott geworden und immer ebenso unbesiegbar. Durch die Kraft seiner Worte ließ er den atembeklemmenden Gestank vergessen.

Ich hatte mit Lassus gemeinsame Universitätsfreunde in Clermont-Ferrand, in Straßburg, ja bis in Amerika. Das schuf zwischen uns Bande der Zuneigung, die sich bis zum „Club der Intellektuellen im Delirium“, wo mich Lassus nach unserer Begegnung einführte, erstreckten.

Diese Intellektuellen, die ich als dem Delirium verfallen bezeichne, waren damals sieben an der Zahl. Ihr erster Mann, hieß es, sei François Vernet, den wir damals nur unter seinem falschen Namen Henri Bernard kannten. Von all den jungen Kameraden, denen ich dort begegnete, all diesen zahllosen, die uns in Richtung Krematorium verließen, ist Bernard zweifellos derjenige, der mir den stärksten Eindruck hinterlassen hat. Wenn er mit der Kolonne zum Appellplatz ging, hatte er einen lässigen und verächtlichen Ausdruck, den man ebensowenig vergißt wie seine schwarzen Augen mit dem tiefen Blick, die in seiner Todeskrankheit ein widerwärtiger Abszeß entstellte, auf dem elenden Bettgestell von Block 1, wo er am ersten Frühlingstag 1945 starb, einen Monat vor der Befreiung.

„Ihre ‚Intellektuellen im Delirium‘ halten sich gar nicht einmal so schlecht hier“, sagte er mir eines Tages beim Antreten.

Tatsächlich war die Mannschaft von Henri Bernard ihres Chefs würdig. Er hatte die Kennzeichnung nicht übelgenommen, die jemand in der Nacht nach Ankunft des Gespensterzuges seiner Gruppe angehängt hatte, als sie uns in Übererregung mit ihren Diskussionen über Jean-Paul Sartre und den Existenzialismus die Trommelfelle sprengten. Bernard hatte seine Autorität seinen Gefährten gegenüber im überheizten Waggon durchgesetzt; ihm war es zu verdanken, daß das Grauen des Durstes nicht noch durch eine Panik des Wahnsinns vermehrt wurde. Dieser junge Edelmann von 25 Jahren, verantwortlich für die falschen Ausweise der vereinigten Widerstandsbewegung, ehemaliger Student der „Ecole Normale“, hatte die Überraschung erlebt, in dem verlassenen Gepäck der Opfer des Todeszuges ein Exemplar seines letzten Werkes zu finden, einen Roman mit dem seltsamen Titel „Ihr werdet keineswegs sterben“. In Fresnes, wo er zunächst

gewe  
einen  
zukra  
aufsa  
Erinn  
Aven  
Läche  
heits

Oden  
eigni  
die s  
zum  
Ve  
An  
Ve  
D

Als  
erfat  
Gur  
gela  
brin  
Ater  
Abe  
Suir  
port  
besu  
auf  
Sch  
Leis  
verl  
den

gewesen war, hatte er sich damit unterhalten, mit einem Nagel in die Mauer seiner Zelle Vierzeiler einzukratzen, die seine Kameraden auf dem Appellplatz aufsagten. Man fand in diesen Gedichten neben der Erinnerung an die schwierigen Augenblicke in der Avenue Foch oder in der Rue de Saussaies das ironische Lächeln, das den Untersuchungsbeamten des Sicherheitsdienstes zum Rasen gebracht haben mußte:

„Und müßte in deiner Wanne,  
Agamemnon, ich lassen mein Fell:  
In meinem Gedächtnis ist Panne  
Du falscher Gestapo-Gesell.“

Oder auch den spöttischen Optimismus, den die Ereignisse für ihn selber allerdings nicht bestätigen sollte, die stoische Ruhe auch, die in dieser anderen Strophe zum Ausdruck kam:

Vergiß nicht die Briten in Asiens Nacht,  
Auch nicht die Franzosen im schlesischen Schacht,  
Vergleich deine Leiden damit und merk',  
Du bist ja in Frankreich, du Martyrerzweig!

Als während des Winters der Typhus das ganze Lager erfaßte, wurde Bernard, den wir bei den Greisen in der Gurtenweberei versteckt hatten, auch angesteckt. Es gelang, ihn in den Revierblock 9 bei Ragot unterzubringen, wo der Gestank der „Scheißerei“ einem den Atem tatsächlich verschlug. Dennoch habe ich dort jeden Abend seines langen Todeskampfes, bis man ihn zu Suire zu einer unnötig gewordenen Operation transportierte, einen seiner Kameraden gesehen, der ihn besuchte, um die Nacht an seiner Seite zu verbringen, aufmerksam und hilfsbereit wie eine barmherzige Schwester. Man muß Häftling gewesen sein, um diese Leistung beurteilen zu können. Seinen eigenen Block verlassend, mußte der Kamerad die Freiheitsstraße an den Baracken entlanggehen, auch auf die Gefahr hin,

von den Scheinwerfern der Wachttürme entdeckt zu werden. Dann mußte er ins Revier hereinkommen, eine weitere Unternehmung, die besonders nachts mit Schwierigkeiten verbunden war. Schließlich war Ragot, wenn er auch ein Auge zudrücken wollte, nicht der Herr. Die Ärzte hatten das Revier nicht in der Hand. Man mußte die Horde der Pfleger beruhigen. So etwas hatte man noch nicht gesehen, solange das Lager bestand: Ein Häftling, der auf die Ruhe der Schlafstunden verzichtete, um bei einem schwer ansteckenden Sterbenden zu wachen, sich um ihn zu kümmern, seine Lippen zu trocknen und ihm etwas, Gott weiß wie organisiertes, Zuckerwasser einzuflößen; ganz abgesehen von den durch Ausscheidungen verschmutzten Strohsäcken, den Ausscheidungen, die vom Nachbarn von der Seite flossen und die von den oberen Betten troffen. Der sorgsame Krankenpfleger bemühte sich, sauberzumachen, ohne Wasser und natürlich auch ohne Seife. Ich war damals Nachtwache im Revier. Ich berichte die Dinge so, wie ich sie gesehen habe.

Dieser Freund von Bernard, dieser ganz ungewöhnliche Krankenpfleger, nannte sich Pierre Citron; genauer gesagt ist das der Name, unter dem er in Dachau bekannt war. Ich hatte ihn gleich entdeckt, zunächst wegen eines Paares blauer Wollstrümpfe, mit denen er prunkte. Die Geretteten des Todeszuges hatten in dem Durcheinander ihrer Ankunft einige persönliche Gegenstände greifen können. Ich erfuhr, daß dieses wolene Meisterstück von Germaine Ribière, einer Frau des „Témoignage Chrétien“, die ich vor meiner Verhaftung mehrfach sah, gestrickt worden war. Citron und ich entdeckten so eine erste gemeinsame Beziehung. Manche andere sollte folgen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Nachdem jetzt viele wissen, wer Citron wirklich war, steht der öffentlichen Bekanntgabe seines Namens nichts im Wege. Citron ist Joseph Rovan, einer der besten und glänzendsten Kenner der deutschen Fragen, die Frankreich zur Zeit hat.

Noch  
Citron  
im La  
überp  
hatte  
das F  
man  
seine  
telk  
Als e  
diese  
„Dei  
mir.  
„Ma  
noch  
Lage  
Das v  
deut  
was  
Mit  
es, ir  
verw  
fang  
Prom  
lasse  
wer  
vrie  
zum  
App  
frei  
Ja, d  
Schr  
ihm  
Glei  
gele  
alle

Noch ein anderer Grund ließ mich diesen erstaunlichen Citron nicht aus dem Auge verlieren. Keine 24 Stunden im Lager, hatte er schon die Probleme, die sich stellten, überprüft und sich in den Kopf gesetzt, sie zu lösen. Er hatte nicht nur bestimmt, daß es vorzuziehen sei, nicht das Risiko eines Transports zu einem Außenkommando zu übernehmen, sondern auch entschieden, daß seine sechs Kameraden, der vollzählige „Club der Intellektuellen im Delirium“ in Dachau bleiben würden. Als er seine Entscheidung Claekens bekanntgab, zuckte dieser mitleidig die Achseln. Er nahm mich beiseite:

„Dein Freund ist vollständig durchgedreht“, sagte er mir.

„Man sieht, daß er von den Aufregungen der Reise noch nicht wieder hergestellt ist. Mach ihm mal die Lage klar!“

Das versuchte ich zu tun. Aber vergeblich. Citron sprach deutsch wie seine Muttersprache. Er hatte schon erfaßt, was er alles aus diesem Vorteil würde machen können. Mit einer phänomenalen Selbstsicherheit schaffte er es, in den nächsten Tagen in der politischen Abteilung verwendet zu werden. Das war ein tollkühnes Unterfangen. Dieses Observatorium, das seit eh und je den Prominenten vorbehalten war, hätte er lebend nie verlassen, wenn die SS-Leute seine Rasse gehnt hätten, wer er war und woher er kam. Alles in allem manövrierte er so, daß der Club tatsächlich vollzählig bis zum Ende in Dachau blieb. Nur Bernard fehlte beim Appell, als zehn Monate später die Stunde der Befreiung schlug.

Ja, dieser Citron war erstaunlich. So wie er herrischen Schrittes von einem Block zum anderen ging, hätte man ihm zehn Jahre Lager zugetraut, wenn er etwas weniger Gleichgültigkeit gegenüber seiner Kleidung an den Tag gelegt hätte. Aber er zeigte die größte Verachtung für alle die, die sich bemühten, in ihren Lumpen noch eine

gewisse Eitelkeit zu erhalten. Citron stellte in Dachau sichtbar eine Vorliebe für den Stil des Hl. Benedict Laber zur Schau. Das brachte ihm manchmal Ärger ein, so wie ihn ein Stromer zu spüren bekäme, der etwa die Oper würde besuchen wollen, wenn für den Abend Frack vorgeschrieben ist. Für Citron schien es ein für allemal festzustehen, daß für ihn nichts vorgeschrieben sei. Ich frage mich manchmal, wie er es mit seiner geistigen Einstellung geschafft hat, von dort lebendig herauszukommen.

Eines Dezembermorgens, es war dunkel und eisig kalt, machte der Führer von Block 30 noch vor fünf Uhr wieder einmal mehr Inventur mit seinen „Stücken“ vor dem Block, ehe er sie zum gemeinsamen Appell auf den Platz führte, von wo aus sie zu den Arbeitskommandos abmarschierten. Aber seine Rechnung wollte nicht aufgehen. Die Zahl des Schreibers stimmte mit der nicht überein, die die zwanzigmal wiederholte Zählung der frosterstarrten und zähneklappernden Herde ergab. Der SS-Mann schäumte und strich wie ein Hund, der Herde die Zähne zeigend, überall herum. Die Stuben waren vom Boden bis zum Dachstuhl untersucht worden. In den Waschräumen hatte auch kein Toter gelegen: Man mußte sich den Tatsachen beugen; es fehlte wirklich ein „Stück“ beim Appell. Die Schreier vom Appellplatz brüllten durch die Lautsprecher, um zu fragen, was los sei. Der dicke SS-Mann schwitzte Blut und Wasser. Er wußte, daß der Lagerführer dort ungeduldig wurde, sicherlich nicht wegen der 20 000 armen Teufel, die frierend da standen, sondern weil er die Ertragsminderung überschlug, die der Zeitverlust bedeutete.

Da erschien eine schmale Gestalt an der Ecke der Freiheitsstraße; sie eilte zum Hof von Block 30 und versuchte unbemerkt durchzuschlüpfen. Ein „Ah“ der Erleichterung kam aus der Schar der Häftlinge; ein wut-

schraubendes Gebrüll aus der Kehle des SS-Mannes antwortete. Der Blockführer stürzte sich auf den Verspäteten, warf ihn blitzschnell zu Boden und trat ihn mit den Absätzen, wobei er ihm wütend den Kopf gegen den Bordstein schlug. „Dreckiger Zigeuner“, brüllte er, „du Schwein“.

Da aber die Zeit verging und auf dem Appellplatz die Männer vom 30 erwartet wurden, befahl er – der Vorschrift entsprechend – daß man das Opfer hinter der Abteilung herbringe, die sich endlich in Marsch gesetzt hatte.

Aber dieses Opfer versuchte schon wieder, sich aufzurichten. Es trank aus dem Schlamm, fuhr sich mit Pfützenwasser übers Gesicht und erhob sich erst auf die Knie und dann zum Stehen. Auf die Schultern von zwei Kameraden gestützt, wankte der Mann zwischen uns vorwärts, den mißhandelten Kopf nach vorn gebeugt, mit geschlossenen Augen und geschwollenen Lippen. Auf diese Weise haben einige von uns entdeckt, daß Citron manchmal der Heiligen Messe, die um 4 Uhr vor dem Wecken des Lagers in Block 26 gefeiert wurde, beiwohnte. Aber man hat nie in Erfahrung bringen können, ob seine gefährliche Verspätung an diesem Tage von einer über die vernünftige Zeit ausgedehnten Betrachtung herkam oder ob er nicht aus Erschöpfung im Dunkel der Kapelle zusammengebrochen war, ohne daß die Pfarrer es bemerkten.

War Bernard der unbestrittene Chef des „Clubs der Intellektuellen im Delirium“, so galt Citron als dessen „Graue Eminenz“. Seine Autorität war die eines Studenten der Ecole Normale bei anderen jungen Studenten und Anfängern. Er imponierte ihnen durch seinen ruhigen Mut und die väterliche Fürsorge, mit der er sie umgab. Er hatte für sie Kommandos in der politischen Abteilung und in der Schreibstube gefunden, wo sie

uns Franzosen große Dienste leisten konnten. Die Alten, die keine Intellektuellen waren, hatten schließlich Sympathie für diese Neuankömmlinge gefunden, zunächst einmal wegen ihrer Freundlichkeit, dann aber auch, weil alles in allem genommen aus ihrem Verhalten ein ermutigender Strom von Ruhe, guter Laune und Sorglosigkeit ausging. Der kleine Gilbert, Student der Ecole Normale, mit seinem Kindergesicht, Estève, den der Pfadfindergedanke sichtbar geprägt hatte, der große Laurenceau, wieder ein Student der Ecole Normale, mit seiner gutmütigen, rauhen, groben Stimme, Yefim, ein junger Weißrusse, geistreich und zart, Igor Marchand, mit den gleichmäßigen Gesichtszügen eines kaukasischen Prinzen, der beim Antreten die Strophen von „La jeune Parque“<sup>1)</sup>: „Unbekannte allmächtige Götter, unentrinnbare Sterne“ auf sagte.

Dem „Club der Intellektuellen im Delirium“, der mit dem Todeszug angekommen war, hatte Citron Leute vom Widerstand beigeordnet, die er wiedergefunden hatte: Jean Pierre Sussel, der vom Zentralgefängnis von Eysses kam, wo ihn Vichy wegen seiner Aktivität in der Kampfbewegung „Combat“ eingesperrt hatte, und der unter einer scheinbar gleichgültigen, dilettantischen Blasiertheit zartes Mitgefühl und leidenschaftliche Empörung über das tägliche Schauspiel, dessen Zeuge er war, verbarg; Gaston Gosselin, ein anderer Combat-Kamerad, der ohne Rücksicht auf Gefahr seine Haltung als Widerstandsmann zeigte, und der seine frühere Tätigkeit dadurch fortsetzte, daß er alle diejenigen, die wußten, weshalb sie da waren, in Verbindung zu bringen suchte. Etwas später wurde Paul Teitgen, von Natzeiler kommend, in Anbetracht dessen, was sein Name für die Widerstandsleute bedeutete und was er selber getan hatte, ehe er deponiert wurde, auf Bitten von Gosselin der Gruppe zugeteilt.

<sup>1)</sup> Bekanntes Gedicht von Paul Valéry.

Sein Aufenthalt im Lager von Natzweiler hatte ihn schmerzhaft gezeichnet. Als er zu uns kam, war er von riesigen Phlegmonen geplagt, die er mit zusammengebissenen Zähnen ertrug. Sein Zustand hatte ihm schließlich den Zugang ins Revier verschafft, wo es seinen Kameraden gelang, ihn zu besuchen.

Die meisten der „Intellektuellen im Delirium“ waren nicht das, was man geistig religiös nennen konnte. Das hinderte sie aber nicht, sich die Verbindung mit einem Seelsorger, ich möchte fast sagen, einem Kaplan, in der Person eines jungen Jesuitenpaters zu sichern, der selber aktiv im Widerstand mitgearbeitet hatte: Jacques Sommet. Er war mit ihnen in dem furchtbaren Transport vom 5. Juli angekommen. Wie sie, war er vier Tage und vier Nächte in der Wahnsinnsatmosphäre der Särge auf Rädern gereist. Zwischen ihnen sollten sich Freundschaftsbande einer Treue knüpfen, stärker als der Tod.

Die hohen Gestalten von Pater Sommet und Bernard sah man auf der Freiheitsstraße oft Seite an Seite gehen. Ihre jungen Freunde begleiteten sie, wenn sie nach der Abendsuppe eine Stunde frei hatten. Der Pater kam uns eines Tages in unserem verlausten Block 30 besuchen. Weil er nach dem gebieterischen „Ruhe“ des Blockältesten weitergesprochen hatte, bekam er einen Faustschlag mitten ins Gesicht. Den Zornanfall mußte man gesehen haben, der Bernard beinahe erstickte und den revoltierend aufbegehrenden Blick der anderen. Im Gedanken an jene Szene stehen diese Zeilen wieder vor mir, die eine geheimnisvolle Vorausahnung dem ungläubigen Bernard vielleicht eingegeben hatte, bevor er in das große Abenteuer wegging.

Rüstung ist mir eines Toten Name,  
Mich bindet ein geheimes Band an ihn.

Der Juli war im Fieber und in den Tumulten all dieses Kommens und Gehens schnell verflossen. Nun war

auch der August zu Ende. Niemand wagte laut die Furcht auszusprechen, man könnte auch noch einen weiteren Winter hier in dieser Sträflingshölle verbringen müssen. Nur die Alten grinsten, wenn einer sagte, er dächte, vielleicht zu Weihnachten zu Hause zu sein. Sie waren solange da, daß sie jede Hoffnung verloren hatten. Wie Höllengeister hatten sie eine satanische Freude daran, auch anderen die Hoffnung zu nehmen: „Hitler ist sehr stark, wissen Sie. Sehen Sie mal, er ist mit der Verschwörung im vergangenen Monat sehr gut fertig geworden. Wir werden alle hier krepieren. Ehe die Russen oder die Amerikaner kommen, wird das Lager längst mit Flammenwerfern aufgeräumt worden sein.“

Wir glaubten ihnen nicht. Aber trotzdem blieb etwas hängen, ein kleiner giftiger Kratzer, stechend und schmerzhaft. Es ist schon wahr, daß wir seit dem 20. Juli manchmal eine unendliche Erschlaffung spürten wie nach einem Trugbild, an das man zu sehr geglaubt hat. Später hatten die Nazi-Zeitungen, die in das Lager kamen, schon erkennen lassen, daß Paris, Marseille und Lyon nicht mehr besetzt waren. Aber wir hatten das Gefühl, daß die Befreiungsarmeen seitdem irgendwo hängengeblieben waren, daß sie sich festgezogen hatten. Zu gegebener Zeit kam auch der Zweifel: wenn sie diese neuen Waffen, von denen sie dauernd sprachen, vielleicht doch zum Einsatz bringen könnten, ehe die anderen da wären?!

Ein fernes dumpfes Brummen, das lange Aufheulen der Sirenen zum Alarm, das am Himmel glitzernde Bild des riesigen Keiles der hundert fliegenden Festungen, die München ansteuerten, das sofort folgende Krachen der Explosionen, mehr brauchte es nicht, um den sinkenden Mut wiederherzustellen. Na also, bei diesem Tempo werden „sie“ trotzdem nicht mehr lange mitmachen können.

Die vier Quarantäneblocks waren wieder einmal geräumt worden. Von den drei- bis vierhundert Franzosen, die vor zwei Monaten zu uns gekommen waren, gab es nur noch einige hundert im Lager. Die anderen waren nach den Außenkommandos Allach, Neckarelz und Neckargerach in Marsch gesetzt worden. Zu diesen Orten mit den düster klingenden Namen waren auch Dr. Laffitte und Niort gegangen, und der Jesuitenpater de La Peraudière, der sich nicht als „Pfarrer“ zu erkennen gegeben hatte, um seinen Kameraden folgen zu können.

Wir hatten einige Posten besetzen können, die nicht ohne Interesse waren. Die „Intellektuellen im Delirium“ hatten sich geräuschlos in der politischen Abteilung eingerichtet. Marsaud hatte im Revier zu Roche kommen können. Pierre Louis Berthaud, dessen Kenntnis der deutschen Sprache ihn bei seinen sozialdemokratischen Kameraden eingeführt hatte, konnte sich mit deren Hilfe auch dort einschmuggeln. Er half uns später, eine gewisse Anzahl Landsleute dorthin zu bringen und einige zu retten, als im Winter der Typhus über uns kam.

Die Herbstnebel begannen wieder aus der sumpfigen Ebene aufzusteigen. Nun war es ein Jahr, daß ich da war. Zum zweitenmal standen die melancholischen Asten vor mir in ihrer blaßvioletten Farbe, dort am Ende der Allee, die zum Krematorium führte, zu den Ställen der Kaninchen, die, wie die Zigeuner, zu den Experimenten im Block 5 benutzt wurden. Wie viele Jahreszeiten, wie viele Jahre noch würde man in dieser düsteren Umgebung leben müssen, und ohne Atemluft dieses unsichere Dasein führen, das jeder Augenblick in Frage stellen konnte?

In den ersten Tagen des September überschwemmten wieder zahlreiche Transporte den Appellplatz und brachten etwas Abhilfe gegen die Entmutigung, der

auch die großen Optimisten zu verfallen drohten. Citron, der in der politischen Abteilung nicht lange gebraucht hatte, um über alles auf dem laufenden zu sein, brachte genauere Mitteilungen über die neuen „Zugänge“. Es handelte sich um Kameraden aus dem Lager von Natzweiler in den Vogesen, das die Nazis unter dem Druck des Vormarsches der alliierten Armeen hatten räumen müssen. An sich war natürlich etwas Ermutigendes in dieser Verlagerung. Zum ersten Mal waren unsere Wächter gezwungen, sich in einem Licht zu zeigen, an das sie uns noch nicht gewöhnt hatten; sie waren auf dem Rückzug. Aber andererseits mußte man sich sagen, daß die Maschinerie des Regimes noch mächtig gut in Ordnung sein mußte, um eine Räumung wie diese zu bewerkstelligen. Welchen Wert maßen sie diesen Überbleibseln bei, für die sie den Transport bis hierher nicht scheuten, statt sie an Ort und Stelle wie wertlosen Abfall zu vernichten? Das erste, was uns die Neuangekommenen mitteilten, war der Eindruck, den ihnen die Räumung des Lagers gab, das sie verlassen hatten. Der rotglühende Schornstein des Krematoriums spie Tag und Nacht Feuer und verbreitete einen Leichengeruch, der sie bis hierher noch zu verfolgen schien. Man hatte offenbar nicht die Zeit gehabt, sie alle dort durchzujagen. Wir bekamen hierher nur die Überbleibsel. Sie waren nur zum Aufschub da; wir wahrscheinlich auch. Sehr bald stellte sich heraus, daß die Kameraden, die jetzt zu uns gekommen waren, in der überwiegenden Mehrzahl Franzosen waren, die zur Aristokratie der N.N., der Nacht- und Nebelleute, gehörten. Es waren die, die im Gegensatz zu uns weder Briefe noch Pakete bekommen durften und tatsächlich dazu bestimmt waren, nicht ohne Glattstellung einer letzten Rechnung auf immer in Nacht und Nebel zu verschwinden. Mußte ihre Arbeitsleistung nicht wenigstens die Kosten der Kohle decken, die den

Kren  
der a  
rung  
MiniUnte  
nen  
erste  
Ende  
Brüd  
schle  
sich  
den  
selte  
der  
werd  
die v  
Beha  
Revi  
kam  
wor  
sonc  
ersp  
Gefi  
Mec  
bind  
Bloc  
und  
non  
sein  
Mo  
die  
ihre  
lich  
von  
Un

Krematoriumsofen heizte? Die zweifellos im Interesse der allgemeinen Gesundheit durchgeführte Einäscherung kostete also der Finanzverwaltung der SS nur ein Minimum.

Unter diesen für die nächsten Säuberungen vorgesehenen N.N.-Kandidaten waren Kameraden aus den allerersten Nachrichtennetzen, die Remy und seine Leute Ende 1940 in der Bretagne aufgebaut hatten. Die beiden Brüder Le Tac, François Faure und der Dr. Lavoué schleppten ein ziemlich belastetes Aktenstück hinter sich her. Lavoué war als Arzt sofort in den Block 13 zu den Tuberkulösen geschickt worden, für den Freiwillige selten waren. Die anderen suchten offensichtlich aus der Verlegung Vorteile zu ziehen und vergessen zu werden. General Delestraint und Monsignore Piguet, die während des Transportes den Vorzug einer besseren Behandlung gehabt hatten, kamen nach Block 7 des Reviers. Der Bischof insbesondere war, nachdem er erkannt worden war, mit Aufmerksamkeit behandelt worden: Faustschläge, wiederholte Ohrfeigen und besonders ausgesuchtes Essen; keine Demütigung ist ihm erspart geblieben. Ich nahm mit diesen beiden neuen Gefährten nach ihrer Ankunft durch einen jungen Medizinstudenten, Louis Hickel aus Reichshofen, Verbindung auf. Sie unterhielten sich im inneren Hof von Block 7, beide bekleidet mit einem zerlumpten Hemd und einer um die Hüfte gewickelten Decke. Das war die normale Uniform des Reviers, wo es verboten war, seine eigenen Klamotten zu behalten.

Monsignore Piguet wurde in Block 26 zugelassen, wo die Gesamtheit der katholischen Priester ihn sofort als ihren Chef anerkannte. Das war an sich selbstverständlich; aber wir waren trotzdem nicht wenig betroffen von dieser selbstverständlichen Manifestation der Universalität der Kirche.

Man hätte Monsignore Piguët sehr in Erstaunen gesetzt, wenn man ihn als Widerstandskämpfer betrachtet hätte. Und doch war er es auf seine Weise. Man hat oft gesagt, daß die Kirche in ihren Beziehungen mit der weltlichen Gewalt nie knausert, um sicher zu sein, den Cäsaren auch alles zu geben, was ihnen zukommt. Sie gewährt ihnen immer ein klein wenig mehr, einen „Nachschlag“. Geht es aber über die Toleranzgrenze hinaus, die sie sich gezogen hat, zeigt sie sich unerbittlich. So hat sich auch der Bischof von Clermont-Ferrand verhalten. Er war, glaube ich, Anhänger von Vichy. Aber Vichy durfte von ihm nichts Unmögliches verlangen, z. B. daß er seine Hilfe einem Juden verweigere oder einem politisch Verfolgten, den die Polizei sucht, die Aufnahme.

Man sah öfters, Seite an Seite, in ihren Stromerfetzen den Bischof und den Agit-Prop-Chef der gleichen Stadt Arm in Arm vorbeigehen. Gabriel Marchadier, ein Erzkommunist, war von dem bestehenden Staat zum Tode verurteilt worden, aber der Marschall hatte ihn begnadigt. Ihm wandte der gute Hirte ganz natürlich die bekannte, dem hundertsten Schaf geltende Vorliebe zu. Aber als dann die Befreiung kam, zeigte sich Marchadier zur Fraternisierung weniger bereit. Er entdeckte plötzlich die Vichy-Neigung des Kameraden Bischof.

Der Häftling Nr. 103001, Gabriel Piguët, erfüllte die Franzosen mit Stolz wegen seiner Haltung, seinem Schneid und seiner guten Laune. Er imponierte ihnen und auch den anderen durch eine gewisse Gleichgültigkeit, mit der er die dauernde Gefahr abtat, in die er sich durch allen Verboten zum Trotz fortgesetzte Ausübung seines Apostolates begab. Man erzählte sich, daß er in Block 26 eine schwierige Aufgabe gelöst habe, die viel Kühnheit verlangte: die Weihe eines jungen deutschen Diakons zum Priester, eines Freundes von Bob Claessens, der im Tuberkulosenblock 13 nicht sterben

wollt  
habe  
und  
Bisch  
noch  
Ame  
kreu  
Eine  
Mus  
strei  
Mus  
gard  
stral  
dürn  
in c  
dau  
spra  
„Stü  
feig  
löst  
weg  
Blo  
mir  
men  
zu  
har  
ges  
We  
gef  
„Al  
Als  
ful  
nac  
„V  
gel

wollte, ohne vorher die Heilige Weihe erhalten zu haben. Diese ruhige Mißachtung von Anordnungen und der Risiken, die das mit sich brachte, sicherte dem Bischof eine Hochachtung, die seine priesterliche Würde noch betonte. Instinktiv suchte man mit dem Blick den Amethystring an seinem nackten Finger und das Brustkreuz auf seinem gestreiften Anzug.

Eines Sonntags ließ sich beim Nachmittagsappell die Musikkapelle hören. In Dachau war so ein Possenstreich selten. Für diesen Tag hatten die russischen Musiker das Flitterwerk der jugoslawischen Königsgarde angelegt. Ich sehe noch die riesige Posaune, deren strahlendes Messing die Gruppe der schwindsüchtig dünnen Musikanten überragte. Sie wurden übrigens alle in der nächsten Woche hingemordet. Das Antreten dauerte wieder ewig. Der Bischof vorn am Block 26 sprach mit seinem Nachbarn. Als der SS-Mann, der die „Stücke“ zählte, es bemerkte, schlug er ihm eine Ohrfeige ins Gesicht, die einen nervösen Tränenstrom auslöste. Der Bischof wischte ihn rasch mit dem Rockärmel weg. Nach dem Wegtreten auf dem Rückweg in den Block kam er zu mir, faßte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohre: „Ich habe mich vorhin unwürdig benommen, daß ich mich so habe gehen lassen, wie ein Kind zu weinen. Andere, die uns Beispiel sind, sind mißhandelt worden; einer ganz besonders ist ins Gesicht geschlagen worden, auch er . . .!“

Weniger um sich zu rechtfertigen, als um seine wieder-  
gefundene gute Laune zu zeigen, setzte er hinzu:

„Aber da war keine Musik dabei.“

Als ich von der Ankunft des Generals Delestraint erfuhr, fühlte ich mich plötzlich achtzehn Monate zurück nach Fresnes versetzt:

„Vidal läßt Duval sagen, daß er zu ihm nach Fresnes gekommen ist. Gebt die Nachricht weiter . . .!“

Ich lausche gespannt. Solche Nachrichten dringen gelegentlich in die bedrückende Einsamkeit unserer Zellen bis zu uns vor. Sie werden in dem riesigen inneren Hof durch die Ankömmlinge des Tages aus ihren Räumen im Erdgeschoß angekündigt und von Hunderten wohlwollender öffentlicher Rufer weitergegeben. Wenn die Akustik günstig ist, bekommt man bis in die oberen Stockwerke unter den tröstlichsten Mißklängen die Echos von Radio Fresnes. Ich bin erschüttert, zu erfahren, daß Vidal nun auch verhaftet ist. Ich hatte einige Monate vorher in Lyon durch Henri Frenay, der von London zurückgekommen war, erfahren, daß die geheime Armee, deren Aufbau wir planten, von General de Gaulle einen militärischen Chef erhalten hatte. Er hatte ihn unter den Generalen der aktiven Armee, die in der nichtbesetzten Zone geblieben waren, ausgesucht. Frenay hatte mir den Namen dieses Führers nicht genau genannt, und ich hatte diese notwendige Zurückhaltung durchaus verstanden. Er hatte nur den Decknamen genannt, mit dem wir ihn unter uns bezeichnen sollten, nämlich Vidal.

Wenn die Gestapo ihn jetzt schon außer Gefecht gesetzt hatte, so vermute ich, daß es geschehen ist, weil die geheime Armee anfängt, sich bemerkbar zu machen, und darüber freue ich mich. Aber mich beunruhigt doch der Gedanke, daß der — wie ich weiß — unter schwierigsten Umständen Führende so schnell sich hat einfangen lassen können. Andererseits schmeichelt es mir natürlich etwas, daß Vidal, von dem ich nichts anderes weiß, als was mir Frenay von ihm gesagt hat, den Gedanken hatte, diesem Duval, den er nicht kennt, aber dessen Anwesenheit er hier offenbar erfahren hat, eine Botschaft zukommen zu lassen. Diese brüderlichen Bande, die sich in der Heimlichkeit des Kampfes zwischen den Kameraden knüpfen, werden nicht der geringste Trost sein in der Nacht dieser düsteren Jahre. Achtzehn

Monat  
endlich  
gab il  
im La  
er de  
bewe  
Diese  
Sie h  
leute  
unse  
ihre  
erbit  
durch  
Vida  
Blick  
fühlt  
und  
sich  
anni  
die I  
Reis  
von  
die  
Kan  
sind  
von  
als  
will  
des  
In c  
sei  
aus  
Blo  
hat  
aus  
Aig

Monate also nach der Botschaft von Fresnes hatte Duval endlich Gelegenheit, sich Vidal vorzustellen. Er übergab ihm dabei den Titel des Obmannes der Franzosen im Lager, den er nur dem Zufall verdankte, und weil er der erste hier gelandete Mann einer Widerstandsbewegung war.

Diese Übergabe der Vollmachten war selbstverständlich. Sie hatte u. a. auch den großen Vorteil, unseren Landsleuten und den anderen das Gefühl zu geben, daß unsere Widerstandsbewegung eine Realität war, die ihre militärische Rangordnung sogar in einer zur unbittlichsten Unterschiedslosigkeit verdamnten Herde durchsetzte.

Vidal! Ich sehe das dunkle Blau seiner Augen, seinen Blick, der zugleich gebieterisch und voller Güte war. Ich fühle die Energie dieses Mannes in seinem Handschlag und seine herzliche Freundlichkeit in der Art, in der er sich beinahe entschuldigt, daß er die kleinen Dienste annimmt, die man ihm anbietet. Seine Züge spiegeln die Mühsale der letzten Wochen in Natzweiler und der Reise hierher. Er ist offensichtlich froh, einem Führer von Combat hier zu begegnen. Ich bin betroffen über die Strenge seiner Beurteilung der hier anwesenden Kameraden, die ihm in seiner Rebellion nicht gefolgt sind. Ich überlege mir, daß das eine typische Haltung von Péguy ist. Tatsächlich, keiner ist mehr Péguyist hier als dieser französische General, der sich rühmt, freiwillig unter den Befehl seines früheren Untergebenen, des Obersten de Gaulle, getreten zu sein.

In der Folge sah ich General Delestraint öfters wieder, sei es im Revier, wo er wegen des bösen Willens der ausländischen Kapos nur kurz bleiben konnte, sei es im Block 24, den die Franzosen wieder in Besitz genommen hatten, und wo der gute Louis Konrath, ein Lothringer aus Diedenhofen, über ihn wachte wie Flambeau über Aiglon, den Sohn Napoleons.

Ich war bei dem Zwischenfall, der ihn das Leben kosten sollte, im Revier; er beleuchtet sehr gut seinen Charakter. Seine Haltung war die der Offiziers-Anwärter von Saint Cyr 1914, die mit Federbusch an der Mütze und weißen Handschuhen zum Sturmangriff antraten. An diesem Tage hatte, wie es manchmal vorkam, das Lager die Ehre des Besuchs irgendeines SS-Obersten, der zur Besichtigung kam. Im Hof von Block 24 waren alle die aufgebaut, die noch nicht zu einem Arbeitskommando gehörten. General Delestraint hatte sich ganz natürlich in die erste Reihe gestellt. Er war klein von Gestalt, aber hielt sich so, daß er selbst dem dickfälligsten Hinterwäldler auffallen mußte. Der SS-Mann vom Dienst war vielleicht kein Hinterwäldler, aber sehr neugierig. Er fragte den kleinen Häftling mit den blauen Augen und dem energischen Gesicht:

„Wer bist du?“

„General der französischen Armee.“

Louis Konrath hat mir noch ergänzend bestätigt, daß General Delestraint aus einer ihm eigenen Verwegenheit hinzugefügt habe:

„Und unter dem Befehl von General de Gaulle, nachdem er unter dem meinen gewesen ist.“

Es ist anzunehmen, daß diese Antwort dem Obersturmführer imponierte. Seine Entdeckung meldete er wohl nach Berlin, denn unser Chef wurde kurz darauf in den Ehrenbunker hinter den Küchen geschickt, wo — wie wir wußten — bessere Leute eingesperrt waren. Der Bischof von Clermont-Ferrand war ihm dorthin einige Tage früher vorausgegangen. Unserem General gelang es unter irgendeinem gesundheitlichen Vorwand, täglich ins Revier zu kommen. Ich begegnete ihm so bei Penchenat, der es mit einer unwahrscheinlichen Selbstsicherheit und Kühnheit geschafft hatte, bei den SS-Leuten seine strahlentherapeutischen Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Die Stube, wo Penchenat seine

„Lichtstation“ eingerichtet hatte, war zu einem erstaunlichen Treffpunkt geworden. Während Penchenat, um die Aufmerksamkeit des SS-Begleiters abzulenken, irgendeinen der zufällig Anwesenden mit einer Rede-Flut zudeckte — genau wie in einer Komödie von Molière —, konnte man sich mit dem, der Chef der Franzosen in Dachau blieb, vertraulich unterhalten.

Die Tage der Befreiung kamen heran. Man konnte es an sehr vielem merken. Schon bereitete Penchenat Abzeichen für die Eingeweihten vor. Der General hatte, als er in den Bunker kam, die Genehmigung erhalten, die Kleidung, die er am Tage seiner Verhaftung trug, wieder anzulegen. Dieser kleine Zug — weit entfernt, uns mißtrauisch zu machen — bestätigte uns vielmehr in der törichten Sicherheit, daß eine derartig wohlwollende Maßnahme ein Beweis mehr dafür sei, daß das Ende bevorstehe.

Eines Donnerstags, es war der 19. April, war ich wie alle vorhergehenden Tage am Treffpunkt, den mir der General angegeben hatte. Zum erstenmal kam er nicht. Nur der Pastor Niemöller, sein Bunkergefährte, war da, begleitet von dem üblichen SS-Mann vom Dienst. Dieses Fehlen gab uns zu denken. Ich wechselte einige Worte mit dem Pastor, als wir einen uns allzu vertrauten Knall vernahmen.

„Die werden auch bis zum letzten Tage erschießen“, sagte Niemöller ruhig.

Abends suchte mich Citron mit völlig verstörtem Gesicht im Revier auf. Auf dem Zettel des Generals, den der SS-Mann von der politischen Abteilung ihm eben zur Eintragung gegeben hatte, war das Totenkreuz, gefolgt von der üblichen Formel „Abgang durch Tod“, mit noch ganz frischer Tinte eingetragen. Der Hinrichtungsbefehl war aus Berlin gekommen.

Diese Mordtat überraschte uns völlig und bedrückte uns furchtbar. Wir haben uns hinterher Vorwürfe ge-

macht, die Identität des Generals nicht getarnt zu haben. Das wäre leicht gewesen bei dem ungeheuren Chaos, das seit Ausbruch der Typhus-Epidemie im Lager herrschte. Aber dieser Gedanke war uns nicht gekommen; dem General Delestraint noch weniger als uns, wage ich zu behaupten. Ich habe sogar das Gefühl, daß er einen derartigen Versuch abgelehnt hätte. Er war eine Persönlichkeit wie Renouvin. Jede Täuschung war ihm zuwider. List und Gerissenheit waren ihm unerträglich. Der Feind, der ihn schmähslich ganz nackt durch einen Genickschuß meuchelte, war seiner in unvorstellbarer Weise unwürdig. Wie Jacques Renouvin hatte sich General Delestraint in seinem Gegner getäuscht und ebenso im Jahrhundert, in dem er lebte. Aber wenn das Wort „Ehre“ in unserer Welt noch irgendeinen Sinn haben kann, ist es Männern wie diesen zu verdanken.

Citron war anspruchsvoll geworden. Seit der Ankunft des Transportes von Natzweiler hatte er seine Aufgaben in der politischen Abteilung sehr ernst genommen. Es verging kein Tag, an dem er mich nicht selber oder durch Sussel auf einen Landsmann aufmerksam machte, dessen angesehene Stellung oder Leistungen in der Widerstandsbewegung genaue Beobachtungen erforderten, oder den man nicht in dem anonymen Elend der Quarantäneblocks untergehen lassen durfte. Außer auf viele andere hatte er schon meine Aufmerksamkeit auf Georges Lapierre gelenkt. Er wunderte sich, daß wir es nicht 24 Stunden nach seiner Ankunft geschafft hätten, ihm einen Platz in einem nicht allzu anstrengenden Kommando zu besorgen.

Diesen Abend nahm mich Citron nach dem Abendappell beiseite, um mir zu eröffnen, daß er in Block 23 einen weiteren besonderen Häftling entdeckt habe: den Prinzen Xavier de Bourbon-Parma, und daß es infolge-

desse  
er ve  
Block  
gerne  
widn  
Beke  
klärt  
lerne  
absta  
Thro  
gera  
nich  
Bloc  
Hän  
„Wi  
„Es  
anz  
zeich  
Um  
hob  
halt  
auf  
„M  
spre  
wo  
wie  
rad  
Ges  
hat  
Un  
hun  
er r  
ger  
Tei  
ein  
eve

dessen angezeigt sei, ihn in eine Stube zu bringen, wo er verhältnismäßig geschützt wäre. Auf dem Wege zu Block 23 erläuterte mir Citron gewissenhaft, daß er sich gerne der spannenden Wissenschaft der Genealogie gewidmet hätte. Er fügte dem sogar ein unerwartetes Bekenntnis seiner monarchischen Gefühle an. Er erklärte mir, wie der neue Kamerad, den wir jetzt kennenlernen würden, in direkter Linie von Ludwig XIV. abstammte, während der Stammbaum des legitimen Thronerben auf Heinrich IV. zurückging. Wir waren gerade bei dem Thema der spanischen Heiraten, als wir nicht ohne Schwierigkeiten durch den Eingang von Block 23 kamen, durch den sich zwanzig armselige Hände flehend nach der Lagerstraße streckten.

„Wie wollen wir ihn anreden?“ beunruhigte sich Citron. „Es würde sich gehören, ihn mit Königliche Hoheit anzusprechen. Das würde die Situation gut kennzeichnen.“

Um Schwierigkeiten zu umgehen, die der Gebrauch der hoheitlichen Formen während einer längeren Unterhaltung mit sich gebracht hätte, einigten wir uns auf eine Zwischenlösung: Man würde ganz einfach „Monseigneur“ zu ihm sagen und in der dritten Person sprechen. Sobald wir in die Stube gekommen waren, wo der Teil der letzten „Zugänge“ von Natzweiler sich wie in einer Heringstonne drängten, ging Citron geradewegs auf den Prinzen zu mit dem entschlossenen Gesicht, das Jeanne d'Arc im Schloß Chinon gehabt haben muß, als sie auf den Dauphin Charles zuing. Unser neuer Kamerad, völlig verloren unter den zweihundert Stromern, gab uns klar zu verstehen: so sehr er uns für unseren Schritt dankbar sei, wünsche er doch, genau wie alle anderen behandelt zu werden und seinen Teil an der gemeinsamen Not mitzutragen. Nicht ohne eine gewisse Mühe gelang es uns, ihn zu bewegen, eventuell ein Paar Socken aus dem Desinfektions-

kommando als Ersatz für die Fetzen anzunehmen, die er an den Füßen trug.

Sobald sie ihn entdeckt hatten, wollten die österreichischen Monarchisten nun ihrerseits dem Bruder ihrer früheren Kaiserin das allgemeine Los ersparen. Ohne Erfolg. Er war lediglich damit einverstanden, ins Revier zu gehen, als er sich krank fühlte, wo Bertl ihn in Obhut nahm, bevor er ermordet wurde. Er verteilte alles, was er von seinen österreichischen und Luxemburger Freunden bekam. In den letzten Tagen führten ihn die SS-Leute, ohne ihn um seine Meinung zu fragen, in das Prominenten-Gefängnis.

Paul Bourget schrieb einmal von König Albert von Belgien, man werde ein besserer Mensch, wenn man nur an ihn denke. Alle die, die ihn in Dachau gekannt haben, können das gleiche von ihrem Kameraden sagen, Seiner Königlichen Hoheit, dem französischen Prinzen Xavier de Bourbon Parma.

## XVII

### *Ein Samariter*

Aber ein Samariter kam vorbei, sah ihn und ward von Mitleid gerührt (Lk. 10, 29).

Wenn ich so das Lager Dachau betrachte an der Schwelle dieses zweiten Winters, den ich dort werde verbringen müssen, den ich versuchen muß durchzustehen, entmutigt mich vor allem der ewig gleiche Anblick des trüben Gesamtbildes. Nichts scheint verändert. Das Revier hat seinen Bereich nicht über den Block 13 hinaus ausgedehnt. Das Quartier der Aristokraten ist immer noch an der gleichen Stelle. Die Franzosen sind dort noch nicht zugelassen. Der Rauch des Krematoriums steigt wie seit zehn Jahren am Ende des Ganges von Block 28

auf, wo die polnischen Priester zusammengepackt sind. Die einzige Neuerung ist diese Bordell-Baracke, Block 31, die im letzten Frühjahr für die Kapos und Vorarbeiter in der Nähe des Bauernhauses eingerichtet worden ist, wo die Desinfektionsarbeiter die Kleidung der Tausenden von „Zugängen“ mit Schwefel behandeln. Die „Zugänge“ kommen jetzt nicht mehr aus dem Westen, sondern aus dem Osten. Ehe die Züge die Überfülle der Lager von Buchenwald und Auschwitz in den gespenstischen Endtagen in Dachau ausladen werden, bestehen die großen Transporte aus den Letzten des Warschauer Ghettos und aus ungarischen Juden. Warum sie hierher gebracht werden, weiß man nicht recht, da festzustehen schien, daß dieser Abschaum unseres Lagers nicht würdig sei. Diese Juden sind in einem Zustand, der jeder Beschreibung spottet. In der Revierregistratur, wo ich an ihrer Eintragung mitarbeite, beschwert sich Joos, eine so offensichtlich unnötige Arbeit machen zu müssen. Denn es ist klar, daß diese Skelette kaum noch einige Tage zu leben haben. Die verbrauchte Haut ist nur noch eine graue Hülle. Sie liegt ganz eng auf dem Knochengerüst auf und läßt Rippen, Becken und Schenkelknochen heraustreten, die sich nur noch in einem letzten automatischen Reflex bewegen. Die Leute entleeren sich teilnahmslos vor uns auf den Boden. Wenn sie noch die Kraft haben, einige Laute von sich zu geben, bleibt ihr Kauderwelsch unverständlich. Aber, und das ist vielleicht die neue Tatsache, trotz der Duschenbehandlung, von der sie kommen, bleiben sie von Ungeziefer bedeckt. Mit ihnen hält der exanthemische Typhus seinen Einzug.

Neben diesen Judentransporten kommen von Zeit zu Zeit kleinere Transporte von Zwangsarbeitern. Bei letzteren, aus dem Gefängnis Wuppertal, war im November Pater Dillarde. Ich sehe ihn wieder vor mir in Block 21, ausgerüstet mit der alten Montur, Rock und

Mütze, eines zweiten Bahnvorstehers der S.N.C.F. (Französische Staatsbahngesellschaft). Um die gleiche Zeit kamen die französischen Priester von Mauthausen und Buchenwald; ein Schritt des Vatikans hat zweifellos die meisten von ihnen vor einem viel ärgeren Winter gerettet. Damals kamen zu uns Pater Doyen und Abbé Lamartinière, die sich rücksichtslos opferten, als der Typhus wütete, die beiden Benediktiner von Urt und der alte Militärpfarrer von Saint Cyr, Abbé Henocque. Unter den „Zugängen“ von Mauthausen begegnete ich Pater Riquet. Er war in jammervollem körperlichem Zustand, hatte aber einen klaren Blick und ein etwas trauriges Lächeln. Ich wußte, welch bedeutsamen Anteil er in den allerersten Monaten an der geistigen Widerstandsbewegung unter der Abschirmung durch den Laënnec-Kreis gehabt hatte. Von Mauthausen kam Abbé Sigala, der einer meiner liebsten Combat-Gefährten in der Dordogne war. Als ich ihn im Duschaum sah, erinnerte ich ihn daran, wie herzlich er mich vor drei Jahren als Professor der Philosophie am St. Joseph-Kolleg in Perigueux in seinem Zimmer empfangen hatte, als ich Verbindung mit ihm suchte. Als Antwort hatte er mich umarmt mit dem Ausruf:

„Endlich! Seit achtzehn Monaten warte ich auf Sie!“

Abbé Sigala, alter Offizier des ersten Krieges, war wie einige andere einer der feldgraublauen Kämpfer, die trotz der Bürgschaft des Siegers von Verdun\*) die Niederlage einfach nicht annehmen wollten. Jetzt konnte ich ihm seinen damaligen Gruß zurückgeben:

„Und nun bin ich es, der Sie seit achtzehn Monaten erwartet.“

Achtzehn Monate! Wie lang waren sie gewesen. Sie schienen kein Ende nehmen zu wollen. Die Pappeln der Lagerstraße hatten sich zum zweitenmal blaßgelb gefärbt, die Appelle spielten sich morgens und abends

\*) Gemeint ist Marschall Petain.

unter den gleichen Formen an der gleichen Stelle, vor den gleichen Gebäuden ab, über deren Dächern immer der gleiche zynische, bösertige, entmutigende Satz, in großen gotischen Buchstaben stand:

„Es gibt einen Weg zur Freiheit.“

Seit der Landung kommt aus Frankreich keine Nachricht mehr zu uns durch. Undurchdringliches Schweigen. Die Nazizeitungen berichten von Zeit zu Zeit über Gefechte bei Royan und vor Saint-Malo. Was passiert eigentlich bei uns? Ist das Gebiet also doch noch nicht ganz befreit? Werden wir es jemals werden? An der Schwelle dieses zweiten Winters greift die Mutlosigkeit auch nach den größten Optimisten, nach denen, die so tun, als ob sie Optimisten blieben. Die Gruppe der Franzosen, durch viele „Abgänge“ zu auswärtigen Kommandos verringert, ist trotzdem stärker als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Das sollte doch den Alten einen Auftrieb geben. Aber die drückende, würgende Unsicherheit bleibt die gleiche. Seitdem keine Pakete mehr kommen, haben wir noch mehr Hunger als vorher, und das will etwas heißen. Unsere alten Leute werden bald in den Block 30 kommen, wo unbeschreibliche Leiden ihrer warten, ehe sie fast alle dort zugrunde gehen. Der Anblick von soviel Fürchterlichem vermehrt noch die allgemeine Niedergeschlagenheit. Der Winter 1945 kündigt sich also in noch weniger verlockendem Licht an als der vorhergehende.

Ich hatte es zustande gebracht, meinen kommunistischen Landsmann Germain Auboiron zum Desinfektionskommando versetzen zu lassen. Das war nicht ohne Schwierigkeiten abgegangen, die durch Hilfe von Vater Joos überwunden werden mußten. Der gute Joos verstand mein Drängen nicht recht und der Kapo Jakob noch weniger. Daß ein nichtkommunistischer und sogar entschlossen antikommunistischer Deportierter eine

solche Maßnahme auch im Namen der Widerstandsbewegung forderte, das war eine der Sachen aus unserem Kampf, deren Begründung dem einen wie dem anderen nicht einleuchten wollte. Aber Joos hatte sich damit abgefunden, im Verhalten der Franzosen Feinheiten, die er nicht recht verstand, gelten zu lassen. Da er uns gern mochte, bekam man von ihm schließlich immer das, was man wollte. Er hatte mir aber nicht verheimlicht, daß die Organisation, mit der er verbunden war, unter den gegebenen Umständen ebenso wie er selber unseren Wunsch nicht verstand. Die Kommunisten hatten doch ihre Organisation im Lager seit mehreren Monaten wieder aufgebaut. Warum ging also Auboiron nicht über sie, um sein Ziel zu erreichen? Ich berühre hier eine Frage, die mir immer dunkel schien. Die Kommunisten hatten es in Dachau, soviel ich weiß, seit 1943 nicht fertiggebracht, das Lager wieder in die Hände zu bekommen. Ihre Minderheitsorganisation war für die, die nicht zur Partei gehörten, undurchdringlich. Ich habe nie gewußt, wer der oder die verantwortlichen französischen Vertreter bei ihrem internationalen Komitee waren. Ich hatte durch die Gefährten von Natzweiler erfahren, daß Linet, ein ausgezeichnete Kamerad, dort als einer der führenden Köpfe der Partei galt, und daß auch Neveu in seiner Eigenschaft als Abgeordneter des Seine-Départements einen Vertrauensposten haben mußte. Aber bis zu den Tagen unmittelbar vor der Befreiung hatte ich mit ihnen nur gelegentliche, ganz oberflächliche Verbindung. Hatten sie sich damit abgefunden, die älteren Rechte dessen anzuerkennen, der bis zur Ankunft von General Delestraint als verantwortlicher Mann der Franzosen galt? Ich weiß es nicht. Nach der Hinrichtung unseres Chefs und im Vollzug seines durch einen Priester von Block 26 übermittelten letzten Willens nahm ich diesen Titel durch eine Art allgemeiner Zustim-

nds-  
nse-  
dem  
sich  
ein-  
Da  
lich  
ver-  
den  
e er  
mu-  
seit  
also  
?  
kel  
viel  
eder  
ani-  
un-  
die  
rem  
die  
aus-  
den  
iner  
ents  
den  
mit  
bin-  
ren  
von  
der  
ung  
rie-  
hm  
im-

mung wieder an. Von keiner Seite kam es zu Widerspruch, außer von einem armen Teufel, den sie einen Augenblick lang zu fördern und mir entgegensustellen suchten, wahrscheinlich deswegen, weil ich einige Monate vorher mich energisch geweigert hatte, ihm zu helfen, eine Art antikommunistischer Miliz im Lager aufzustellen, was in meinen Augen eine völlige Verirrung gewesen wäre. Glaubten sie, daß ich durch ihre Formel von der nationalen Front verführt sei? Nahmen sie an, daß ich im gegebenen Augenblick bereit sein würde zu tun, was sie wollten? Ich weiß es nicht. Tatsache ist jedenfalls, daß die Franzosen des Lagers Dachau niemals wie gewisse andere Insassen unter ihrem Gesetz standen, nicht einmal durch eine Mittelsperson.

Diese vorstehende Bemerkung ist notwendig, um meine Haltung ihnen gegenüber unter diesen Umständen verständlich zu machen. Seit Juni 1941 hatten sie unbestreitbar an unserer Arbeit teilgenommen. Es waren Kampfkameraden. Die einfachste Loyalität verlangte, dieser Waffenbrüderschaft Rechnung zu tragen. Man mag sagen, daß die Leute der reinen Dialektik in der höheren Führung über unsere Einfalt lächelten. Mag sein. Persönlich habe ich mit diesen Gesprächspartnern nie zu verhandeln gehabt. Meine kommunistischen Kameraden waren alle auf der unteren Ebene des Kämpfers; und von einem solchen Kämpfer habe ich zu sprechen. Ich würde sein Andenken verraten, wenn ich ihn durch das, was ich berichten muß, als eine Art Irrgläubigen an seiner Religion erscheinen ließe. Ich weiß nicht, wie man das in marxistischer Sprache genau ausdrückt. Meine Überzeugung aber ist, daß Auboiroux wie viele andere, von denen Péguy sprach, gefallen ist:

„Für irgendeinen Gott, der nicht der wahre Gott ist, geopfert auf irgendeinem Altar, der das wahre Opfer nicht kennt.“

Nach dieser Feststellung wird nichts auf der Welt, aber auch gar nichts, mich daran hindern, ihn als einen Bruder in Anspruch zu nehmen.

Als er mit den Häftlingen von Eysses im Lager ankam, hatte Auboiron durch den Schreiber auf seinem „Zugangszettel“ vermerken lassen „ohne Religion“. So machten sich die Kommunisten gleich beim ersten Auftreten ihren Kameraden auf der Schreibstube bemerkbar. Nicht, daß etwa sie allein das für sich in Anspruch genommen hätten; aber diese Erklärung war in gewisser Weise für jeden vorgeschrieben, der sich zur kommunistischen Partei bekennen wollte. Auboiron hatte übrigens keinerlei Grund, sich dieser Regel nicht anzupassen. Er war Kommunist seit eh und je.

Er hat mir oft erzählt, wie er in seiner Jugend zuerst Revolutionär und dann Kommunist geworden sei. Durch seine Familie und seinen ersten Unterricht gehörte er zu dem, was man die christliche Volkstradition unseres Landes nennt. Er hatte den ersten Krieg von Anfang bis zu Ende mitgemacht; Yser, Verdun, Chemin des Dames, die ganze Namensliste. Dieser wahrscheinlich nicht ohne formalrechtlich ausreichende Gründe wegen antinationaler Betätigung verfolgte Antimilitarist hatte sich trotzdem vor 25 Jahren den Luxus der Auszeichnung mit der Militärmedaille geleistet, indem er bei einer Kampfhandlung sein Maschinengewehr bis zur völligen Erschöpfung des Munitionsvorrats bediente. Kurzum, der klassische feldgraublau Poilu. Zum überzeugten Kommunisten hatte ihn schließlich die soziale Ungerechtigkeit gemacht. Man mag lächeln, wenn man an die Enttäuschung denkt, die die vielen Auboiron an dem Tage erlebt hätten, an dem sie sich der Praxis eines Systems gegenüber gesehen hätten, das von der Gerechtigkeit keine so hohe, so reine, so anspruchsvolle Vorstellung zu haben scheint, wie sie. Aber nichts rechtfertigt die Behauptung, Auboiron würde nicht, wie so

viele  
erdu  
als U  
wart  
woll

Als i  
trete  
drak  
Jako  
führ  
Cha  
Gast  
grau  
fügu  
Übe  
Aus  
sollt  
mot  
berg  
ten,  
frei  
den  
ver  
des  
geb  
Cre  
risc  
abs  
unc  
unc  
bie  
wo  
Pir  
Au

viele andere auch, das Schauspiel der Ungerechtigkeiten erduldet oder angenommen haben. Man hätte sie ihm als Übergangsstadium erklärt in der messianischen Erwartung der endgültigen Gerechtigkeit. Auboiron wollte ein untadeliger Kommunist sein.

Als im Lager das Gerücht aufkam, daß Typhus aufgetreten sei, ergriff der Generalstab der alten Häftlinge drakonische Maßnahmen; Typhus war ihr Schrecken. Jakob Koch, unser Kapo, erhielt zunächst vom Lagerführer mit Begründungen, auf deren geheimnisvollen Charakter er sehr stolz war, die Genehmigung, den Gasraum im Krematorium dem Kommando für weniger grausame Zwecke als ursprünglich vorgesehen zur Verfügung zu stellen. Statt in den genannten Raum den Überschuß an Juden, den die überfüllten Kammern von Auschwitz nicht mehr verarbeiten konnten, zu stecken, sollte der Vorrat an Zyklongas dazu dienen, die Klammotten, Lumpen und andere Kleidungsstücke, die sich bergeweise im Hof vor unserem Bauernhaus auftürmten, schneller zu desinfizieren und von Läusen zu befreien. Nach dieser ersten Maßnahme stellte Jakob dennoch fest, daß das Ungeziefer sich unvorstellbar vermehrte; er kam auf den Gedanken, zwei Häftlingen des Kommandos einen etwas delikaten Auftrag zu geben. Sie sollten alle Türgriffe zweimal täglich mit Cresol bepinseln, um sie als Überträger der mörderischen Läuse weniger gefährlich zu machen. Diesen absonderlichen Vertrauensposten erhielten Auboiron und ich. So konnten wir beide mit einem roten Ausweis und einer gleichfarbigen Armbinde in dem ganzen Gebiet des Typhusbereichs kommen und gehen, wie wir wollten; in der einen Hand den Eimer mit Cresol, den Pinsel in der anderen.

Auboiron glich der Gestalt von Jerome K. Jerome, die

in „Drei Männer in einem Boot“ jeden Morgen eine andere Krankheit bei sich entdeckt. Er hatte eine abscheuliche Angst vor den Mikroben, an die er glaubte. Auch das war ein Punkt, wo ich seine Überzeugung nicht teilte. Er aber erwies der ärztlichen Wissenschaft und den Medikamenten, den Aufgüssen von Heilkräutern, Heiltränken, Salben und anderen Drogen den Respekt und das abergläubische Vertrauen, woraus wahrscheinlich bis an das Ende der Zeiten alle Diafoirus<sup>1)</sup> und Dr. Knocks<sup>2)</sup> ihr Vermögen machen werden. Ganz ehrlich gesagt, hatte er diesen Auftrag nicht ohne viel Mut angenommen. Er tat es, weil er sich über den ungeheuren Vorteil klar war, der sich für uns daraus ergab; konnten wir doch unsere im Lager und insbesondere im Revier verstreuten Kameraden täglich sehen. Im übrigen traf er wegen der Ansteckungsgefahr bestütigende Vorsichtsmaßnahmen; aber letzten Endes glaube ich doch, daß er sich ein wenig auf seinen guten Stern oder auf die Vorsehung, wie man will, verließ. Bekleidet mit einem allzu kurzen Paletot, war er dauernd unterwegs, ging von den einen zu den anderen, brachte diesem eine Botschaft von jenem, machte einen Freund aufmerksam auf einen anderen, der irgendwo im Sterben lag. Als die Epidemie ihren Höhepunkt erreichte, begann er, an die zahllosen Durchfallkranken Holzkohle zu verteilen. Er war auf den Gedanken gekommen, sie durch vorsichtiges Ausglühen von Schemelbeinen herzustellen, die er ohne Wissen der Stubenältesten aus irgendeiner Ecke des Blocks beiseite geschafft hatte. Er stopfte sich damit die Taschen seines Paletots voll, wodurch er ein noch drolligeres Aussehen bekam. Er zwang die Kranken, seine Arznei zu schlucken. Er steckte sie ihnen direkt in den Mund, ja öffnete ihnen

<sup>1)</sup> Vater und Sohn, zwei zweifelhafte Ärzte in „Der eingebildete Kranke“ von Molière.

<sup>2)</sup> Titel und Hauptperson; Arzt in einer Komödie von Romain.

das Gebiß, wenn es notwendig war und sie nicht mehr den Mut hatten, es selber zu tun. Dank dieses primitiven Heilmittels sind viele von ihnen durchgekommen. Auch ich.

Auch mich hatte nämlich schließlich der Typhus erwischt wie alle anderen oder fast alle. Eines Morgens hatte mich Soulange-Boudin beim Ausgang der Kapelle von Block 26 im Schnee aufgelesen und auf seinen Schultern zuerst zum Antreten und dann ins Revier getragen. Ich erinnere mich unklar an meinen Einzug in Block 3, in die Stube, deren Pfleger Alex, der Luxemburger, geworden war. Dort waren zwei Pfarrer, denen es sehr schlecht ging: Abbé Cariou von Douarnenez und Abbé Barré von Saint Brieuç. Ein dritter lag schon im Sterben, Abbé Millot von Reims. Der Dr. André Bohn hatte sich trotz der Ödeme, durch die seine Beine und seine Arme maßlos angeschwollen waren, zum treusorgenden Onkel Doktor dieses Raumes gemacht. Der eigentliche Pfleger, ein Friseurgehilfe aus Krakau, hatte ihn verlassen und war abgerückt, als er auf der Eingangstüre die übliche Aufschrift „Lebensgefahr — Typhus“ mit dem beliebten, uns wohlvertrauten Totenkopf sah. Ich habe dann noch in Erinnerung einen senkrechten, schwindelerregenden Sturz auf den Boden eines unendlich tiefen Brunnens und den entschlossenen Willen, sofort an den Wänden wieder hochzuklettern. Dann ein endloses Dunkel, in das von Zeit zu Zeit ein Licht fiel, das besorgte Lächeln eines Freundes, der sich um mich kümmerte. Dr. Roche, der liebe Kanonikus Daguzan, ein Jugendfreund, dann Ravoux, Berthaud, der kleine Fully und endlich Auloiroux.

Die kritische Periode war überwunden. Ich begann, meine Geister wieder etwas zu sammeln. Aber wegen des verdammten Schorfes, der die geringste Bewegung unerträglich machte, konnte ich mich nicht rühren. Auloiroux fragte mich, ob mir irgend etwas Freude

machen würde. Als ich wohl auf nichts rechte Lust hatte, kam ihm ein Gedanke:

„Du, das ist dir wohl auch nicht recht, daß du jetzt nicht mehr jeden Morgen in die Kapelle gehen kannst?“

„Auf alle Fälle paß mal auf: Bis du dort wieder hinkannst, werde ich an deiner Stelle hingehen. Ich werde eine halbe Stunde Wache stehen. Ich werde die Überbrückung sicherstellen, wenn du willst.“

So kam es, daß in den folgenden Tagen die Pfarrer von Block 26 die Überraschung erlebten, den gar wohl bekannten französischen Kommunisten Auboiron vor dem Tabernakel als Ehrenwache stehen zu sehen, bekleidet mit seinem unvermeidlichen senffarbigem kurzen Paletot, die Taschen vollgestopft mit der rettenden Holzkohle und den Cresol-Eimer zu seinen Füßen.

## XVIII

### *Der Mensch lebt nicht von Brot allein*

Dieser Winter 1944/45 verleiht den Ehemaligen von Dachau eine gewisse Würde, die ihnen erlaubt, sich gegenüber ihren Kameraden aus den Lagern der „höheren Stufe“ wie Mauthausen, Auschwitz, Ravensbrück, Neuengamme und einigen anderen der gleichen Klasse nicht allzusehr gedemütigt zu fühlen. Bis dahin – ich spreche natürlich nur von denen, die das verhältnismäßig bescheidene Glück gehabt haben, im Lager zu bleiben – war das Regime hart, sehr hart, aber immer noch in der Grenze des Erträglichen für denjenigen, dessen Gesundheitszustand ihm erlaubte, sich seine moralische Widerstandskraft einigermaßen zu erhalten. Als der Typhus das ganze Lager ergriff, wurde es anders.

Ich selber habe mich nie recht entschließen können, die Lesart anzunehmen, daß die SS der Seuche planmäßig freien Lauf gelassen habe. Nicht, daß sie solche Ungeheuerlichkeit nicht hätten ersinnen und ausführen können; ich habe sie noch ganz andere Grausamkeiten von gleich unmenschlichem Sadismus ausführen sehen. Aber ganz einfach deswegen, weil es mir scheint, daß die Dinge sich sehr viel einfacher abgespielt haben.

Infolge des Vorrückens der russischen Armeen im Osten waren Tausende von Unglücklichen, ursprünglich für Auschwitz, das heißt, ohne viel Federlesen zur unmittelbaren Vernichtung bestimmt, nach Dachau gekommen.

So kamen gegen Ende des Herbstes die Überreste der ungarischen und polnischen Juden in geschlossenen Kolonnen zu uns. Man fragte sich, warum und wodurch sie noch am Leben waren. In der Registratur, wohin Joos mich manchmal rief, wo jedoch nur ein Teil der Überlebenden strandete, habe ich diese Menschen aus nächster Nähe gesehen. Vor einem solchen Anblick hatte man das Gefühl, in eine Welt von Wahnsinnigen geraten zu sein. Eines Tages wurde mein Arbeitsgefährte von einer Nervenkrise befallen, die zu beruhigen wir Mühe und Not hatten. Er hatte zuviel dieser gespenstischen Figuren, in unverständlicher Sprache jammern, auf dem von menschlichen Ausscheidungen schlüpfriegen und von Ungeziefer wimmelnden Boden zusammenbrechen sehen.

Bis dahin kam niemand zu den Quarantäneblocks und noch viel weniger ins Revier, ohne vorher in dem großen Gebäude am Eingang des Lagers geduscht und mit Cresol behandelt worden zu sein. Vom November 1944 an wich aus Gründen, die ich nicht kenne und die vielleicht mit der beginnenden Desorganisation des ganzen Räderwerkes des Systems zusammenhingen, die unerbittliche Strenge, mit der diese Hygienesachen behandelt

wurden. Statt dessen zog schmutzigste Unordnung ein. Meiner Ansicht nach brachten uns die Träger der Läuse aus Warschau und Budapest den Typhus, der während der letzten fünf Monate das Lager Dachau in ein ständiges Bild des Grauens verwandelte.

Beim Auftreten des Typhus wurden die Alten des Lagers von Panik befallen. Die SS-Leute ihrerseits hatten nicht die Absicht, sich die Seuche zuzuziehen und kamen immer seltener, uns zu überwachen. Sich selbst überlassen, überschwemmten die Häftlinge das Revier. Die Mehrzahl von ihnen war erst in den letzten Monaten angekommen. Wohl oder übel mußten die Blocks 15, dann 17 und schließlich 19 und 21 dem Revier angeschlossen werden. Sehr rasch wurde die Hälfte des Lagers, der ganze östliche Teil, ein Reich der Toten, getrennt von dem der Lebenden nur durch die Breite der Lagerstraße. Es muß aber hinzugefügt werden, daß der Block 30, der sich auf der Westseite befand, sehr schnell angesteckt wurde. Dort waren die Alten und Gebrechlichen untergebracht, in der Mehrzahl Franzosen, die, ehe sie starben, unbeschreibliche Leidensstunden durchmachten.

Dank unserer roten Armbinde konnten Auboiron und ich unsere Landsleute in Block 30 besuchen. Sie waren früheren Transporten nur entgangen, um jetzt ein nicht minder erbärmliches Schicksal zu erleiden. Unter ihnen befanden sich mein alter Kollege Georges Chareaudeau aus Pau, dessen Sohn ein Nachrichtennetz leitete, Camille Blaisot, der unbeugsame Abgeordnete von Caen, und sein unzertrennlicher Freund Felix Peupion, Bürgermeister von Montigny-les-Metz. Da waren noch zusammen mit dem, den Pierre Suire respektvoll und nicht ohne Grund Herr Pétonnet nannte, der Lehrer Georges Lapiere, der Oberst Albert Chanson und viele andere. Die Namen sind in meinem Gedächtnis verblichen, aber

nicht  
die  
eine  
geh  
halt  
war  
me  
Bür  
Geg  
füh  
sön  
Rü  
wu  
er  
abs  
Ein  
Un  
etw  
nä  
wo  
Vo  
Ka  
sch  
du  
nic  
auf  
ich  
mu  
Es  
sot  
Vi  
vie  
sch  
sch  
Be  
Au

nicht die verängstigten, jammervollen Gesichter und die flehenden Hände. Blaisot hatte einen Schutzengel, einen Bäcker aus Caen, namens Legrix, der zu denen gehörte, die aus Herzensgüte helfen. Diese Grundhaltung hatte ihn auch in Dachau nicht verlassen. Er war mit einem Transport von Normannen angekommen, zu dem unter anderen der Notar von Livarot, der Bürgermeister von Falaise und ein Pfarrer aus der Gegend von Auge, Abbé Lannier, gehörten. Legrix fühlte sich für das Schicksal seines Abgeordneten persönlich verantwortlich. Deswegen ging er ihn ohne jede Rücksicht auf Gefahr durch die Stacheldrähte des verwunschenen Blocks besuchen und brachte ihm mit, was er konnte, meist Dinge, die er von seiner „Brotzeit“ absparte.

Eines Tages ließ uns Legrix um ein Stück warme Unterkleidung für Blaisot bitten. Wir suchten nun so etwa aufzutreiben. Das war gar nicht so einfach, zunächst, weil der Kapo wie alle Alten bei allem Wohlwollen die damit verbundenen Gefahren mit großer Vorsicht in Erwägung zog. Gewisse Sachen mit dem Kapo von der Effektenkammer wären nämlich beinahe schiefgegangen, weil er sich beklagt hatte, daß die Kleidungsstücke, die er uns in die Desinfektion schickte, nicht zurückkämen. Der Pullover wurde aber dennoch aufgetrieben. Triumphierend brachten Auboiron und ich ihn zu Blaisot und hielten die für solche Unternehmungen fein entwickelte Tarnungstaktik genau inne. Es war sehr kalt. Im Hof von Block 13 diskutierte Blaisot mit tiefer ernster Stimme, als ob er sich noch in dem Viersäulensaal des französischen Parlamentes befände, vielleicht sogar, um sich selber diese Illusion zu verschaffen. Er war sprachlos über das prachtvolle Geschenk. Da er aber zweifellos die gräßliche Not und das Begehren beobachtet hatte, die sich sichtlich in den Augen eines seiner Kameraden widerspiegelten, sagte

er ganz gelöst und frei: „Geben Sie es lieber ihm; er ist 72 Jahre alt, und ich bin erst 68.“

Bilder aus dem Revier: Für einen Nachmittag haben wir die gewohnte Arbeit unterbrochen. Im Tbc-Block 13 sind Strohsäcke zu stopfen. Dazu haben wir uns in einer Ecke der Waschräume eingerichtet. Dauernd kommen und gehen die Kranken. Sie spucken in aller Ruhe in das große Gefäß voll Wasser, aus welchem demnächst andere ihr Trink- oder Waschwasser holen werden. Auboiron ist ganz empört über diesen Mangel an hygienischer Vorsicht.

Dr. Lavoué besuchte uns mit umgehängtem Stetoskop. Er betreut den Block 13. Auch er, dessen politische Überzeugungen denen von Auboiron entgegengesetzt sind, hat den Spott schnell zur Hand, und — was hier noch wichtiger ist — die freie Rede frisch von der Leber weg. Das wird ihm übrigens eines Tages einen üblen Streich spielen, wenn ihn der wild gewordene Kapo des Reviers zu einem Kommando nach Augsburg schickt mit der ganz klaren Absicht, ihn von dort nicht wiederkommen zu sehen. Heute kommt Dr. Lavoués Empörung daher, daß der Pfleger, der sich gelegentlich anmaßt, einen Pneu anzulegen, sich bei einem seiner Kranken im Lungenflügel getäuscht und den gesunden operiert hat. Die Technik des Systems verlangte bekanntlich in Anbetracht möglicher Kontrolle durch das Internationale Rote Kreuz, das übrigens niemals Zutritt zu uns gehabt hat, den Anschein einer Sanitätsorganisation.

Im Block 13 beweisen zwei schwerkranke französische Kameraden eine Hingabe und eine Großherzigkeit, die Auboiron und mir oft zugute kommen. Der eine ist überzeugter Sozialist, Devevey Bourguignon, Drucker in Beaune, den sein Kamerad Marlot, Sozialist wie er, häufig besuchen kommt. Der andere ist Kommunist,

stam  
Oft v  
diät“  
ganz  
Deve  
schw  
Bei I  
ande  
und  
säcke  
für f  
vors  
Gest  
beid  
schr  
Ger  
une  
beiß  
Klei  
Wer  
pass  
den  
dan  
Bei  
von  
es z  
Die  
in c  
„Da  
seh  
vor  
den  
Dr.  
Jed  
Da  
we

st  
n  
3  
n  
r-  
te  
st  
a.  
n  
p.  
te  
zt  
er  
er  
n  
es  
kt  
r-  
ö-  
n-  
er  
n  
e-  
as  
tt  
i-  
e  
ie  
st  
er  
r,  
st,

stammt aus der Gegend von Bordeaux und heißt Sayo. Oft verschaffen sie uns einen Nachschlag von „Sonderdiät“, jener merkwürdigen milchhaltigen Mischung, die ganz wenigen Bevorzugten vorbehalten war. Sayo und Devevey wachten über den jungen Pierre Bobrié, der schwerkrank war wie sie und ebenso großherzig.

Bei Dr. Ragot in Block 9 lag in drei Bettstellen übereinander der große Haufen der Durchfallkranken, fünf und manchmal mehr auf zwei völlig besudelten Strohsäcken. Wer nicht bei Ragot gewesen ist, und sei es nur für fünf Minuten, kann sich das fürchterliche Bild nicht vorstellen und vor allem nicht den unbeschreiblichen Gestank. Auboiron und ich mußten unser Herz in beide Hände nehmen, ehe wir diese Schwelle überschreiten konnten. Ragot selbst schien auf den fauligen Geruch überhaupt nicht zu achten und war offenbar unempfindlich für die verseuchte Atmosphäre. Mit bärbeißiger Zärtlichkeit nannte er seine Kranken „mein Kleiner“ und tätschelte sie freundlich auf den Rücken. Wenn sie noch Kraft genug zum Aufstehen hatten, passierte es seinen Patienten oft, daß sie sich, ehe sie den Abort erreichten, auf dem Fußboden entleerten, wo dann die widerwärtigen Spuren zunächst liegenblieben. Bei Ragot ist am Totengedenktag 1944 der arme Fayat von uns gegangen. Es schneite stark. Als er fühlte, daß es zu Ende ging, verzog sich sein Gesicht schmerzlich. Die Augen waren schon glasig. Seine feuchte Hand lag in der meinen, und er jammerte:

„Da soll ich den Glockenturm von Seilhac nicht wiedersehen, hinter den großen Kastanien links, wenn man von Uzerche zurückkommt, und die großen Fichten auf dem Hügel . . .“

Dr. Marsault war eine legendäre Figur unter uns. Jedermann wußte, daß er sozusagen freiwillig nach Dachau gekommen war, was zweifellos der Beachtung wert war. Marsault versorgte schon lange die Kranken-

station des Lagers von Compiègne, denn er hatte sich gleich zu Anfang schon erwischen lassen. Eines Tages widersetzte er sich der Abreise eines Kranken, den er für transportunfähig hielt.

„Dann werden Sie an seiner Stelle abreisen“, hatte der SS-Mann gebrüllt.

Das hatte nun Marsault tatsächlich getan, entzückt, dem SS-Mann diesen guten Streich zu spielen und ihm so letzten Endes seinen Willen aufzuzwingen. Er hatte also das letzte Wort gehabt. Das war keine Kleinigkeit und ganz schön mutig. Im Block 7 pflegte er die Rotlauf-Kranken und die anderen Rädigen mit Hilfe von Dr. Krédit, einem Holländer, der an Typhus gestorben ist. Kurze Zeit fürchteten wir für Marsault das Schlimmste. Aber harte Leute wie er ließen sich nicht so leicht unterkriegen.

Wie könnte ich den Stolz verschweigen, mit dem uns unsere französischen Ärzte in den Tagen der großen Prüfung erfüllten. Die meisten Ausländer, die im Revier das große Wort führten, verdufteten mit wenigen Ausnahmen einer nach dem anderen. Da zeigten sich unsere Doktoren der Lage gewachsen. Sie, die man bisher verächtlich behandelt und auf den subalternen Rang der Blockpfleger verwiesen hatte, von dem sie nichts hatten als die gemeinsame Misere, mit der Erschwernis allerdings, ohne Medikamente, ohne Thermometer, ohne die geringste Möglichkeit vorsorgender Maßnahmen pflegen zu müssen. Sie gingen nun direkt gegen die Seuche an, machten nach allen Seiten Front, entschlossen, unermüdlich und kühn bis zur ausgesprochenen Unvorsichtigkeit. Dreizehn von ihnen wurden uns in wenigen Tagen entrissen. In treuem Gedenken an sie alle bedauere ich sehr, daß ich ihre Namen dem Vergessen nicht entrissen habe, so wie ich Tote und Überlebende durcheinander aufgezeichnet habe, die Namen von Pidon, von Schmitt, von Larebeyrette, von

Ducournau, d'Hallod-Boyer, von Bettinger, von Planchais, von Lhoste, von Michel. Man fragt sich, wie es kam, daß auch unsere anderen Onkel Doktors uns nicht entrissen wurden: Bohn, Goude, Breuillot, Perrot, Gilles, Le Basser, Fournier . . .

Im Block 3, wo Lavoué nun seinerseits schwer krank gestrandet war, schleppte sich Bohn trotz seiner Erschöpfung und seiner riesigen Ödeme von einem Strohsack zum anderen, unermüdlich unterstützt von Philipp Toureille, einem jungen Studenten der Medizin, und verteilte die wenigen Arzneien, die Arthur hatte organisieren können. Im sogenannten chirurgischen Block mußte Pierre Suire mit den Phlegmonen-Kranken fertig werden. Sie mußten manchmal mit unvorstellbar primitiven Mitteln operiert werden. Mehrfach stellte er sich trotz seiner Erschöpfung zu Blutübertragungen für genesende Typhusranke zur Verfügung. Michel Roche, der älteste der französischen Ärzte, der im vorigen Frühjahr von Buchenwald gekommen war, versuchte den Gang der Arbeiten aufeinander abzustimmen. Mit einem sicheren, ruhigen, geradezu ermutigenden Gang pendelte er heiter und fröhlich zwischen Baracken des Reviers und des Lagers hin und her. Er war es, der mir jeden Morgen die Wegzehrung brachte. Ihm vertraute ich die Abschiedsgrüße an die Meinen an, als ich eines Tages glaubte, es sei so weit.

Lebensgefahr, Typhus! Bis an mein Lebensende werde ich diese Stube Drei von Block 3 vor Augen haben, wo ich den ganzen Winter verbracht habe; es war ein grauenhafter Winter. Die Nachrichten von der Westfront werden direkt schlecht. Der Erfolg der deutschen Gegenoffensive in den Ardennen läßt einige von unseren deutschen Kameraden die Köpfe wieder höher tragen und stürzt die Gesamtheit der Häftlinge in eine Verzweiflung, die sehr schnell tödlich wirkt. Bastogne hat

in den Lagern mehr Todesopfer gefordert als auf dem Schlachtfeld. Eine unglaubliche Neuigkeit läuft um: die SS hat es fertiggebracht, ein Kampfbataillon aus den ältesten Gefangenen zusammenzustellen. Tatsächlich, unter den verächtlichen Blicken ihrer Kameraden sieht man einige Stunden lang frühere Kapos, Vorarbeiter und Blockälteste herumlaufen, die die Zebrastreifen gegen die feldgraue Uniform und die Mütze mit dem Totenkopf eingetauscht hatten.

Weihnachten 1944: Der Typhus ist noch nicht offiziell bekanntgegeben. Pater Morelli, ein junger Dominikaner mit einem gütigen Lächeln, feiert, ehe er selber schwer erkrankt — wir hätten ihn beinahe verloren —, eine unvergeßliche Mitternachtsmesse bei Roche. Ein ganz gewöhnliches Glas dient als Kelch, der Deckel einer Medikamentenschachtel als Patene. Einer von uns bewacht unruhig die Umgebung. Nachmittags konnten wir uns in die übervölkerte Stube der französischen Pfarrer in Block 26 schleppen, um einige Lieder zu singen. Auboiroux ist auch hingekommen, denn schließlich hat er die Melodien seiner Kinderzeit nicht vergessen. In eine Ecke zwischen zwei Reihen Bettstellen hat man die Leiche des soeben verstorbenen Abbé Simon, Pfarrer von Hendaye, um Platz zu sparen, stehend beiseite getan.

Als niemand mehr an der Tatsache der Epidemie zweifeln konnte, versuchte man sie wenigstens auf den Block 3 zu beschränken, allerdings nicht für lange. Die französischen Pfarrer siedelten zu zweit unter Mißachtung der Gefahr und natürlich auch der Vorschriften in die Blocks über, aus denen keine Kranken mehr herauskamen. Sie halfen den Ärzten in der leiblichen Pflege der Kranken und erfüllten dabei ihren eigenen geistlichen Auftrag. In Block 1 setzte sich Louis Auguste, ein Kommunist aus Marseille, ebenso wie Morin mit der Opferbereitschaft einer barmherzigen Schwester

ein. Der kleine Mérot verließ Espartieux erst, als er ihm in einer letzten Bewegung menschlicher Zärtlichkeit die Augen zgedrückt hatte.

Aber nun kommen die dunklen Stunden. Ich kann nicht mehr unterscheiden zwischen richtiger Erkenntnis der Dinge und wilden Angstträumen. Die Wirklichkeit ist oft schlimmer als ein böser Traum: dieser Nebenmann auf dem Strohsack, der in der Nacht aufschreit vor Angst beim Gedanken, daß ihm bei lebendigem Leibe die Goldzähne ausgerissen würden, die ein SS-Mann inventarisiert hat. Ist es im Traum, daß ich ihn gehört habe? Und diese zarten brüderlichen Schatten Berthaud, Ravout, der kleine Fully, die sich über mich beugen, die meine Fußspitzen anfassen, um festzustellen, ob ich nur noch eine schon erkaltete Leiche bin? Dieser Karren, auf dem man gestern den jungen Kameraden von Nancy zu einer Bluttransfusion brachte und der leer zurückkommt; das ist doch Tatsache, nicht wahr, daß das schiefgegangen ist?! Aber man muß eben heute die Gefahr dieser Operationen auf gut Glück in Kauf nehmen. Und diese Laibe Brot, die bei ärgster Hungersnot in den Kachelofen geworfen wurden, um das Feuer zu erhalten! Warum wurden sie nicht an die Tausende von Hungerleidern, die zwanzig Schritt von hier herumkriechen, verteilt?! „Es ist verseucht“, haben die Pfleger geantwortet. Ist es wahr oder habe ich es geträumt, daß der gute Nicot und der kleine Roux sich in die elektrisch geladenen Umzäunungsdrähte des Lagers stürzen wollten? Hat man sie nicht halbnackt im letzten Augenblick im Schnee zurückgerissen?

Die Nacht geht zu Ende. Unbeschreiblich die Freude, durch die kleinen Scheiben das Tageslicht wieder zu entdecken. Das Licht! Der Tag! Und nun sehe ich um mich, eines nach dem anderen, die Gesichter der Freunde, die die Prüfung überstanden haben. Auch sie haben sich wohl mit dem gleichen unerschütterlichen

Willen an die Wände des Brunnenschachtes angekrallt. Lavoué ist ungebrochen immer noch da. Hier, das ist Pierre Orvain. Er hat sich einen merkwürdig grüngelben Krankenkopf zugelegt; und da ist Godarde, zum Fürchten mager geworden, und Arnoult, von dem man vor dieser Reise durch den dunklen Schatten sagte, er werde die Nacht nicht überleben. Der alte Jesuitenpater Palloc, 70 Jahre alt, wie aus Elfenbein geschnitzt, betet seinen Rosenkranz. Er läßt die dicken Perlen zwischen seine durchsichtig gewordenen Finger gleiten.

Arthur hat mir das verschmutzte Exemplar der „Anthologie der französischen Dichter“ von Marcel Arland zugeschoben, das er in seinem Unterschlupf hatte verstecken können. Ein unschätzbares Wertstück. Jetzt geht es darum, festzustellen, ob es zutreffend ist, daß man nach Strapazen dieser Art das Gedächtnis verliert. Freunde! Es ist eine unbeschreibliche Beseligung, sich auswendig die neugelernten Strophen der „Corona Benignitatis“ des bekannten Gedichtes von Claudel aufzusagen:

Es ist zu Ende! Wie groß ist Gott,  
und wie herrlich ist es, geboren zu sein!

Francis Jammes führt uns wieder an das Ufer seiner Gave in die Gegend von Pau und Lourdes:

Mit eckigen Mützen bekleidet,  
Um zu sehen, ob der Wind noch weht,

Erklären die Gelehrten: „Der Monat September . . .“  
Und die liebe Marceline<sup>1)</sup> versetzt uns erneut in  
Rührung:

Ich will ihn tragen, meinen entblätterten Kranz,  
in meines Vaters Garten, dorthin, wo jede Blüte  
wieder auflebt.

Also los doch! Noch ist nicht alles verloren! Das Leben  
ist schön!

<sup>1)</sup> Marceline Desbordes-Valmore, französische Dichterin, 1786–1859.

Mein erster Ausgang ging schwankend die zehn Schritt von meinem Strohsack zur Ecke von Arthur. Er hatte sich an diesem Tage die letzten Nummern der Zeitungen, die noch in Sigmaringen erschienen, verschaffen können. Arthur war nämlich ein Organisator erster Klasse. Eine davon kam mir unter die Augen: mit dem Titel „France“, nicht weniger! Der auf der ersten Seite über zwei Spalten gehende Leitartikel erweckte mein besonderes Interesse: „Das schmachliche Einverständnis des Kreuzes mit Sichel und Hammer.“ Der Verfasser, Abbé F., ein alter Bekannter von mir, nannte sich darin „Seelsorger des Marschalls“. Er griff die „Gaullards“ und die Kommunisten an, die in Paris die Regierung gebildet hatten. Das war reiner Wahnsinn, denn es war nun Anfang März 1945. Beim Weiterlesen stellte ich mit Interesse fest, daß meine frühere Tätigkeit empört und mit Rachedrohungen erwähnt wurde. So nahm ich die Verbindung mit der Politik wieder auf.

Ich empfand einen gewissen Stolz, in einem Blatt, das mich mehr betrübte als erzürnte, so angegriffen zu werden. In der Sicherheit, daß wir es waren, die den richtigen Weg gewählt hatten, war ich voll Nachsicht für die, die so schwer geirrt hatten. Diese Einstellung habe ich nie aufgegeben. Rache und Nachtragen schienen mir von nun an unnötig, ja verderblich. So vieles würde wieder aufgebaut werden, so viele Arbeitsstätten wieder in Gang gebracht werden müssen in unserem so tragisch auseinander gerissenen, uneinigen Lande, daß sich für die, denen die Ereignisse recht gegeben hatten, eine Erkenntnis geradezu aufdrängte. Wenn die Handvoll Verräter, die bewußt das Land beinahe in die Schande und den Untergang Nazi-Deutschlands mitgerissen hatten, abgeurteilt war, mußten sich die Sieger als gute Fürsten zeigen und die allgemeine Versöhnung proklamieren. Wie Saint-Exupéry habe ich immer den Mythos der Reinigung gehaßt.

„Du verrätst so das Andenken deiner Freunde, derer, die nicht wie du das Glück gehabt haben durchzukommen“, flüsterte mir eine leidenschaftliche Stimme zu.

„Laß sehen. Ich möchte die Toten ebensowenig verraten, wie ich nicht daran denke, ihre Leiden auszunutzen. Aber nicht einer von denen, die ich habe sterben sehen, hat mir den Auftrag gegeben, ihn zu rächen.“

In der Stube Vier von Block 3 besuchte ich oft den alten S. Er war ein Kamerad und politischer Freund von Aubouiroux, aber aus der vorhergehenden Generation. Dieser alte Revolutionär hatte Jaurès gekannt, die Streiks im Heldenzeitalter und in den Kämpfen um die drei Achten<sup>1)</sup> mitgemacht. Er war damals, vor dem Jahr 1914, noch Lehrling bei Forges et Chantiers de la Gironde. Das war nun alles recht lange her. Er hatte auch unter der Schermaschine seinen prachtvollen Kopf eines alten Tour de France-Mannes behalten, tief gefurcht und wetterverbrannt. Seine blauen Augen waren klar, und seine Stimme, die sich so oft in den großen Versammlungen von Bègles oder la Bastide hatte vernehmen lassen, war sehr schwach geworden, hatte aber ihren singenden Tonfall behalten. Er betrieb eine kleine Reparaturwerkstatt in einer Kreisstadt am Ufer des Flusses. Die Vichypolizei hatte ihn zu Beginn des Krieges abgeholt und im Fort du Hâ<sup>2)</sup> eingesperrt und dann im Hauptgefängnis von Eysses, wo ihn schließlich die Gestapo übernahm. Nur eines interessierte ihn: die Nachrichten vom Kriege. Als man ihm eines Tages ein Stück Brot brachte, bekam er es doch fertig, zu sagen: „Ein besserer Kriegsbericht wäre mir lieber.“

Als ich meine Genesungszeit dazu benutzte, in Stube Vier den Hilfspfleger zu machen, rief mich Vater S. eines Morgens zu sich. Sein Asthma ließ ihn nicht lange sprechen, und außerdem war er sichtlich am Ende.

<sup>1)</sup> Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf.

<sup>2)</sup> Altes Fort, später Haftanstalt bei Bordeaux.

„Da Sie es schaffen werden, durchzukommen“, sagte er mir, „möchte ich Ihnen meinen letzten Willen anvertrauen.“

Ich protestierte und brachte die üblichen Lügen vor. Ich erwartete zumindest ein gut aufgemachtes Glaubensbekenntnis und den energischen Auftrag, mich zu vergewissern, daß die, die ihn hierher gebracht hätten, bestraft würden. Aber das Gespräch nahm sofort eine ganz andere Wendung:

„Gehen Sie bitte in meine Wohnung und sagen Sie meiner Frau und meiner Tochter, daß ich an sie gedacht habe, ehe ich gestorben bin.“

Hier machte er eine kleine Pause, um Atem zu holen. „Und dann führen Sie sie bitte unter den dritten Pflaumenbaum, der rechts am Gang mitten im Garten steht. Und dort graben Sie bitte einen Meter tief. Dorthin habe ich das getan, was am Hochzeitstag meiner Tochter gebraucht wird.“

Wenn man mir von Rache erzählt, denke ich immer an den Pflaumenbaum vom Vater S., der am Gang mitten im Garten steht, der dritte rechts.

## XIX

### *Die beiden großen Lehren*

Ich habe immer alles ernst genommen; das hat mich weitergebracht. Wir glaubten alles, was unsere Lehrer uns sagten und genau so, was unsere Pfarrer uns sagten (Charles Péguy „L'Argent“).

Ich erzähle die Dinge, wie ich sie gesehen habe. Es sind Kameraden da als Zeugen — denn nicht alle sind tot —, die mich als Lügner behandeln könnten, wenn sie der Meinung wären, daß ich sie in einem Licht darstellte, das nicht der Wirklichkeit entspricht. Wenn das große

Abenteuer, das wir durchgestanden haben, manchmal verschönert oder vergrößert erscheint, so ist das nicht unsere Schuld, und es ist nicht aus Vergnügen an Symmetrie, sondern als Zeugnis für die Wahrheit, wenn ich jetzt die parallel laufende Geschichte des Lehrers Georges Lapierre und des Jesuiten Victor Dillard erzähle. Georges Lapierre war mit dem Transport vom 6. September aus Natzweiler eingetroffen und in den Block 23 gekommen. Citron, dem nichts entging, hatte seine Anwesenheit sehr bald entdeckt. Die beiden Lehrer, die damals Schreiber im Block 23 waren und denen ich die Nachricht von Citron weitergegeben hatte, erklärten sofort mißgelaunt, daß der Generalsekretär ihres Syndikates sich ihnen doch schon hätte vorstellen können. Lapierre aber zog es ganz im Gegenteil vor, im Durcheinander der Ankömmlinge unbeachtet zu bleiben. Das war ein Grundzug seines Charakters.

Ich suchte ihn in der wimmelnd überfüllten Stube auf, in der er die Nacht verbracht hatte. Offensichtlich freute er sich sehr über meinen Besuch. Er war klein von Gestalt, hatte einen runden Kopf und rollte das R mit einem ausgesprochen burgundischen Akzent. Im Kochgeschirr hatte ich ihm einen „Nachschlag“ kalter Suppe mitgebracht. Nachdem er gegessen hatte, war sein erstes, sofort selber das Gefäß auszuwaschen. Sein sorgsames Bestreben, in diesem Stall von Menschen, in dieser wilden Maskerade, gute Manieren zu behalten, war ein ganzes Programm, war ein Protest, war die Weigerung, die Haltung von Vieh anzunehmen.

Viele und sehr wesentliche Dinge trennten mich von Georges Lapierre. Ich stellte mir diesen Freigeist als Sektierer vor. Ich hatte eine unbestimmte Erinnerung an Meinungsverschiedenheiten, die er seinerzeit mit Freunden von mir ausgefochten hatte. Dieser Vertreter der Gedankenfreiheit, der Schule als Befreierin, dieser aggressive Lehrer, schien mir ein Gesprächspartner, mit

dem ich die wenigsten Berührungspunkte finden würde. Ich spielte sofort, um zur Sache zu kommen, auf die enttäuschende Haltung einiger seiner Kollegen in der Geschichte von München 1938 an. Aber weit entfernt, ein strenges und leidenschaftliches Urteil auszusprechen, versuchte er, wenn auch nicht ihre Haltung zu rechtfertigen, so doch die Gründe dafür zu erklären, auch wenn sie nicht die seinen waren. Es fehlte nicht viel, dann hätte er eine Haltung entschuldigt, die derjenigen genau entgegengesetzt war, die ihn hierher, wo er sich jetzt befand, gebracht hatte. So dachte ich, daß er seinen Stand verteidigen wollte. Diese Anständigkeit des Vorgehens mißfiel mir nicht. In den nächsten Tagen versuchte ich Lapierre so oft wie möglich zu treffen. So habe ich diese außergewöhnliche Persönlichkeit entdeckt. Daß er mir vertrauliche Mitteilungen machte, er, der so zurückhaltend war, daß er mir seine Hoffnungen für den Tag, an dem uns die Freiheit wiedergeschenkt würde, schilderte, ist eines der Dinge, auf die ich am meisten stolz bin.

Seine verstandesmäßige Aktivität war völlig intakt, sein Gedächtnis großartig, und dennoch hatte er in Struthof Hartes durchgemacht. Seine mageren Schultern hatten die schweren Bruchsteine aus Granit schleppen und seine kurzen Beine unter den Schlägen der Gummiknüppel der Kapos im Steinbruch laufen müssen. Er schilderte mir die furchtbaren Monate, die er dort verlebt hatte, bevor er im Revier Hilfsschreiber wurde. Durch ihn erhielt ich die Bestätigung dessen, was mir Abbé Bidaux von Alençon, der sein Gefährte in diesem fürchterlichen Zuchthaus gewesen war, berichtet hatte, den elenden Tod meines Veters André Delon und den Tod von Bonnel, Buchhändler in Sarlat, meiner Kampfgefährten in der Freicorpsgruppe Combat. Der Aufenthalt in diesem widerwärtigen Block 23, dieses fürchterliche Durcheinander und der Krach wa-

ren keine guten Vorbedingungen für sachliche Erwägungen. In seiner Tasche verwahrte er sorgfältig kleine Bleistiftstummel, die er bei der Filzerei durchgebracht hatte und deren er sich bediente, um die russische Front oder die Stellung der alliierten Armeen in Belgien aufzuzeichnen. Eines Tages überraschte ich ihn dabei, wie er auf dem Tisch in seinem Block die Karte von Frankreich aufzeichnete mit seinen 81 Departements. Die Präfekturen waren alle richtig an ihrer Stelle, und die Unterpräfekturen auch.

Seine Vorliebe aber galt der Geschichte, der Geschichte von Frankreich natürlich. Seit dem Abend, an dem wir uns das erste Mal begegnet waren, interessierte mich eine Besonderheit seiner Ausrüstung. Lapierre trennte sich nie von einer Art kleinem Sack aus zusammengestoppelter Leinwand, einem Bettelsack, ähnlich dem Brotbeutel, den die Soldaten des ersten Krieges am Koppel trugen. Diese Zutat und die dicke Schnur, die er um die Hüfte trug, unterstrichen noch sein Bettleraussehen, das ihm eine unbestimmte Ähnlichkeit mit dem berühmten Landstreicher von Richepin gab. Ich hatte bis dahin nicht gewagt, ihn nach dieser seltsamen Ergänzung seiner Kleidung zu fragen, und diese Zurückhaltung mag als Maßstab für die respektvolle Verehrung gelten, die mein alter Kamerad einflößte. Eines Tages aber ging mir die Neugierde durch:

„Sie scheinen sich darüber keine Rechenschaft zu geben, Herr Lapierre“, sagte ich ihm, „daß Sie unter keinen Umständen das Recht haben — es ist streng verboten —, irgend etwas anderes bei sich zu tragen als das Stückchen Stoff-Fetzen, das Ihnen als Taschentuch dienen muß, und gegebenenfalls Ihr Brillenetui. Wenn Sie die Brille auf der Nase haben, hat Ihr Etui leer zu sein. Sie setzen sich einer plötzlichen Überprüfung durch den Rapportführer aus.“ Da antwortete Georges Lapierre ganz freundlich: „Ich habe da drin das Manuskript

eines neuen Handbuches der Geschichte von Frankreich für die Kinder unserer Volksschulen, das ich gerade fertigmache.“

Dieser Antwort mochte ich nichts hinzufügen. Aber ich möchte doch über diesen erstaunlichen Plan berichten, den Lapierre in Dachau zur Reife brachte. Bei seinen langen Betrachtungen auf dem Appellplatz war ihm klargeworden, daß die Handbücher der Geschichte Frankreichs die großen Ereignisse, die sich in der Welt abspielten, während Charles Martel die Araber in der Ebene von Poitiers aufhielt, oder während Jeanne d'Arc den König in Reims krönen ließ, kaum erwähnten. Dieser Mangel an Abstand drohte seiner Ansicht nach die Perspektiven des Kindes zu verfälschen. Außerdem schien ihm notwendig, jede Lektion durch eine praktische Übung zu ergänzen, die die Aufmerksamkeit des Schülers auf einen ihm näherliegenden Rahmen lenken sollte: Was geschah in seiner kleinen Gemeinde der Côte-d'Or, während die große Armee die Rückzugsgefechte an der Beresina schlug oder die Pflastersteine der „Drei Glorreichen“<sup>1)</sup> sich erhoben? Schließlich, und das hatte mich überrascht, hatte Lapierre im Evangelium eine unerschöpfliche Fundgrube von Wissen entdeckt, die man für die Geschichte des Christentums in Verbindung mit der Nation ausbeuten konnte.

Als Lapierre im Block 30 gegen Ende Januar spürte, daß sein armes, erschöpftes Gebein nicht mehr auf der Höhe seiner unbeugsamen geistigen Energie sei, als er einen nach dem anderen aus seiner Umgebung in gräßlichem Verfall untergehen sah, schickte er mir einen letzten Zettel mit der Bitte, ihm einen Abschnitt aus dem ersten Brief an die Korinther zu schicken, dessen Entdeckung ihn zutiefst ergriffen hatte: „Und wenn ich Sprachen der Menschen und der Engel redete . . .“ In

<sup>1)</sup> Die drei glorreichen Tage 27., 28. und 29. Juli der Revolution von 1830.

den nächsten Tagen machte er, da er ein ordentlicher Mann war, aus seinem berühmten Manuskript ein ordentliches Paket, verschnürte es und schrieb auf die Hülle in Bleistift mit seiner schönen kalligraphischen Volksschullehrer-Handschrift die einfachen Worte: „Ist an Pierre Suire zu übergeben.“

Pierre Suire war sein großer Freund. Sie waren sich in Natzweiler begegnet. Lapierre liebte Suire wie einen jüngeren Bruder. Suire verdiente diese Ehre vollauf. Ich hoffe, daß Suire, wie Lapierre es wünschte, einmal die Geschichte von Frankreich wird veröffentlichen können, die er in Dachau verfaßt hat, ohne Aufzeichnung, ohne Katalog und ohne andere Unterlagen als sein Gedächtnis und sein Herz, Georges Lapierre, staatlicher Lehrer.

Als ich auf Pater Dillard im Quarantäneblock stieß, wo er Ende November 1944 ankam, rief ich ihm als erstes Wort etwas zu, was gut gemeint sein mochte, was ich mir aber später zum Vorwurf gemacht habe.

„Nun Herr Pater, sie haben Ihnen kein Glück gebracht, Ihre Vorträge von Vichy.“

Ich spielte damit auf die Predigten an, die der Pater während der ersten Monate des „Französischen Staates“ großzügig den neuen Herren gehalten hatte. Er bemühte sich, einen wohlbekannten Dreiklang zu entwickeln: Arbeit, Familie, Vaterland. Er nahm diesen Scherz nicht übel. Seine Verkleidung als Stationsvorsteher amüsierte ihn. Er kam aus dem Gefängnis. Sein Gesicht bezeugte es: hohle Wangen, gelbe Farbe, fiebriger Blick. Man spürte, wie ausgemergelt er war. Er klagte auch schon über Schmerzen im Bein; sie waren so stark, daß er nur auf die Schultern eines Kameraden gestützt gehen konnte.

Einige Tage später war ich mit Ryckère zum Dienst im Duschaum des Reviers. Da zeigte mir dieser einen

Kameraden, der nackt, ohnmächtig, in seiner ganzen Länge auf dem Zementfußboden lag. Es war Pater Dillard. Als er wieder zu sich kam, mußten wir ihn in den Block 9 transportieren, wohin er, was nicht ganz einfach war, schließlich eingewiesen wurde. Da entsteht die erste Schwierigkeit. Der Pfleger der Stube Zwei, ein junger slowenischer Student der Zahnmedizin, sieht diesen zusätzlichen Pfarrer nicht gern kommen. Unmöglich, ihn zur Freigabe eines Platzes auf den unteren Strohsäcken zu bewegen. Der Pater muß also in den dritten Stock der Bettstellen gehoben werden; er jammert vor Schmerzen.

Da es klar ist, daß von dem Titoisten nichts zu erhalten ist, muß versucht werden, den Pater in einen weniger ungastlichen Block zu bringen. Pierre Suire, der immer in die Bresche sprang, bekam also von seinem Oberpfleger die Genehmigung, in Block 1 diesen Landsmann in größter Not selbst zu pflegen. Er geht ihn übernehmen, während der wütende Pfleger von 9, dem die Rationen entgehen, die der Pater doch nicht hätte verzehren können, seine Verwünschungen durch den Raum brüllt: „Hau ab, du Unglückspfaffe, in zwei Tagen bist du sowieso krepirt.“

Der Pater findet bei Suire einige Tage der Ruhe. Das ist die Zeit, in der ich ihn öfters sehe. Wir sind fast gleichaltrig. Er hat den ersten Krieg mitgemacht und sogar etwas mehr, da er unter Weygand in Warschau noch gedient hat. Er ist Träger des Ordens des Weißen Adlers von Polen und stolz auf seine soldatische Vergangenheit. Wir sprechen von Dingen und Leuten, die uns gemeinsam am Herzen liegen; die neuen Arten des Apostolates, Yves Simon, dem er in Amerika begegnet war, und vieles andere. Er ist glücklich, sich mit einem Freund der Jesuiten, der so viele Mitbrüder der Gesellschaft Jesu kennt, unterhalten zu können, und zu er-

fahren, daß seine Arbeiten über die jungen Studenten und Arbeiter in Amerika geschätzt werden. Er erzählt mir dann, wie er dazu gekommen ist, das Spiel ehrlich und bis zum Ende durchzuspielen, die jungen Zwangsarbeitsverpflichteten nach Deutschland zu begleiten, und wie dann die Nazis seine Arbeit unterbrochen haben, indem sie ihn zuerst ins Gefängnis und dann hierher steckten.

In der Stube von Pierre Suire umgeben Lassus und Morin den Pater mit einer verehrungsvollen Fürsorge. Eine Art Licht scheint von dem Strohsack auszugehen, auf dem er hinten in der Ecke liegt, neben dem Lager von Godart. Pater Riquet hatte es am Weihnachtstage geschafft, seinem Studiengenossen die Wegzehrung zu bringen. Das war nicht einfach, weil der Zutritt zum Revier den Pfarrern verboten war. In der Folge fiel die Rolle eines Tarcisius für den sterbenden Ordensmann einem Laien zu. Suire führte um ihn einen verbissenen Kampf mit dem Tode. Ein weiteres Mal stellte sich Suire — er war entschieden ein Rückfälliger — zu einer Blutübertragung zur Verfügung, nachdem Breuilhot, jüdischer Student der zweiten Panzerdivision, gern dasselbe versprochen hatte. Da sich der Zustand des Paters verschlechterte, wurde in den ersten Tagen des Januar die Amputation des Beines beschlossen. Nach der Operation war ich an seinem Bett und hielt ihm die Hände, als er aus der Narkose noch nicht ganz erwacht war. Mit leiser Stimme redete er etwas wirr vor sich hin. Ich bemühte mich, die scheinbar unzusammenhängenden Sätze, die von seinen Lippen kamen, zu verstehen, weil er Namen nannte, und das hatte meine Aufmerksamkeit erregt. Ich dachte, es müsse sich um Kameraden handeln, die ich noch nicht kannte, zu denen seine letzten Gedanken gingen.

„Vergessen Sie nicht, dem Bernhard Sowieso die Orangen von mir zu geben.“ Ich dachte so bei mir an die

Täuschung, die wir in dieser Hungerwüste erlebten, wenn wir von so vielen Dingen träumten, nach denen wir uns sehnten, eine Frucht, ein Kuchen, eine Süßigkeit. Der Pater setzte seine seltsame Aufzählung fort:

„Alain X. geben sie das Stück Pfefferkuchen, das ich im Block gelassen habe, Claude Z. geben sie den Zucker, den ich von Wuppertal mitgebracht habe . . .“

Was mich überraschte, war die Genauigkeit, mit der der Familienname jedem Vornamen folgte. Es war irgend etwas Ergreifendes in diesem hilflosen Testament. Ich wußte allzu genau, daß der Pater keinen einzigen dieser Schätze besaß. Er beendete schließlich seine imaginäre Verteilung:

„Und an Gaston B. geben sie die Schachtel Dragees, die ich für ihn aufgehoben habe. Ich lege großen Wert darauf.“ Als er nach einer kurzen Erschöpfungspause zu sich kam, wurde sich der Pater klar, daß er irredet hatte. Er bat mich, ihm zu wiederholen, was er gesagt hatte.

„An sich unbedeutende Sachen“, sagte ich. Aber ich hielt an meinen Gedanken fest: „Sie haben mir Namen genannt. Es muß sich ohne Zweifel um Kameraden aus dem Block handeln, an die Sie vielleicht irgendeine Nachricht geben wollen.“

Pater Dillard wollte nun diese Namen hören. Ich wiederholte sie ihm. Er überlegte einen Augenblick. Tränen flossen über seine Wangen, deren Furchen ein schmerzliches Lächeln betonte:

„Wie merkwürdig“, sagte er, „ich habe Ihnen die Namen der Schüler meiner letzten Oberprima genannt.“

*Das Ende der Vorstellung*

Die Verbindung mit den dunklen Kräften der Rasse – was wollt Ihr? – ist natürlich sehr verlockend. Aber wir wissen zu genau, wie solche Feiern enden. Früher oder später finden wir diese Leute dann niedergestreckt in Blut und Schlamm (Georges Bernanos „Wir Franzosen“).

Ich war seit einigen Tagen Nachtwächter im Revier. Alex hatte mich nach dem Typhus dort versteckt. Das war kein schlechter Unterschlupf und verglichen mit so viel anderem war der Posten sogar beneidenswert. Man kam natürlich kaum dazu, jemals ein Auge zuzumachen. Man mußte immer bereit sein, den jammernden Kranken zu trinken zu bringen und die wenigen umzubetten, die noch stark genug waren, sich gegen das Liegen in ihren eigenen Ausscheidungen aufzulehnen; dann gab es Strohsäcke zu reinigen; schließlich waren die etikettierten Leichen in das Leichenhaus zu schaffen. Das war eine furchtbar anstrengende Arbeit, zunächst einmal, weil ich selber noch nicht recht bei Kräften war und die Zahl der Toten jeden Tag zunahm, 10, 12, 15 je Stube und Nacht. Jedesmal mußte die Leiche durch die Gänge des Reviers bis ins Depot geschafft werden, wo der Platz bald fehlte. Es blieb nichts anderes übrig, als mit den Kameraden Leichenträgern die starren Körper über sich heraufzuheben, um sie so hoch wie möglich aufeinander zu stapeln. Dabei geschah es häufig, daß infolge eines falschen Schrittes oder einer ungeschickten Bewegung des damit Beschäftigten die starre Hülle ihm auf Kopf und Schultern fiel und sich dabei ganz über ihn entleerte. Da es nachts kein Wasser gab, mußte man auf den Morgen warten, um sich zu waschen. Aber all das war doch noch ver-

hältnismäßig gering im Vergleich mit dem, was die Kameraden in den Blocks und in den Außenkommandos aushielten. Und dann gab das Gefühl, in Zukunft gegen den Typhus immun zu sein, ganz hübsch Auftrieb. Die anfangs begrenzte Epidemie begann sehr bedenkliche Ausmaße anzunehmen. Sie ergriff bald das ganze Lager. Die Alten, die seit Anfang da waren, erfaßte der Schrecken. Die Krankheit schien mehr auf sie als auf die anderen zu zielen. Diejenigen von ihnen, die gesund blieben, verbarrikadierten sich in ihren Stuben und steckten die Nase nur zum Antreten hinaus. Das Revier war bis zum letzten Platz belegt. Die Strohsäcke quollen aus den Räumen heraus und verstopften die Gänge. Man konnte dort nur noch gehen, indem man über die Lagerstätten stieg. Die Angst vor der fatalen Aufschrift „Lebensgefahr, Typhus“ hielt auch die Mutigsten fern. Es mußte einer unbesorgt sein wie Citron, um weiterhin zu gehen und zu kommen, als ob gar nichts wäre. Er nahm mich eines Tages gegen Ende März beiseite, um mich auf den Nachteil aufmerksam zu machen, der für die Franzosen entstehen könnte, wenn das internationale Befreiungskomitee sich ohne einen ihrer Vertreter konstituierte, da General Delestraint im Ehrenbunker nicht erreichbar war. Citron war wie immer über alles auf dem laufenden. Er mochte selber damals noch so elend sein und mit einem Kopf voller Furunkel unter Papierverbänden herumlaufen: nichts entging ihm. Persönlich fühlte ich mich im Revier nützlicher als im Lager, wo ich nur Tag um Tag hätte zur Kenntnis nehmen müssen, daß von meinen Kameraden die, denen ich noch etwas Hilfe hätte bringen können — der alte Charaudeau, Soulange-Bodin, Estrabeau, Peupion, Bonotaux, Chanson, Dollfuß —, niemanden mehr brauchten. Andererseits sah ich immer noch nicht recht den Nutzen dieses Befreiungskomitees ein. Ich glaubte dahinter gewisse politische

Gedanken zu erkennen, die an die Fabel von der Fliege und der Postkutsche erinnerten, viel mehr als an einen wirklichen Willen, den Tag einer Befreiung, die ja gar nicht von uns abhing. Daher mußte all das platonisch bleiben. Doch Citron drängte so stark, daß ich mich entschloß, das Revier zu verlassen und in meinen Block zurückzugehen.

Vor mehr als zwei Monaten war ich ins Revier gekommen. Als ich es verließ, sah man auf den ersten Blick, welches Ausmaß von Verwirrung und Chaos im Lager herrschte. Das sollte sich von nun an immer mehr steigern. In den letzten 14 Tagen rissen alle Zusammenhänge, und eine geradezu ungeheuerliche Anarchie griff um sich.

Der Hof jedes einzelnen Blocks östlich vom Revier ist durch eine Stacheldrahtsperre geschlossen. Im Innern dieses engen Ganges wimmelt eine Menge von bleichen Gespenstern in Fetzen herum. Dort finde ich den Abgeordneten von Finistère, Grouan, in einem unbeschreiblichen Zustand vor. In den Blocks krepieren die Unglücklichen zu Hunderten am Tage. Die Leichen liegen jetzt schon auf den Wegen. Seit Januar kommt das überlastete Krematorium nicht mehr nach. Um zu gewissen Blocks zu gelangen, muß man Leichenberge überschreiten. Der „Moorexpreß“ verkehrt langsam von morgens bis abends und schleppt seine Ladung grauen, grünlichen, violettverfärbten Menschenfleisches zu einer Fleischkammer hinter dem Plantagenkommando.

In den linken Blocks hat die Epidemie schreckliche Verheerungen angerichtet. Umsonst suche ich die Gesichter der alten Kameraden, die ich im Januar dort verlassen habe. Übriggeblieben sind einige Slawen mit stumpfem Gesichtsausdruck, in Gruppen zusammengedrängt, wie die Pestkranken von Jaffa. Bei den Fran-

zose  
Schi  
Artl  
mar  
und  
last  
Bess  
sein  
Lan  
die  
noc  
bish  
wü  
Blo  
Näl  
- u  
net  
wei  
teu  
erh  
plö  
an  
dec  
buc  
we  
Die  
der  
ste  
ach  
he  
gar  
rer  
nic  
son  
M.  
Du

zosen in 24 finde ich endlich einige vertraute Gesichter. Schillio ist da mit seinem Jungen. Welche Leistung! Arthur Poitevin ist auch da; über ihn haben seine normannischen Kameraden gewacht, denn er ist blind, und hätte man ihn entdeckt, wäre er schwer belastet gewesen. Dazu sein Vetter Joseph aus Port-en-Bessin. Paul Haissat steht noch aufrecht mit einem seiner Landsleute aus den Vogesen, ebenso der Notar Lamielle von Charmes. Etwas weiter oben halten die Nummern 72 000 im Plantagekommando immer noch stand. Die Mannschaft der Desinfektion, die bisher im Lager schlief, war dort nicht mehr erwünscht. Sie wurde in eine Stube des geschlossenen Blocks 29 verbannt, die weitestabgelegene, in der Nähe ihrer Arbeitsstelle. Dort also fand ich Auboiroux — unermüdlich wie immer — vor, der mir einen Platz neben sich auf seinem Strohsack einräumte. Mittlerweile erlebten die Franzosen ein unerwartetes Abenteuer. Als kein Mensch mehr irgend etwas bekam, erhielten sie Pakete vom Roten Kreuz. Sie wurden plötzlich vornehme Leute, deren Ansehen sich von nun an immer mehr steigerte. Es wurden Landsleute entdeckt, die — weil sie bisher glaubten, mit dem Anfangsbuchstaben D der Volksdeutschen besser behandelt zu werden — sich noch nicht bemerkbar gemacht hatten. Die Saarländer sind unter diesem Gesichtspunkt mit der Annexion durchaus einverstanden. Die verbissensten Franzosenfeinde, die uns bisher am meisten verachtet hatten, alle Kapos und Vorarbeiter, die uns bisher als weniger wie nichts behandelten, sind plötzlich ganz Lächeln und Herzlichkeit. Diese Pakete, die mehreren Tausend von uns das Leben gerettet haben, waren nicht nur für die Deportierten von Dachau bestimmt, sondern auch für die der anderen Lager, insbesondere Mauthausen und Buchenwald. Aber in dem völligen Durcheinander der letzten Wochen wurden sie unter-

schiedslos hierhergebracht, wo als Vorsichtsmaßnahme der letzten Stunde der Lagerführer ihre Verteilung genehmigte. Ehrlich gesagt: sie kamen gelegen.

Nun aber werden die Ereignisse sich überstürzen. Mehrmals am Tage sieht man jetzt die glückverheißenden Geschwader in Richtung München am Himmel. Von Westen her glaubt man in gewissen Augenblicken schon das Donnern der Geschütze zu hören. Das Herz schlägt schneller in der Brust. Aber vor dem Ende erwarten uns noch Erschütterungen. Manche Vorzeichen werden uns darauf hinweisen.

Zuerst hörte man Unbestimmtes von einer Räumung des Lagers in Marschrichtung nach der Gebirgsfestung Tirol. Die Nachricht muß nicht ganz falsch sein; Citron, der aus den Gesprächen, die die SS-Leute unter sich führen, alles aufammelt, bestätigt sie uns. Zum erstenmal sehe ich, daß Citron besorgt ist. Das ist ein schlechtes Vorzeichen. Der alte Pfarrer Goldschmidt vom Block 26, der auch ein feines Ohr hat und im selben Kommando arbeitet, bestätigt die Nachricht ebenfalls. Noch mehr: ein erstes Kontingent von 2000 bis 3000 Russen wird plötzlich auf dem Appellplatz versammelt und mit unbekanntem Ziel in Marsch gesetzt. Es wird nicht lange dauern, bis wir das Schicksal dieser Unglücklichen erfahren.

Nun sind die 25 000 anderen Häftlinge dran und stehen auf dem Appellplatz. Düstere Gerüchte kommen in Umlauf: sie werden uns mit Flammenwerfern umbringen und dann das Lager in Brand stecken! Wir werden in unsere Blocks zurückgeschickt. Am nächsten Morgen spielt sich das gleiche ab. Es ist anzunehmen, daß die Verwirrung bei den SS-Leuten zunimmt. Vor dem nahenden Ende wissen sie nicht, für welche Seite sie sich entscheiden sollen.

Unterdessen dauert die Überschwemmung des Lagers

an. Ganze Transporte von den Außenkommandos kommen zurück und — zum größten Erstaunen auch von Buchenwald. Den Anblick, den der Appellplatz nun bietet, werde ich nie vergessen. Die von der Reise übriggebliebenen sind da: auf dem Boden zusammengebrochen, in einem Zustand von Schmutz, Elend und Erschöpfung, der uns erstarren läßt. Und trotzdem hatten wir geglaubt, wir seien unempfindlich geworden. Unter diesen menschlichen Fetzen, aber nicht auf den ersten Blick, erkenne ich Gesichter von Kameraden, die uns voriges Jahr verlassen haben, Gervaise und Pradier. Ein Schreiber geht durch die Reihen, um die Namen und die Matrikelnummern zu erfragen. Sie blicken starr, ohne daß ein Wort aus ihrem Munde kommt. Tausende von ihnen enden da wie zerbrochene Automaten, unfähig, auch nur eine Silbe auszusprechen oder das geringste Zeichen zu geben, das ermöglichen würde, sie zu identifizieren. Wenn die Amerikaner nächste Woche kommen werden, werden sie einen anderen Transport entdecken; aber dieser wird nicht die Mühe gehabt haben, die Schwelle des Lagers zu überschreiten. Der ganze Zug wird nur Leichen enthalten.

Die Prominenten sind geholt worden: Joseph Joos und der Prinz von Bourbon-Parma. Man sagt, sie seien zu Monsignore Piguet in den Ehrenbunker gegangen. Morgen wird man sie in der Lagerstraße mit Léon Blum und dem Kanzler Schuschnigg gehen sehen. Woher sie gekommen sind, weiß man nicht, und noch weniger, wohin sie unterwegs sind. Plötzlich ein Operettenbild: Eine Gruppe französischer Waffen-SS von der Legion „Karl der Große“, die behaupten, Deserteure von der russischen Front und vor dem deutschen Kriegsgericht angeklagt zu sein, marschiert quietschvergnügt in Block 24. Ich gehe zu ihnen hin. Sie sehen alle unverschämt jung aus und tragen das blau-weiß-rote Schild-

chen neben dem SS-Totenkopf auf der Schulter stolz zur Schau. Zum Glück für unser Prestige waren die Pakete des Roten Kreuzes vor ihnen angekommen. Auboiron kann sich nicht beruhigen. Er möchte diese französischen SS-Leute in den Block der deutschen Prominenten schicken. Leider liegt das nicht in unserer Macht.

Ein anderes Bild kommt mir in Erinnerung, eines der eindrucksvollsten dieser letzten Wochen. Citron und ich waren eines Abends unterwegs in der Allee, die am Ende des Lagers am Kaninchenkommando entlanggeht. Im vergangenen Jahr war ich mit meinen Schülern, den polnischen Pfarrern, oft dort entlanggegangen.

Der bisher blaugraue Himmel stimmte endlich in die Szene ein. Vom Westen her kam der Lärm von Panzern und Artilleriefeuer immer näher; dort riegelte ein purpurroter Streifen das ab, was wir vom Horizont erblicken konnten. Eine wagnerische Szenerie, ein Bild aus der Apokalypse. Wir bewegten uns jetzt in einem Laufgraben, der durch eine doppelte Reihe aufeinandergehäufter Leichen entstanden war. Auf ihren Wachttürmen schoben die SS-Leute die letzten Stunden eines Dienstes, der seit zehn Jahren dauerte. Sie ließen ihre Raubvogeläugen über den unruhigen Ameisenhaufen kreisen und ebenso die Mündungen ihrer Maschinengewehre, die bereit waren, beim geringsten Anzeichen einer gemeinsamen Unternehmung in Tätigkeit zu treten.

Da dringt merkwürdiger Gesang zu uns: eine Mischung von Kriegs- und Kirchenlied. Die Klänge kommen näher. Wir verstehen die Worte. Citron erkennt ein Marschlied der Nazijugend. In dieser schwarz-roten Dämmerung ist der Eindruck ergreifend. Die letzten SS-Rekruten kommen vom Exerzieren zurück.

„Geben wir es zu“, sagt Citron, „dieser Zusammenbruch hat doch in seiner Art etwas Großartiges.“

Sonntag Morgen, der 29. April. Das internationale Komitee versammelt sich zum erstenmal vollzählig in der Bibliothek in der ersten Stube von Block 2, auf der linken Allee, die also am nächsten am „Jourhaus“ ist. Ohne Schwierigkeiten werde ich in dieser Versammlung an Stelle von General Delestraint zugelassen. Leo, der Schreiber von 24, hat mich über die Verhandlungen, die der Konstitution dieses Rates vorangegangen waren, auf dem laufenden gehalten. Der russische General ist aus Klugheitsgründen, denen ich zustimmte, bisher gegen den Zusammentritt des Rates gewesen. Da ist unter anderem Patrick O'Leary, der Großbritannien vertritt, obwohl er das Englisch recht merkwürdig spricht, „Pat“, der mich während des Typhus mit einer verbissenen Großherzigkeit gepflegt hat, der große Arthur, mein belgischer Pfleger, Vincent Parra, der die roten Spanier vertritt, der Marquis Pallavicini, der trotz seines Namens Ungar ist, Melodia, der Italiener, Juranic, der sich schließlich bei den Tito-Jugoslawen und den anderen durchgesetzt hat, der tschechische Arzt Blaha, der erstaunliche Albaner Ali Kuci, der sowjetische General Michailow, der das Kunststück zustande gebracht hat, seit mehr als einem Jahr unbemerkt durchzukommen, Oskar Müller schließlich, der alte deutsche Kommunist mit seinem Dickschädel, der den Franzosen immer eine ehrliche Freundschaft entgegenbrachte, ein anständiger Kamerad.

Wir tagen in Permanenz. Eine erste Proklamation wird abgefaßt, die die Kameraden zur Ruhe auffordert. Sie bittet sie, in ihren Blocks zu bleiben und neue Anweisungen abzuwarten. Der riesige Appellplatz ist leer. Einige letzte eigensinnige SS-Leute allein sind noch auf ihren Posten auf dem Wachttürmen. Von unserer Beobachtungsstelle aus überwachen wir das Eingangstor. Es scheint, daß der Oberführer des Lagers heute nacht seine Machtbefugnisse Oskar Müller stillschweigend übertra-

gen hat. Die SS-Leute haben uns also uns selbst überlassen. Sie haben das Lagertor hinter sich geschlossen und gehen den amerikanischen Truppen entgegen. Gegen Mittag ist auf dem Dach ihres Gebäudes auf der anderen Seite des Umfassungskanals die weiße Fahne gehißt. Vor der Türe, aber auf der Innenseite, gestikulieren zwei nackte Gespenster, nur mit einem Tuch bedeckt, und flehen die letzten SS-Leute an, sie mitzunehmen. Es sind zwei Deutsche, ein ehemaliger Lagerältester und der Kapo der Polizeihunde, die die Alten seit langer Zeit vorgemerkt hatten. Sie vergehen vor Angst beim Gedanken an die Rechenschaft, die sie demnächst werden geben müssen. Um sie an der Flucht zu hindern, haben ihnen die Alten vom Lager ihre Kleidung weggenommen. Das Warten dauert lange.

Die beiden gespenstischen Gestalten irren hin und her, heulen und winseln weinend vor einer riesigen leeren Bühne. Der Kanonendonner kommt näher; man hört das Knattern der Maschinengewehre. Endlich, um fünf Uhr dreißig nachmittags, bricht das Tor.

Vorhang.

Die Tragödie geht zu Ende. Vor der nun folgenden Operette läuft noch ein Film. Der erste amerikanische Soldat, der bei uns erscheint, in jeder Hand einen schweren Revolver, ist eine Karikatur aus dem „Stürmer“, ein richtiger Semit, dicke Lippen, Bananennase, krauses Haar. Er sprengt das Schloß und läuft auf uns zu. Niemand hat gegen diese Art moralischer Wiedergutmachung etwas einzuwenden. Nach allem, was geschehen, hatten wohl die Juden Anrecht auf diese symbolische Anerkennung. Der Mann stellt sich vor: Samuel Kahn. Nun gut, das ist in Ordnung. Nach ihm folgt sogleich ein zweiter G.I. Auch er stürzt auf unsere Gruppe zu. Diesmal aber stellen wir beim näheren Zusehen fest, daß der Soldat ein blondes Girl ist, ein

er-  
en  
n.  
er  
ne  
u-  
e-  
u-  
er-  
en  
or  
n-  
zu  
ei-  
er,  
en  
ort  
nf  
e-  
ne  
en  
ur-  
e,  
ns  
r-  
e-  
se  
r:  
m  
re  
en  
in

hübsches Gesicht, mit diskretem Make-up. Vor allem interessiert es sie, die Namen der bedeutenden Persönlichkeiten, die sich im Lager befinden, zu erfahren, um sie stehenden Fußes ihrer Zeitung zu kabeln. Sie überreicht uns ihre Visitenkarte: Marguerite Higgins von der „New York Times“ oder „Washington Post“; ich erinnere mich nicht mehr genau. Noch dreißig Sekunden, und da ist der dritte Befreier. Dieser ist nicht bewaffnet. Er stellt sich vor: es ist ein Militärseelsorger. Mit ergreifender Stimme fordert er uns auf, der Vorsehung zu danken, daß sie uns bis zu diesem Tage erhalten habe, daß sie uns den Klauen des Drachen ent-rissen habe. Dann lädt er die herbeigeeilten Kameraden ein, auf dem großen Platz zusammenzukommen, um dem ersten Dankgebet, das er dort oben verrichten will, beizuwohnen. Mit dem Finger zeigt er auf den düsteren Turm und geht auf diese ungewöhnliche Kanzel zu. Man sieht ihn bald auf dem Aussichtspunkt des Wachturmes. In weiter Bewegung gibt er das Zeichen des Segens über die brüllende Menge, die aus den Blocks zusammenströmt. Aber plötzlich hört man Kugeln pfeifen; alles wirft sich zu Boden. Erst nach einem letzten Kugelwechsel mit den fanatischen SS-Leuten wird das Sternenbanner am Mast gehißt, wo gestern noch die rote Fahne mit dem Hakenkreuz wehte. Unerschütterlich aber betet der Priester von seiner Höhe herab unter einem zerbeulten Stahlhelm das „Vater unser“. So wurde uns — sozusagen im Wildwest-Stil — die Freiheit wiedergegeben.

*Jetzt aber beginnen die Schwierigkeiten*

Die kurze, sechs Wochen umfassende Geschichte der autonomen Republik Dachau unter amerikanischem Protektorat festzuhalten würde sich wohl nicht lohnen, gäbe sie nicht im kleinen Maßstab eine treue, gekürzte Fassung von Schwierigkeiten der ganzen Welt wider. Einige davon bestehen offenbar auch heute noch weiter.

Am Morgen des Tages nach der Befreiung kam eine Gruppe von Kameraden unter der Führung von Méret, um mich im Franzosenblock 24 zu wecken und mir ihr Befremden auszudrücken. Die Trikolore wehte nicht an der Seite der Fahnen von Großbritannien, Rußland und China, die jetzt neben dem Sternenbanner flatterten. Sicherlich, wir hatten von den „großen Vier“ reden hören. Aber in unserer Harmlosigkeit hatten wir angenommen, daß wir der vierte wären. Wenn die Russen zweifellos Anspruch auf ihre Fahne hatten und die Engländer auch, so hätte man in Dachau nur schwer einen einzigen Chinesen finden können. Im Gegensatz dazu hatten Tausende von französischen Kämpfern hier ein dunkles, erbärmliches Ende gefunden, glanzlos, weit entfernt von den großen Beisetzungsfeiern, die Péguy für die Toten eines gerechten Krieges forderte. Schließlich schien uns das freie Frankreich eine gewisse Anerkennung durch seine Alliierten zu verdienen. War es nicht in einem Krieg an ihrer Seite im Kampf geblieben, in einem Krieg, der aus vielen Gründen für Frankreich zehnmal grausamer gewesen war als für andere. Ich bemühte mich, diese Gründe dem amerikanischen General klarzumachen, der die Obhut des Lagers übernommen hatte. Ich muß sagen, er schien wenig zugäng-

lich dafür. Unterdessen hatten die Polen eine Menge von Fahnen in den Farben ihres Landes aufgezogen. Sie hatten sie in den vorhergehenden Tagen heimlich in den Kommandos hergestellt, in denen sie arbeiteten. Das Lager war im Handumdrehen ein bewegter Wald von Wimpeln, Standarten, Flaggen und Fahnen geworden. Die Abzeichen der anderen Länder, der großen und der kleinen, ertranken schnell in dieser Flut. Eine andere Schwierigkeit zeigte sich bei der zweiten Zusammenkunft des internationalen Komitees. Der ausgezeichnete amerikanische General verstand nicht, daß es uns unerträglich war, seine eigenen Dolmetscher nur auf Deutsch zu den Zehntausenden von Männern sprechen zu hören, für die diese Sprache das Symbol der kaum überwundenen Sklaverei war. Wir brachten ihn dazu, die englische und die französische Sprache zur Durchgabe seiner Weisungen zuzulassen. So standen wir innerhalb von weniger als 24 Stunden vor den Schwierigkeiten, denen de Lattre in Berlin und Bidault in San Franzisko zur gleichen Zeit begegneten.

Bald begannen die Petitionen in das Büro der internationalen Kommission zu strömen, die in Permanenz tagte. Die baltischen Kameraden des Lagers, Litauer, Letten und Esten, verlangten eine Vertretung im Komitee. Aber der russische General machte aus ihrer Nichtzulassung eine Grundsatzfrage, da es ja auf der ganzen Welt bekannt sei, daß die Balten russische Staatsbürger seien. Diesem bedingungslos vorgetragenen Argument gab der amerikanische General nach. Zur gleichen Zeit aber entschlossen sich die Sieger in San Franzisko, die Fiktion einer Souveränität der Ukraine und Weißrußlands anzuerkennen und ließen beide, ohne mit der Wimper zu zucken, in das Kollegium der Vereinten Nationen zu.

48 Stunden nach der Befreiung war das Fest des 1. Mai. In aller Eile wurde ein Riesenaufmarsch auf dem Ap-

pellplatz organisiert. Nie ist mir eine Massenkundgebung ergreifender erschienen. Der langsame Zug dieser Riesenschar überlebender Europäer, die an der Grenze ihrer körperlichen Widerstandskraft waren, in alphabetischer Reihenfolge ihrer Länder hinter ihren nationalen Fahnen versammelt, das war wirklich ein ergreifender Anblick, den die bei dieser Gelegenheit entfaltete kommunistische Propaganda nicht abschwächen konnte. Für die Deutschen war als Reinigungsgeste eine Ausnahme beschlossen worden. Statt ihnen ihren Platz zu lassen, den sie auf Grund der internationalen Schreibweise unter A (Allemagne) gehabt hätten, wurden sie symbolisch an das Ende des Zuges verwiesen. Ich muß sagen, daß das Erscheinen dieser Handvoll unbeugsamer Überlebender von zehn unbeschreiblichen Jahren doch den Gedanken nahebrachte, diese Stellung zu berichtigen, was immer auch die Gefühle sein mögen, die die Inschrift auf dem roten Spruchband eingab, hinter dem sie marschierten:

„Gedenken an unseren Thälmann.“

Unsere französischen Kommunisten waren ebenfalls auf den Gedanken gekommen, werbende Spruchbänder zu zeigen. Ich glaube sogar sagen zu dürfen, daß die Texte sorgfältig von dem geheimen Apparat ausgewählt waren, der von diesem Augenblick an das Lager in die Hand zu bekommen suchte. Ich erinnere mich meines maßlosen Erstaunens, als ich in dieser Weltuntergangsszenerie den Kameraden Neveu ein Spruchbanner entrollen sah, auf dem stand: „Immer einig gegen den Faschismus.“

„Aber ist er denn nicht tot?“ bemerkte ich und wies auf das Schauspiel, das sich uns zeigte und auf die Leichen der letzten SS-Leute, die im Kanal trieben. „Was brauchen Sie denn noch mehr?“

„Und Franco?“ erwiderte Neveu schroff. Ich mußte zu meiner Schande gestehen, daß ich in der Freude der

wiedererlangten Freiheit Franco ganz aus dem Auge verloren hatte.

In den folgenden Tagen baten mich die Rotspanier, die sich immer noch als aus ihrem Lande verbannt betrachteten, ich möchte mich bemühen, daß sie nach Ende der Quarantäne in Frankreich aufgenommen würden. Die Russen boten ihnen wohl an, sie in Obhut zu nehmen, und die Amerikaner forderten sie sogar auf, diese Einladung anzunehmen; aber trotz der Erinnerungen an die Lager von Gurs oder Argelès zogen sie es vor, zu uns zurückzukommen. Auf der anderen Seite erinnerten sich zahlreiche polnische Pfarrer aus den von den Russen annektierten Gebieten, daß Frankreich traditionsgemäß das Land der Verbannten sei. So nahmen wir sechs Wochen später in genau gleicher Zahl 300 rote Spanier und 300 weiße Polen mit.

Der Typhus war durch die Ankunft der Befreiungstruppen nicht zum Stillstand gekommen. Die Amerikaner ergriffen deshalb drastische Maßnahmen, um wie sie sagten, jede Gefahr der Ansteckung durch zu früh nach Hause entlassene Deportierte auszuschließen. Die Unzufriedenheit, die eine solche Maßnahme auslösen mußte, kann man sich vorstellen, obwohl die Anordnung durchaus vernünftig war. Das war die Zeit, in der Georges Villiers, von seinem Kommando in Neckarelz erschöpft zurückgekehrt, sich zu meiner Verfügung stellte, um mich in der schwierigen Aufgabe, die Geister zu beruhigen, zu unterstützen. Aber er bekam selber den Typhus, und beinahe hätte er sein Fell dabei gelassen. Hunderte von Kameraden, weniger glücklich als er, traf das unerhört schwere Schicksal, in dem Augenblick zusammenzubrechen, in dem die Hoffnung gesichert war, daß sie ihr Land und ihre Lieben wiedersehen würden. Unter den aus dem Lager mitgebrachten Dokumenten finde ich einen Vermerk des Internatio-

nen Komitees vom 30. April. In seiner Trockenheit kennzeichnet es die Lage: „In den geschlossenen Blocks häufen sich immer mehr unbekannte Tote. Die verantwortlichen Kameraden müssen in jedem nur irgend möglichen Umfang die Identifikation der Leichen sicherstellen. Dieser Dienst muß natürlich ohne Rücksicht auf die Nationalitäten geleistet werden. Soweit bekannt, müssen die Namen der Sterbenden oder im Koma Liegenden mit Tintenstift auf die Brust geschrieben werden.“

Der Anblick, den das Lager damals bot, wird jedem, der es besucht hat, im Gedächtnis bleiben. Um die Leichenberge, die sich in den Alleen der Blocks häuften, wegzuräumen, nahmen die Amerikaner die Einwohner der Gemeinde Dachau in Anspruch. Wir sahen diese Bauern mit ihren Gespannen völlig entsetzt ankommen. Mehr als eine Woche lang transportierten sie die furchtbaren Frachten zu einer riesigen Sammelstelle in der Nähe. Später, als die erste Säuberungsarbeit zu Ende war, sah man, wie ein Zeichen der Beendigung des Alptraumes, die länglichen Kisten wiederkommen, die vertrauten sympathischen Säрге, in denen wir endlich unsere letzten Toten würden ehrenvoll bestatten können.

Eine unbedeutende, aber typische Einzelheit wird zeigen, wie sehr wir Franzosen uns zur Wehr setzen mußten gegen die übertriebene Bescheidenheit, zu der unsere Befreier uns drängen wollten.

Unter den ersten Besuchern des Lagers war der General Leclerc zu uns gekommen, dann die Generale Guillaume und Devinck, letztere als Abgesandte von de Lattre, der damals in Berlin unabhkömmlich war. Es fehlte an allem. In einer ebenso großherzigen wie natürlichen Geste hatten der Befehlshaber der 2. Panzerdivision ebenso wie der der 1. französischen Armee Lastwagen mit Lebensmitteln geschickt, Bisquits, Kon-

serv  
fran  
Wir  
lich  
der  
tin,  
alle  
sun  
zug  
kar  
Erf  
daf  
wa  
die  
ver  
Ver  
hir  
ent  
Leb  
wu  
im  
öff  
sis  
so  
nis  
au  
wo  
So  
Fla  
bei  
ka  
ric  
Jug  
Ve  
sis

serven und, um das Ganze abzurunden, einige Flaschen französischen Weines aus den Kellern der Nazichefs. Wir hatten natürlich diese Reichtümer nicht ausschließlich für uns behalten, sondern die Kameraden der anderen Länder mitbeteiligt. Sie hatten uns in dem Bulletin, das das Internationale Komitee veröffentlichte, um allen Nationalitäten mit den Tagesnachrichten die Weisungen des amerikanischen Kommandanten bekanntzugeben, ihren Dank dafür ausgesprochen. Der amerikanische Kommandant nahm die Ankündigung des Erfolges übel, den Leclerc und de Lattre dadurch hatten, daß sie das Lager 48 Stunden vor Eintreffen der Lastwagen der amerikanischen Armee versorgten. Der für die Franzosen Verantwortliche wurde wie ein Schwerverbrecher zum General zitiert. Er mußte die formelle Versicherung abgeben, daß ihm jeder Gedanke einer hinterhältigen Propaganda fernegelegen habe, als er sich entschloß, die von unseren Generalen geschickten Lebensmittel allgemein verteilen zu lassen. Sodann wurde eine Erklärung abgegeben mit der Auflage, sie im Informationsbulletin des nächsten Tages zu veröffentlichen. Sie enthielt die Mitteilung, wenn französische Soldaten tatsächlich Lebensmittel geliefert hätten, so seien diese Lebensmittel aus Beständen der amerikanischen Intendantur gekommen und außerdem noch auf Lastwagen der amerikanischen Armee transportiert worden.

Soweit ging man doch nicht, zu behaupten, daß die Flaschen Chateâu-Margaux oder Vosne-Romanée, die bei Göring oder Hitler gefunden worden waren, amerikanische Importware seien. Aber ein Untersuchungsrichter wurde eingesetzt. Es war Oskar Juranic, ein Jugoslawe, der später sehr übel bei Tito enden sollte. Vor diesem mußte schließlich der unglückliche französische Delegierte seine Erklärungen abgeben.

Die Geschichte der Waffen-SS-Leute von der Legion „Karl der Große“ illustriert am besten eine der weiteren Schwierigkeiten, die uns nach unserer Rückkehr erwarteten. Des Morgens am Tage nach der Befreiung kam Germain Auboiron im Auftrage seiner kommunistischen Kameraden zu mir, um mich zu fragen, was ich mit den französischen Nazis, die sich im Lager befänden, zu tun gedächte. Er meinte damit diese unglücklichen Entgleisten, die, nachdem sie sich zur Waffen-SS gemeldet hatten, desertiert und mit belgischen, holländischen und norwegischen SS-Kameraden in den Tagen vor der Befreiung in Dachau gestrandet waren.

„T. hat die seinen schon erschießen lassen“, sagte er und spielte dabei offenbar auf die Gruppe an, die ich am Morgen dumpf ergeben hatte vorbeimarschieren sehen. Die Hände im Nacken, gingen sie in die Richtung des eingezäunten Platzes am Krematorium, wo schon am Abend vorher Rechnungen beglichen worden waren, was ich persönlich mißbilligte.

Ich antwortete Auboiron, daß es mir weder der Würde noch dem Anstand zu entsprechen scheine, Franzosen, und seien es Waffen-SS-Leute, dem weltlichen Arm der Amerikaner auszuliefern. Diese würden unsere Leute einfach durch die Montenegriner umbringen lassen, die sich speziell für diese Zwecke zur Verfügung gestellt hatten. Sie verlangten nichts Besseres, als weitere Schußziele zu bekommen, so wie sie es schon mit ihren Landsleuten gehalten hatten, die Anhänger von Michailowitsch waren. Ich fügte hinzu, daß wir hier vor den Augen von ganz Europa, das auf uns schaue, nicht das traurige Schauspiel unserer inneren Zwistigkeiten geben sollten. Aber ich teilte ihm mit, daß ich fest entschlossen sei, diese Verräter an ihrem Vaterland den französischen Strafbehörden zu übergeben, sobald wir die Grenze überschritten haben würden. Ich überzeugte mich dann, daß sie alle in dem Ehrenbunker, wo man

on  
ren  
er-  
ng  
nu-  
vas  
be-  
ck-  
-SS  
än-  
gen

sie gestern abend eingesperrt hatte, sicher hinter Schloß und Riegel waren.

Auboiroux verhehlte mir nicht, daß diese Lauheit in der Durchführung der Reinigungsarbeit mich bei seinen Parteikameraden in sehr schlechtes Licht bringen würde. Ich muß gestehen, daß ich tatsächlich in den Augen mindestens einiger von ihnen aufgehört hatte, ein wirklicher Widerstandskämpfer zu sein, als ich diese üblen Burschen nicht ohne jedes Gerichtsverfahren hatte erschießen lassen.

Diesen Zwischenfall hatte ich vergessen. Die Quarantäne lief weiter, unterbrochen durch die Besuche zahlreicher angesehener französischer Persönlichkeiten, die sich über die Gründe, die unsere Rückkehr verzögerten, unterrichten wollten. Als der Augenblick kam, das Lager aufzulösen, bat ich die Kameraden, die Räume der SS-Kaserne in einem anständigen Zustand zu erhalten. Wir hatten uns schließlich auf Grund eines Vorstoßes von General Leclerc dorthin verlegen lassen und machten sie jetzt für die Russen frei, die dort ihre Heimbeförderung abwarten sollten.

er  
ich  
ren  
ng  
on  
en,  
rde  
sen,  
der  
ute  
die  
ellt  
uß-  
nds-  
ilo-  
den  
das  
iten  
ent-  
den  
wir  
agte  
nan

Da die Säuberungsarbeiten mir ungenügend erschienen und uns bei unseren Nachfolgern in schlechtes Licht bringen konnten, ordnete ich an, daß das, was noch an Waffen-SS im Gefängnis da war, zum Reinigen und Aufräumen geholt würde. Ich muß gestehen, daß ich sie schon zu Hilfe geholt hatte, um die Typhus-Kranken zu versorgen. Sie waren mit viel gutem Willen an ihre Aufgabe herangegangen. Deswegen hatte ich ihnen versprochen, dies als mildernden Umstand den Richtern zu unterbreiten, vor denen sie sich unentrinnbar bei ihrer Rückkehr zu verantworten haben würden. Die Waffen-SS-Leute kamen nach Abschluß der Arbeit zu mir. Ich sehe sie noch die Totenkopfmützen, die sie wie Narrenkappen immer noch trugen, linkisch in den Händen drehen. Sie wußten nicht recht, wie sie mit dem,

was sie zu sagen hatten, anfangen sollten. Einer von ihnen faßte sich ein Herz.

„Wir wollen uns zuerst bei Ihnen bedanken. Denn wir wissen sehr wohl, daß es Ihnen zu verdanken ist, daß wir noch am Leben sind.“ Ich unterbrach den Wortführer und machte ihn darauf aufmerksam, daß es sich in Anbetracht der Schwere ihres Falles vielleicht nur um einen Aufschub handele. Aber er fuhr fort und bewies dadurch, daß sie wegen ganz anderer Sachen gekommen waren, als um ihre Dankbarkeit auszudrücken:

„Und dann wollten wir Ihnen sagen, daß auch noch andere von der Legion ‚Karl der Große‘ im Lager sind. Es ist nun nicht gerecht, daß wir im Gefängnis sitzen, während die frei herumlaufen.“

„Ihr seid Schweinekerle“, antwortete ich ihm. „Glaubt Ihr denn, daß mir das Freude macht, Leute wie Euch nach Frankreich zurückzubringen, und könnt Ihr denn denen, die das Glück gehabt haben, nicht entdeckt zu werden, die Chance nicht lassen, durchzukommen?“

„Das ist es, was wir vielleicht getan hätten“, antwortete mir der, der anscheinend der Wortführer war. „Aber als sie uns gesehen haben, haben sie sich den Teufel um uns gekümmert, weil wir uns hatten erwischen lassen. Und dann treiben sie es doch etwas gar zu ulkig: in ihrer Bude ist eine riesengroße Spruchtafel „Immer einiger gegen den Faschismus“. Wenn sie uns nicht als Pack behandelt hätten und manche andere dann . . ., dann hätte man ja nichts gesagt . . ., aber wir haben rot gesehen, als sie uns herausgefordert haben. Wir haben uns mit ihnen schon ausgesprochen. Herausfinden können Sie sie durch die Tätowierung am Arm.“

Es war mir klar, daß da eine Schlägerei stattgefunden haben mußte. Ich ließ mir also den guten N. kommen, um ihn zu bitten, diese unvorsichtigen und etwas zynischen Überreste von Waffen-SS-Leuten durch die

Kennzeichen am Arm herauszusuchen und sie mit ihren Gegnern in den Bunker bringen zu lassen. Dann aber solle er die Reinigungsspezialisten der Kommunistischen Partei wissen lassen, daß, so unvollkommen sie ihnen auch erscheinen möge, die Polizei im französischen Komitee durchaus noch funktioniere.

Nach zwei Stunden machte N. mir gewissenhaft Vollzugsmeldung. Ich schlief. Er zog mich an den Füßen, weckte mich und ließ unter schallendem Gelächter ein Dutzend bunter kleiner Schilder einzeln auf den Tisch fallen: jeder einzelne dieser wendigen Waffen-SS-Leute war schon Mitglied des kommunistischen „Front National, Section du camp de Dachau.“

Sechs Wochen nach der Befreiung waren nur noch wenige gesunde Franzosen im Lager. Die einen hatten es nach einer ärztlichen Untersuchung, durch die sie die Ausreiseerlaubnis bekamen, geschafft, nach Hause zu kommen; die anderen waren an den Bodensee gekommen, wo General de Lattre, ein großzügiger Mann, wie immer, ihre Aufnahme in Luxushotels organisiert hatte, die einen ziemlichen Gegensatz zu dem schmutzigen Elend bildeten, das sie verlassen hatten. Es blieben nur noch einige Hundert unglückliche Typhusranke zurück. Eine Mission des Vatikans hatte sie gemeinsam mit dem amerikanischen Roten Kreuz in Obhut genommen. Es gab prachtvolle Beispiele der Opferbereitschaft bei unseren „Pfarrern“, den Jesuitenpater Valton, den Abbé Lelièvre und andere junge französische Priester von Block 26: Abbé Fraysse und der P. Hennion im besonderen. Der gute Dr. Bohn, der sich doch selber kaum auf den Beinen halten konnte, schickte mir eine Zuschrift, die ich sorgsam aufbewahre als Beweis der Opferbereitschaft, die um ihn herum die Mehrzahl unserer Geistlichen und unserer Ärzte beseelte:

„3. Mai 1945. Die an Typhus exantematicus Erkrankten

sollen schon morgen, sagt man, in das SS-Lager kommen, um dort von amerikanischen Ärzten versorgt zu werden. Aber man wird zweifellos einige Ärzte unter den Deportierten brauchen. Ich bitte ausdrücklich darum, einer dieser Ärzte zu sein und die Kranken im Lager weiterzupflegen, selbst wenn es die Stunde meiner Heimkehr bis zur Abreise des letzten kranken Franzosen verzögern sollte.“

Ich antwortete auf diese Botschaft, die vertraulich bleiben sollte — die Bescheidenheit von Bohn war sprichwörtlich —, daß ich auf meine französischen Doktors ordentlich stolz sei und daß ich eines Tages dieses Zeugnis ihrer bewunderungswürdigen Haltung veröffentlichten würde. Dies ist hiermit geschehen.

Henri Frenay leitete in Paris mit gutem Erfolg die rasche Heimführung von Hunderttausenden von Kriegsgefangenen und Arbeitsdienstverpflichteten und von Zehntausenden von Deportierten. Er bat mich zu sich, um ihm zu helfen, die Kommunisten in Schach zu halten. Es war einleuchtend, daß diese nicht damit einverstanden waren, sich sozusagen das Brot zwischen den Zähnen herausziehen zu lassen dadurch, daß die dringendsten Anlässe zu Beschwerden, welche sie bei den zwölfhunderttausend heimkehrenden Franzosen kräftig ausnutzen wollten, in Fortfall kamen. Sie führten gegen Frenay eine unanständige Kampagne schwärzester Ungerechtigkeit. Die Genossen vom „Agit-Prop“ hatte ich in den Tagen am Werk gesehen, da die kommunistischen Abgeordneten von der Delegation der Beratenden Versammlung uns besuchen kamen. Verärgert, daß sie aus einer nicht bestehenden Unzufriedenheit kein Geschäft machen konnten, hatten sie sich zurückgezogen und das Feld uns überlassen. Nun konnten wir also endlich daran denken, nach Hause zurückzukehren mit der Mannschaft, die bis zum Ende bei meinen Kameraden vom Komitee und mir in treuer

Hingabe und Freundschaft ausgehalten hatte: Abbé Stenger, Georges Frilet von Marseille, André Page, Bellier und einige andere.

Wir übertrugen dem kleinen Roux, Moutin, Pierrot Pujol und dem jungen Perret die Sorge um die Sachen und die Wertgegenstände unserer Kameraden, die die SS in der Kleiderkammer vergessen hatte und die wir durch ein Wunder vor der allgemeinen Plünderung hatten retten können, die der Befreiung folgte. In ihr hatten sich die Söldner der Wlassow-Armee ganz besonders hervorgetan. Nachdem wir die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, einigermaßen erfüllt hatten, traten wir den Heimweg an, der Kanonikus Daguzan, Citron, der gute Nicot und ich im Mercedeswagen, den General Leclerc uns zur Verfügung gestellt hatte. Ein letzter Blick auf das Lager, wo wir in der Einfriedung des erloschenen Krematoriums soviel Asche unserer Brüder zurückließen und einen Blick nach dem Leitenberg, wo die Leiber von Tausenden von Kameraden lagen, die nicht wie wir diesen unbeschreiblichen Augenblick des Glücks erlebten.

Wir hatten uns bei der Abfahrt vorgenommen, den Rhein nicht zu überschreiten, ohne kräftig die Marseillaise anzustimmen, um den Augenblick richtig zu feiern. Nicot hatte diesen Gedanken gehabt. Aber als wir am nächsten Morgen tatsächlich zum Fluß kamen, fehlte uns der Schneid, um das Versprechen auszuführen. General de Lattre hatte durch die Pioniere seiner ersten Armee die bekannte Schrifttafel der Großen des Jahres II nachmachen lassen: „Hier beginnt das Land der Freiheit“. Das verschlug uns den Atem. Die Freiheit! Wir hatten uns so oft, so lange nach ihr gesehnt, mit zitternder Stimme während unserer endlosen Anstrengung davon gesprochen, daß schon die Tatsache, den Namen der Freiheit in blau und rot auf der weißen

Tafel am Eingang von Straßburg geschrieben zu sehen, uns die Kehle zuschnürte. Nun, das weiß jeder, daß eine zugeschnürte Kehle keine brauchbare Vorbedingung zum Singen ist, schon gar nicht zum Singen der Marseillaise.

In der Mitte vom Wacken in Straßburg meldeten wir uns im Büro der Heimkehrer. Nachzügler standen Schlange, um die verschiedenen Papiere für die Reise und als Personalausweis zu bekommen. Die Formalitäten brauchten eine gewisse Zeit. Ein Gefangener, der den Schlagworten der Kommunistischen Partei offenbar zugänglich war, fing an, ungeduldig zu werden. Wir hörten ihn meckern:

„Man merkt schon, daß man in das Land des Durcheinanders zurückgekommen ist.“

Da richtete ein Deportierter, der offenbar allein aus irgendeinem Kommando entwischt war und sich auf eigene Faust bis hierher durchgeschlagen hatte, seine Knochen, die in dem Zebraanzug schlotterten, auf. Mit matter Stimme ließ er die Worte fallen:

„Wenn man die Ordnung, die wir eben gesehen haben – er betonte spöttisch das Wort „Ordnung“ –, wirklich aus der Nähe beobachtet hat, dann hätte man Lust, bis an sein Lebensende zu rufen ‚Es lebe das französische Durcheinander!‘“

## XXII

### *Nachwort*

Eines Toten Name ist mir Waffenrüstung. Mich bindet ein geheimes Band an ihn (François Vernet).

Es lebe das französische Durcheinander!  
Mit diesem Wort wollte ich eigentlich den Bericht des Abenteuers abschließen. Dieser Schrei der Empörung

eines unbekanntem Kameraden, den ich zufällig in der Halle des Wacken getroffen hatte, enthält eine wirklich tiefe Lehre des Maßhaltens! Aber in unseren Zeiten findet eine gewisse Ironie allmählich immer weniger Verständnis und ein paradoxes Wort wird nicht mehr unbedingt geschätzt. Versuchen wir also in weniger originellen Formulierungen die wesentliche Erfahrung des Ganzen wiederzugeben.

Diese Erfahrung, das muß ich zunächst einmal wiederholen, ist — was mich selber angeht — in gewisser Weise außergewöhnlich. Ein Zusammentreffen von Umständen, die die Vorsehung geleitet hat, ließ mich während fast zweier Jahre sowohl als Zeuge wie als Beteiligter das Drama der Deportation erleben. Aber diese Tragödie ist von anderen unter unendlich viel schlimmeren Bedingungen durchlebt worden, die ihnen keine Möglichkeit ließen, einige dieser kleinen erlebten Dinge anzuschauen, anzuhören oder gar aufzuzeichnen, wie ich es manchmal getan habe. Taine sagte, daß Berichte zur Ausdeutung der Ereignisse mehr wert seien als noch so lange Darlegungen und durchdachte Begründungen. Wenn ich nach Mauthausen gekommen wäre wie Jaques Renouvin, wenn ich wie er und Tausende andere täglich die 800 Stufen zum Lager hätte ersteigen müssen, ich hätte abends nicht mehr Lust gehabt, einige Stichworte hinzukritzeln. Wäre ich ihm in diese Hölle gefolgt, ich wäre dort mit ihm geblieben; wenn ich im Lebensalter von Blaisot, Estrabeau oder Soulange-Bodin hergekommen wäre, wäre meine Widerstandskraft geringer gewesen, und ich wäre ihnen wahrscheinlich in das Krematorium vorausgegangen. Ohne Willy Bader, ohne die Mannschaft der lothringischen Pfarrer und ohne den guten Joseph Joos, die mich gleich bei meiner Ankunft in Obhut nahmen, wäre mir der sonderbare Posten eines Dolmetschers im September 1943 nicht übertragen

worden, mir, der ich nicht ein Wort Deutsch verstand. Ohne diese Unkenntnis der Sprache hätte ich die Dinge vielleicht in einem anderen, realistischeren Licht gesehen. So sind mir manche Tatsachen entgangen, die vielleicht, wenn ich sie anders gesehen hätte, auch andere Farbtöne in das Bild gebracht hätten, das ich habe entwerfen wollen. Wenn Bohn, Marsaud, Roche und die anderen mich nicht, wie sie es getan haben, während der Typhuszeit umgeben hätten, stünde heute mein Name unter dem Buchstaben M. zwischen dem des kleinen Malandre und dem von Millet auf der langen Liste der Toten vom Januar 1945.

Und schließlich, wie könnte ich stillschweigend das gemeinsame Gebet übergehen, das mich im Block 26 umgab! Wenn ich mich nicht im wörtlichen Sinne dadurch gestützt und getragen gefühlt hätte, hätte ich mich dann, so wie ich es getan habe, wirklich festgebissen mit diesem Willen, nicht locker zu lassen?

Weder gesund noch heil! Zehn Jahre nach der Befreiung der Lager würde der Roman einer aus Ravensbrück Geretteten den Überlebenden, die es vergessen hätten, in Erinnerung rufen, daß immer etwas in ihnen sein wird, auf das diese Kennzeichnung angewendet werden muß, ganz zu schweigen von denen, die nach zehn Jahren auf den Anruf nicht mehr antworten, weil sie vorzeitig körperlich erschöpft den Kameraden nachgefolgt sind, die sie im Frühjahr 1945 im Garten des Krematoriums oder in den Massengräbern der Umgebung zurückgelassen haben.

Die Erfahrung, die wir durchlebt haben, ist unauslöschlich. Sie hat uns für den Rest unserer Tage gezeichnet. Von ihr haben wir Narben zurückbehalten, die man nicht alle sieht. Weder gesund noch heil, ein bedrückendes Wort! Und es ist wahr, ich will das noch einmal aussprechen. Wir haben Abgründe kennengelernt, in

uns  
Glaub  
Den  
Wen  
die e  
nich  
leber  
man  
Wir  
ling  
Alle  
ung  
feier  
Leb

Jede  
erfa  
Folgt  
dur  
best  
die  
Anc  
nur  
der  
Es i  
ist  
der  
Ver  
kei  
ein  
hat  
dat  
De  
zer  
ges  
ein

uns selber und bei den anderen. Ein gewisser guter Glaube des Herzens bleibt uns auf immer versagt. Dennoch widerstrebt mir andererseits dieses Wort. Wenn unsere scheinbare Gleichgültigkeit manchmal die erstaunt, die nicht wissen, woher wir kommen, die nicht wie wir dieses ergreifende Gefühl kennen, zu leben wie aus einem „Nachschlag“ des Daseins, so sollte man uns trotzdem nicht für abgebrühte Zyniker halten. Wir sind nicht gefühllos. Der wieder erscheinende Frühling ist von nun an für uns etwas Unaussprechliches. Alle Jahre tauschen wir an den Jahrestagen der Befreiung spontan unsere Glückwünsche aus. Auf diese Art feiern wir unseren zweiten Eintritt in die Welt der Lebendigen, unsere Wiedergeburt.

Jedermann hat das Recht, aus seiner Konzentrationärerfahrung die Folgerungen zu ziehen, die er will. Diese Folgerungen werden ebenso durch die Bedingungen der durchlebten Erfahrungen wie durch die Natur dessen bestimmt, der sie erlebt hat. Für mich will ich daraus die Lehre des Vertrauens in den Menschen ziehen. Anderen bleibt es unbenommen, ihren Scheinwerfer nur auf die entmutigenden Seiten der Menschen und der Dinge zu richten.

Es ist schon wahr, daß es diesen Anblick auch gibt. Das ist nicht zu bestreiten. Aber ich möchte annehmen, daß der ehrliche Wille, vor allem das zu suchen, was wieder Vertrauen geben kann in die unglaublichen Möglichkeiten der Menschenseele, das einzige gute Mittel ist, eine Überfahrt zu bestehen wie die, die wir hinter uns haben. Das sei ein Hinweis für die zukünftigen Kandidaten.

Denn es gibt diese Kandidaten. Das Zeitalter der Konzentrationslager, das wir im Rausch von 1945 für abgeschlossen hielten, besteht immer noch. Wenn es einen Grund zu tiefster Traurigkeit gibt, so ist es doch

der, denken zu müssen, daß ehemalige Konzentrationsnäre das, was ihnen widerfahren ist, soweit vergessen konnten, daß sie die Vorstellung ertragen, daß ihre ärgsten Gegner dasselbe Schicksal erleiden wie sie. Es sind meine kommunistischen Kameraden, an die ich denke, wenn ich das niederschreibe. Sie, die den Zwangsarbeitsdienst als politische Maßnahme billigen, diese heuchlerische Schönfärberei, die schlecht verbirgt, was sie verdecken soll.

Nun ist es Tatsache, daß viele Deportierte, wenn man über Kommunisten mit ihnen spricht, an diejenigen denken, die in den Lagern für sie gute und manchmal bewunderungswürdige Kameraden waren. Kleine Schlauberger werden den, der so spricht, für einen Dummkopf halten. Sie sollen sich beruhigen. Die Deportierten wissen ganz genau Bescheid über die Ähnlichkeit gewisser Haltungen. Sie wissen, daß manchmal, sogar zu oft, Kommunisten sich nicht anders verhalten haben als waschechte Nazis. Soll sie das hindern anzuerkennen, was sie gesehen haben? Der kommunistische Mensch ist ihnen oft auch einfach als ein Mensch schlechthin erschienen. Das war sehr viel besser; und diese Entdeckung ist alles in allem doch irgendwie beruhigend.

Andere wollen die bürgerliche Selbstsucht in Gegensatz bringen zur Großherzigkeit des Volkes; ein längst überholter, lächerlicher, aus der Mode gekommener Gegensatz! Wenn ich ihn wohl einmal zu hören bekomme, so sehe ich sofort die entseelten Gesichter von Soulange-Boudin, von Bonotoux, von Estrabeau, von Graf Guillaume d'Ussel sich beleben, die Gesichter von hundert anderen Bürgern unter den Toten, die dort herrliche Zeugen der Großherzigkeit und — warum es nicht aussprechen? — der christlichen Nächstenliebe waren.

Mei  
lebe  
Bede  
Tod  
Ver  
nach  
mir  
find  
Abe  
wei  
nich  
mö  
für  
hin  
ein  
an  
ver  
ich  
anz  
Kap  
tre  
geh  
fin  
Ve  
die  
des

Meine armen Kameraden! Ihr, deren Antlitz ich wieder lebendig machen wollte! Mich überkommen jetzt die Bedenken und Zweifel, ob ich das alles, was ihr vor dem Tode erduldet habt, habe richtig wiedergeben können. Verzeiht mir dieses Unvermögen. Beurteilt mich nur nach meiner guten Absicht. Seht auch, wie schwer es mir fällt, den richtigen Abschluß dieser Geschichte zu finden, die auch die eure war.

Aber warum soll eigentlich Schluß sein? Das Leben geht weiter, das Leben, das ihr so sehr geliebt habt, bis ihr nicht mehr konntet. Wir leben es weiter. Und wir möchten, daß auch Frankreich es weiterlebt, Frankreich, für das ihr alles gegeben habt, indem ihr euch selbst hingabt. Für sein Weiterleben wollen wir die Kräfte einsetzen, die uns noch geblieben sind. Wir denken oft an euch — ihr wißt es —, wir, die Überlebenden. Wir vergessen euch nicht. Und ich, den ihr gekannt habt, ich habe wohl das Recht, euch ein letztes Bekenntnis anzuvertrauen. Jedesmal, wenn ich wie damals in der Kapelle von Dachau, wo du mich eine Zeitlang vertreten hast, Aubeiroix, meine Gedanken zu euch gehen lasse, zur Stunde des Gedenkens an die Toten, finde ich kaum mehr ein Ende. Es ist so lang, dieses Verzeichnis eurer Namen, ihr alten getreuen Brüder, die ihr endlich den Ort der Erfrischung, des Lichtes und des Friedens gefunden habt.

8 juin 1955.

Mon cher ami,  
"Rue de la Liberté", quel  
beau livre sur un si noble  
sujet. Quelle leçon d'élevation  
tirée d'une humanité révolée,  
quel témoignage chrétien  
porté victorieusement sur les  
pires attentats du paganisme!  
Vous m'avez tenu de si  
réconforté. Je vous en remercie.  
L'encyclopédie ajoute que l'ouvrage

est parfaitement bien écrit.

Le qui en a le plus  
pappé c'est que rien,  
— même pas d'effort consacré,  
à la fin vous empêcher de  
vous donner vous-même.

A bientôt, mon cher  
Micholot. Veuillez croire  
à ma fidélité et dévoué  
amitié:

J. de Gaulle.

am 8. Juni 1955

Mein lieber Freund,

„Die Freiheitsstraße“ — welch nobles Buch über einen so schrecklichen Gegenstand! Was für ein Zeichen geistigen Aufschwungs, geistiger Höhe, geboren aus tiefster menschlicher Erniedrigung! Welch Zeugnis siegreicher christlicher Haltung gegenüber ärgsten Angriffen des Heidentums!

Sie haben mich gerührt und ermutigt. Ich danke Ihnen. Ich darf hinzufügen, daß ich Ihr Buch glänzend geschrieben finde.

Stärkstens hat mich beeindruckt, daß nichts, auch gar nichts, nicht einmal die grauenhaftesten Erinnerungsbilder, Sie Ihre Selbstbeherrschung verlieren ließen.

Auf bald, mein lieber Michelet, in treuer und ergebener Freundschaft

Charles de Gaulle

nen  
nen  
aus  
nis  
An-

en.  
ge-

gar  
ags-  
ner

e



schrieben. Aber auch, wenn er nicht unter den führenden Männern der V. Republik wäre, hätten wir die Pflicht, von seinem Buch Kenntnis zu nehmen, weil es Dinge schildert, die wir wissen müssen, und weil es eine Freundeshand ist, die das Buch schrieb.

Ich habe das Bild, das der Verfasser in noblem französischen Geist ohne Haß und Rachsucht und oft sogar mit Humor gezeichnet hat, in Form und Inhalt unverändert wiederzugeben versucht. Dazu gehört auch die ungekürzte Wiedergabe von Vorgängen innerhalb der Gefangenengemeinschaft von Dachau, die für den deutschen Leser nicht unmittelbar interessant zu sein scheinen, weil sie in keinem direkten Zusammenhang mit dem damaligen deutschen Terror-system stehen, mit dem wir uns in erster Linie auseinanderzusetzen haben. Sie sind dennoch wichtig für das Verständnis des heutigen Frankreich, denn sie unterrichten uns über die Anfänge dessen, was wir heute etwas summarisch „Gaullismus“ nennen, sofern diese Anfänge in deutsche Konzentrationslager zurückreichen. Was dies bedeutet, wird jedem politisch Denkenden klar sein, und daß es sich so auswirkt, wie der versöhnliche Geist dieses Buches beweist, und nicht anders, ist eine Tatsache, die wir unseren französischen Nachbarn gar nicht hoch genug anrechnen können.

Dr. Georg Graf Henckel von Donnersmarck  
M. d. B.

Bonn, im Sommer 1960



EDMOND MICHELET, Garde des Sceaux und französischer Justizminister, geboren am 8. Oktober 1899 in Paris. Er studierte in Vaujours und Pau. 1918 als Freiwilliger im Heeresdienst. Von Beruf staatlich vereidigter Makler galt sein besonderes Interesse der christlich-sozialen Arbeit. 1938 wurde er bei der Gründung der Nouvelles Equipes Françaises von Francique Gay einer der Vizepräsidenten. Zur eigentlichen politischen Arbeit kam er 1940 durch die Widerstandsbewegung. Als Obmann der Freiheitsbewegung Liberté und „Combat“ für das französische Zentralgebiet wurde er von Vichy verfolgt; 1943 von der Gestapo verhaftet und nach Dachau überführt. 1945 in die verfassunggebende Versammlung gewählt, wurde er im ersten Kabinett de Gaulle Armee-Minister; 1952 im Senat, 1957 dessen Vizepräsident, 1958 wiedergewählt. Im zweiten Kabinett de Gaulle Minister für Kriegsteilnehmerfürsorge. Anschließend im Kabinett Debré Siegelbewahrer und Justizminister. — Seit 1954 bei den Vereinten Nationen Delegierter von Frankreich, Präsident der ehemaligen Dachauer, Ehrenpräsident der Nationalen Makler-Vereinigung von Frankreich und der französischen Union, Vizepräsident der Internationalen Christlichen Führungsgruppen (JCL). Er ist Offizier der Ehrenlegion, Inhaber des Kriegsverdienstkreuzes 1939/45 und der Widerstandsrosette. Michelet hat 7 Kinder und 25 Enkel. Edmond Michelet hat veröffentlicht: „Über die Treue in der Politik“, „Die Freiheitsstraße“ (Ausgezeichnet von der Académie Française mit dem I. Preis für ein Werk über die Widerstandsbewegung) und „Gegen den Bürgerkrieg“ (zum Algerienproblem).

# Straße der Freiheit zwischen Stacheldraht

Dokument hohen menschlichen Geistes und der Seelenstärke von Edmond Michelet

„Die Erfahrung, die wir durchleben mußten, ist unauslöschlich. Sie hat uns für den Rest unserer Tage gezeichnet. Von ihr haben wir alle Narben zurückbehalten, die man nicht alle sieht. Weder gesund noch heil, ein bedrückendes Wort! Und es ist wahr, ich will das noch einmal sagen. Wir haben Abgründe kennengelernt, in uns selber und bei den anderen. Ein gewisser guter Glaube des Herzens bleibt uns auf immer versagt.“

Edmond Michelet, französischer Jurist, Justizminister der V. Republik unter General de Gaulle, zieht mit diesen Sätzen das Fazit seines Erlebens im Konzentrationslager Dachau. 1943 war er, der aktive Katholik, der sich der Widerstandsbewegung angeschlossen hatte, in Frankreich festgenommen worden und nach monatelangem Warten, nach endlosen Verhören nach Deutschland transportiert worden. Schon auf dem Weg nach Dachau erleben die Häftlinge Luftangriffe und hören von der Kapitulation Italiens. Sie glauben, daß der Krieg nur noch wenige Monate dauern kann, aber sie, die die Haft überleben, müssen bis zum Frühjahr 1945 warten.

„Die Freiheits-Straße“ hat Michelet sein Buch genannt, das in der deutschen Übersetzung von Graf Henckel von Donnersmark und mit einem Geleitwort von Bundeskanzler Adenauer von der „Europa-Contact-Gesellschaft“ herausgebracht wurde. Die Freiheitsstraße war die Straße zwischen den Blocks in Dachau. „Eine Art Sanatorium“ wurde den Häftlingen erklärt, im Vergleich zu anderen Konzentrationslagern. Dort stoßen sie zu anderen Widerstandskämpfern, aber auch zu Collaborateuren, die aus einem anderen Grund deportiert wurden, sie treffen auf Deutsche und Polen und auf alle die zahllosen Gefangenen der anderen Nationen. In seinem

Vorwort zur deutschen Ausgabe betont der Verfasser seine Absicht, ohne Haß zu schreiben, die auch der Inhalt dieses Buches immer wieder bestätigt. In ihm offenbart sich Michelet als einer jener großen Menschen, deren Vorbild vielleicht die christlichen Märtyrer waren, die auch in tiefster Not und Erniedrigung standhaft blieben. Ein Dokument hohen menschlichen Geistes und Seelenstärke könnte man das Buch nennen, in dem menschliches Leid in jeder Form geschildert wird, nicht als Ausdruck des Hasses oder der Verachtung, sondern als Schicksal der einzelnen und auch der Völker.

Ma.

Ford 12 M, Baujahr 1959, 41 000 km,  
preiswert abzugeben.

Autohaus Wiesbaden GmbH.,  
Großhändler der Adam Opel AG.,  
Stresemannring, am Hauptbahnhof,  
Tel.-Sa.-Nr. 7 47 51

Baujahr 59, 9000 km, aus erster  
Hand, zu DAT-Taxpreis abzugeben.

Autohaus Wiesbaden GmbH.,  
Großhändler der Adam Opel AG.,  
Stresemannring, am Hauptbahnhof,  
Tel.-Sa.-Nr. 7 47 51



*Isabella*

*Erste Qualität aus zweiter Hand*

## als Gebrauchtwagen

alle Modelle, verschiedene Baujahre, in bester Verfassung

sen.

use.

kaufen.

erem

92

# ANDEL

## U 1000

Baujahr 59, zum DAT-  
abzugeben.

Autohaus Wiesbaden GmbH.,

Großhändler der Adam Opel AG.,  
Stresemannring, am Hauptbahnhof,  
Tel.-Sa.-Nr. 7 47 51

## Borgward Isabella

Baujahr 58, 22 000 km

Beide Fahrzeuge aus erster  
Hand und sehr gepflegt, preisw. abzu-

Autohaus Wiesbaden GmbH.,  
Großhändler der Adam Opel  
Stresemannring am Hauptbahnh  
Tel.-Sa.-Nr. 7 47 51

## Vorfürswagen

Borgward-Isabella TS de Luxe,  
feldgr., m. automatischer Kupplung

Borgward-Isabella TS Coupé,  
rot, mit Schiebedach u. reichem  
Zubehör

2.3 Ltr. der große Borgward,  
graphitgrau

Borgward-Arabella,  
34 PS, gelb/creme,

Borgward-Arabella,  
38 PS, rot/elfenbein

Sämtliche Fahrzeuge wenig gefahren,  
mit Preisnachlaß, Besondere Gelegenheiten.

## Traiser-Autohandel

Mainzer Straße 88 — 92,  
Telefon 7 43 41

## Fiat 1200

Baujahr 60, Radio, Liegesitze,  
Doppelhorn, DM 5000.—


## Fiat Neckar

Baujahr 59, 31 000 km, Stahlschlepp-  
schiebedach, Nebellampen, Scheiben-  
wäscher, aus erster Hand, DM 4175.—

Autohaus Wiesbaden GmbH.,  
Großhändler der Adam Opel AG.,  
Stresemannring, am Hauptbahnhof,  
Tel.-Sa.-Nr. 7 47 51



# Colour & Grey Control Chart

Danes Picta 

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
------	------	-------	--------	-----	---------

